Das Reich der Geister, der Wunder, des Priestertrugs und der Zauberei.

Von *r.

> Es glaubt der Mensch in thöriger Verblendung,
> Er habe seinem Gott ein Haus gebaut,
> Doch nur das Reich der Priester wohnt
> darin

Zweiter Theil.

Leipzig, 1834.
Friedrich Volkmar.

Das
Reich der Geister,
der Wunder,
des
Priestertrugs und der Zauberei.

Von *r.

> Es glaubt der Mensch in thöriger Verblendung,
> Er habe seinem Gott ein Haus gebaut,
> Doch nur das Reich der Priester wohnt
> darin

Zweiter Theil.

Leipzig, 1834.
Friedrich Volkmar.

Das Reich der Geister,

der Wunder, des Priestertrugs, der Zauberei u. s. w.

XIII.

Wir führen den Leser auf den Schauplatz der alten Mysterien, wo sich so viele Wunder vereinen, den Muth der Einzuweihenden zu prüfen, ihre Vernunft zu berücken, ihren Enthusiasmus zu entflammen, ihre Standhaftigkeit zu belohnen. Seit mehreren Tagen waren sie mancherlei Vorbereitungen unterworfen worden, deren Zweck ihnen verborgen blieb, deren Beschaffenheit ihnen durch die religiösen Formen entging. Endlich betritt der Neophyt einen Pfad voll Wunder, ohne das Ende desselben absehen zu können, ohne nur zu wissen, ob es ihm gestattet ist, als Sieger heraus zu gehen.

Anfangs steht er unbeweglich. Er ist mitten in der Finsterniß wie angefesselt; die letztere ist so arg, wie in der Hölle, und wenn von Zeit zu Zeit ein feuriger Blitz die ihn umgebende Nacht erhellt, so dient es ihm zu Nichts, als die Schrecken derselben zu sehen. Er nimmt nur bei ihrem blendenden Feuer furchtbare Gestalten und Gespenster wahr, ohne sie genau unterscheiden zu können;

er hört in seiner Nähe Schlangen zischen, wilde Thiere brüllen, Felsen mit Krachen zusammenstürzen, und das Echo in der Ferne antwortet und wiederholt und nährt das furchtbare Getöse. Tritt eine augenblickliche Ruhe ein, so ist er doch dermaßen ergriffen, daß selbst ein mäßiges Geräusch, ein angenehmer Ton ihn zittern lassen. Endlich wird es hell; plötzlich sieht er, wie die ganze Gegend und ihre Beschaffenheit sich ändert. Die Erde zittert unter seinen Füßen, bald erhebt sie sich zu einem Berge, bald öffnet sich ein tiefer Abgrund; er fühlt, wie er selbst bald in die Höhe gehoben, bald schnell dahin gerissen wird, und durch Nichts wird ihm klar, welchem Eindrucke er eigentlich gehorcht. Unter seinen Augen scheinen Gemälde und Bildsäulen Leben zu gewinnen; das Erz vergießt Thränen, große Kolosse gerathen in Bewegung und wandeln; aus andern Wandbildern lassen sich bezaubernde Gesänge vernehmen. Er schreitet weiter, und schreckliche Ungeheuer, Centauren, Harpyen Gorgonen, hundertköpfige Schlangen, umringen und bedrohen ihn; körperlose Gestalten spotten eben so gut seiner Furcht, wie seines Muthes. Luftige Wesen, welche vollkommen den Männern gleichen, die längst das Grab verbirgt, den Männern, welche ihm Gegenstand der Bewunderung oder Anhänglichkeit waren, flattern unter seinen Augen herum und täuschen jeden Augenblick seine Umarmungen, welche sie doch zu suchen scheinen. Der Donner brüllt, der Blitz leuchtet, das Wasser entzündet sich und rollt gleich einem Feuerstrome dahin. Eine trokkene, feste Körpermasse geräth in Gährung, sie schmilzt, und wandelt sich in eine blutige, schäumende Fluth. Hier mühen sich Unglückliche umsonst ab, eine gar nicht tiefe

Urne anzufüllen. Die Flüssigkeit, welche sie ohne Unterlaß hineingießen, erreicht nur den Rand des Gefäßes. Dort beweisen Freunde der Gottheit ihre Ansprüche auf solchen Namen, indem sie dem siedenden Wasser, dem glühenden Eisen, dem geschmolzenen Erze, dem brennenden Scheiterhaufen Trotz bieten. Sie befehlen den wilden, reißenden Thieren, als ob sie Herren derselben wären; sie gebieten, und ungeheure Schlangen kriechen zu ihren Füßen; sie ergreifen die Hornschlange, die Otter, und zerreißen sie, ohne daß solch Gewürm wagte, sich mit einem Bisse zu rächen. Der Neophyt hat während deß in seiner Nähe eine menschliche Stimme gehört; sie ruft ihn, sie antwortet auf seine Frage, sie thut ihm Befehle kund, sie spricht in Orakeln zu ihm, und doch ist Das, was ihn umgibt, ohne Leben, und je mehr er sich dem Punkte nahet, woher die Worte zu kommen scheinen, desto weniger ist ihm die Ursache klar, welche sie hervorbringt, desto verborgener der Weg, auf welchem sie zu seinem Ohre dringen. Am Ende eines engen Pfades, der kein Tageslicht zuläßt, entdeckt ihm ein Licht, so hell, wie das der Sonne mit einem Male erglänzend, bis in unendlicher Ferne prächtige, bezaubernde Gärten, einen Palast, so strahlend und herrlich, daß er genöthigt ist, darin den Aufenthalt der unsterblichen Götter zu erkennen. Da erscheinen ihm die Götter selbst; die erhabensten Geister haben ihre Gegenwart geoffenbart; sein Auge sieht, sein Ohr hört sie. Die Vernunft, so bethört, das Nachdenken, so gestört, sein Bewußtsein, von so vielen Wundern erschöpft, verlassen ihn. Trunken, außer sich, beugt er sein Knie vor den glorreichen Beweisen einer über-

menschlichen Macht und der unbezweifelten Gegenwart der Gottheit. *)

---

*) Man vergleiche damit die Schilderung der Weihe in den Mysterien zu Eleusis in Richter's Phantasien des Alterthums, V, S. 131 und 132.

„Um jeden Profanen zu entfernen, rief der Herold mit lauter Stimme: „Hinweg von hier alle Ungeweihte, alle Gottlose, Alle, deren Seelen mit Verbrechen beflecket sind!“ Späterhin wurde die Formel dahin verändert, daß auch Atheisten, Christen und Epikuräer als diejenigen bezeichnet wurden, die sich entfernen sollten. Todesstrafe traf Den, der jetzt noch blieb, ohne ein Recht dazu zu haben. Nun wurden die Einzuweihenden nochmals gereinigt, der Eid der Verschwiegenheit wiederholt, und die obigen Formeln abgefragt, um daran zu erkennen, ob ein Unberufener sich einschleichen wolle. Dann mußten sie sich ganz entkleiden, mit dem Felle eines Hirschkalbes umgürten, und ein neues Kleid anziehen, (beides in symbolischen Beziehungen auf den rohen Zustand der früheren Menschheit, und vorzüglich auf das verdorbene, unselige Leben des Uneingeweihten, und das reine, glückliche des Eingeweihten) worauf der Glückwunsch zu der zu empfangenden Weihe folgte. Jetzt sahen sich die Einzuweihenden allein, dicke Finsterniß umgab sie, Blitze durchzuckten die Nacht, Donnerschläge erschütterten den Tempel, Schreckgestalten zeigten sich beim Leuchten der Blitze, furchtbare Töne und Stimmen der Angst und des Wehklagens ließen sich hören, wie die Verdammten im Tartaros, von endlosen Qualen gefoltert, sie ausstoßen mögen. Oft fühlten sie sich auch von unsichtbaren Händen bei den Haaren ergriffen, geschlagen, zu Boden geworfen. Dann sahen sie beim schwachen Schimmer eines Lichtes die Gegend der Unterwelt, wo die Seelen gereinigt wurden, sie hörten die Stimme der Reue, der Klage über die begangenen Sünden, der heißen Sehnsucht nach Begnadigung und Aufnahme in die Wohnung der Seligen. Aber jetzt öffneten sich unter entsetzlichem Krachen die ehernen Pforten des Tartaros. Hier sahen sie jedes auch das verborgenste Verbrechen bestraft, hier hörten sie das Jammergeschrei der Verdammten, und erblickten die Schreckgestalten der Furien, welche die Schuldigen mit glühenden Fackeln und zischenden Schlangengeißeln umhertrieben. Zwischendurch ertönte die erschütternde Stimme des Hierophanten, der, als Weltrichter, mit furchtbarem Tone Warnung und Drohung ihnen zurief, oder Das erklärte, was sie

Beachtung verdient es, daß ein Theil dieser Schilderung ganz auf die schrecklichen Erfahrungen angewendet werden kann, welche die Aegypter gemacht haben sollen, als eine Finsterniß ihr Land heimsuchte, in sofern wir dem unbekannten Verfasser des Buches der Weisheit glauben. Moses selbst, oder wer Israels Geschichte nach ihm geordnet hat, weiß Nichts davon. Er sagt nur, daß dicke Finsterniß das Land bedeckte, und Keiner den Andern sehen konnte. (2. Mos. X, 22 und 23.) Um so auffallender ist diese, an die Weihe in den Mysterien erinnernde Beschreibung. Nothwendig hat der Israelit, welcher das Buch der Weisheit schrieb, genauere Kunde davon gehabt. Er läßt die Aegypter von der Finsterniß gebunden, von langer Nacht gefangen sein; sie werden aus ihren Wohnungen aufgescheucht und durch „Gespenster" erschreckt, es war „Getöne" um sie her, das sie erschreckte, und „scheußliche Larven" erschienen, vor denen sie sich entsetzten. Es erscheint ihnen „ein selbstbrennend Feuer voller Erschrecknis;" es „fahren Thiere unter sie" und „die Schlangen zischen mit Haufen;" Einige werden

---

sahen. Waren sie nun durch alle diese Scenen gleichsam in den Zustand eines Sterbenden versetzt, floß der Angstschweiß von ihrer Stirn, wußten sie kaum, wohin sie vor Furcht und Schrecken ihren Fuß setzen sollten; da eröffnete sich plötzlich die Pforte zum Allerheiligsten, und ein überirdisches Licht erfüllte das Innere. Strahlend und im ausgesuchtesten Schmucke erschien die Bildsäule der Göttin. Himmlische Töne entzückten mit bezaubernden Melodien das Ohr, ein reiner, wolkenloser Himmel strahlte hernieder, in anmuthigen Hainen und auf lachenden Wiesen erblickten sie die Seligen, in frohen Tänzen sich vergnügend, und ambrosische Gerüche durchwürzen die Lüfte. Dieß hieß nun die Photagogia, die Einführung zum Lichte, und Autopsia, das Selbstschauen."

„durch grausame Gespenster umhergetrieben," daß sie den Tod vor Angst und Furcht fanden. Es „brauset ein Wind und die Vögel singen süße unter den dicken Zweigen, das Wasser rauschet mit vollem Laufe, es fallen Steine mit starkem Gepolter, es laufen Thiere, es springen Thiere, es heulen grausame wilde Thiere, es schallet der Wiederhall aus hohlen Bergen," und Alles macht sie verzagt.*) — In der That eine an diesem Orte merkwürdige Schilderung.

Aber hatte denn der Neophyt Nichts zum Lohne solcher Gefahren und bedenklichen Prüfungen? O ja! So vielen Eindruck auch die Wunder auf ihn gemacht haben mochten, so wenig bedeuten sie gegen die Kenntnisse, in denen er eingeweiht werden soll, wenn sein Stand, sein Muth, sein Eifer, seine Talente, ihn fähig machen, eines Tages auf den höchsten Stufen des Priesterthums eine Stelle einzunehmen. Alles, was ihn mit Staunen füllte, wird er dann selbst zu bewirken im Stande sein; noch wichtigere Geheimnisse sollen ihm außerdem aufgeschlossen werden. Ihm, dem Diener der Gottheit, die bald Wohlthaten übt, bald die rächende Hand erhebt, stets aber allmächtig ist, werden die Menschen und Elemente gehorsam. Er wird die Menschen in Erstaunen setzen, wenn er sich aller Speise enthält; er wird allgemeinen Dank ernten, wenn er unreines Wasser, das sie der Durst zu trinken nöthigt, in ein heilsames Getränk wandelt. Er wird den Geist der Menschen mit Furcht und Unruhe erfüllen, er wird sie gängeln, wie ein gedankenloses Thier,

*) Buch der Weish. XVII, 3—19.

oder zu wildem Muth entflammen, sie in Vergessenheit ihrer Leiden wiegen, oder von ihren Schmerzen befreien; er wird ihren Muth, ihre Gelehrigkeit, bis zum Wahnsinn steigern; er wird ihnen in ihren Träumen das glühendste Verlangen einflößen, oft, ohne Dazwischenkunft aller Mittel, Herr ihrer Phantasie sein, auf ihre Sinne wirken und ihren Willen beherrschen. Er wird ihre Streitigkeiten schlichten, ohne, gleich ihnen, Zeugen befragen und ihre Aussagen abwägen zu müssen. Ein ganz einfacher Beweis wird ihm hinreichen, den Unschuldigen und Wahrheit Sprechenden vom Strafbaren und Meineidigen zu unterscheiden, welche vor seinen Augen von einem schmerzlichen und unvermeidlichen Tode ergriffen werden. Die Menschen werden zu ihm fliehen, wenn sie krank sind, und auf sein Wort hin wird des Himmels Beistand ihre Krankheit heilen. Selbst dem Tode wird er die schon ergriffene Beute entreißen. Wehe Dem, der ihn beleidigt! Er wird mit Aussatz, mit Blindheit, mit dem Tode die Schuldigen strafen; er wird der Erde verbieten, ihnen Früchte zu tragen; er wird die Luft vergiften, welche sie athmen; die Luft und der Dunstkreis werden ihm Waffen gegen seine Feinde reichen. Das schrecklichste aller Elemente, das Feuer, wird sein Sklave sein; es wird, gehorsam seiner Stimme, hervorbrechen, und die Augen der Ungläubigsten blenden; das Wasser wird es nicht auslöschen können; schrecklich wie der Donner, ergreift es sein Opfer; es zerreißt den Schooß der Erde, und zwingt sie, dasselbe zu verschlingen. Der Himmel selbst wird seine Macht anerkennen; er wird der Hoffnung und Furcht die Zukunft offenbaren, die Witterung und Erschütterungen

der Erde wird er voraussagen, den Blitz wird er ableiten und mit dessen Feuer spielen; die zitternden Menschen aber sollen glauben, daß er die Macht habe, ihn auf ihre Häupter zu schleudern.

Solche Gaben theilt die Gottheit dem Eingeweihten mit, auf solche Art überzeugt man die Menge, und fesselt Alle an den Fuß des Altars, sie mögen außer dem Tempel auch noch so mächtig sein; Alle sind geschaffen, zu glauben, anzubeten und zu gehorchen.

Und in der That wußte die Weisheit des Alterthums solche ungeheure Versprechungen zu erfüllen; das Auge sah dergleichen Wunder vollbringen, wenn Ihm, dem Aufmerksamen, das Heiligthum seine Pforten verschloß, und nicht zu den verborgenen Ursachen hinaufzubringen erlaubte. Auch wir sehen wohl noch Wunder in der Art, wie solche Versprechungen erfüllt wurden, aber es ist uns erlaubt, ihrer Ursache nachzuforschen. Wir staunen darüber nur, in sofern so viele Kenntnisse nöthig waren, sie hervorzubringen, und verlieren dabei nie den Umstand aus den Augen, daß sich unter dem Scheine des Geheimnisses viel Gewandtheit, Charlatanerie, und Betrug beimischte. Schon haben wir von der Anwendung dieser Hilfsmittel Beispiele gegeben, indessen, nach Abrechnung derselben bleibt doch noch manches echte Korn übrig, das in seinem vollen Glanze aus längst vergangener Zeit uns entgegen leuchtet, und auf die alte Geschichte der Naturwissenschaften, der damit verbundenen Künste und Fertigkeiten ein vortheilhaftes Licht wirft.

XIV.

Bei dem Gaukelspiele, welches Statt fand, wenn man die in die alten Mysterien Einzuweihenden auf die Probe stellen wollte, läßt sich doch auf den ersten Blick nicht verkennen, daß hier eine Menge von Geheimnissen aus dem Gebiete der Mechanik und Akustik in's Spiel kam, daß die Optik ihre Täuschung geltend machte, perspektivische Malereien und Geistererscheinungen, oder was wir Phantasmagorien nennen, vorwalteten; daß manche Lehren der Hydrostatik in Anwendung kamen und die Chemie eine Rolle spielte. Man mußte die Natur und Gewohnheit mancher Thiere studirt haben, und endlich auch mit den Mitteln bekannt sein, wie man sich gegen die Einwirkung des Feuers sicherte, ein Geheimniß, daß in allen Tempeln vorwaltet, das schon in den ältesten Zeiten den vertrauten Dienern der Gottheit bekannt gewesen sein muß.

Allerdings findet sich, nur nicht unmittelbar, der Beweis in den Schriften der Alten vor, daß alle diese Geheimnisse vorgewaltet hätten. Allein, die Wirkungen sprechen dafür, und wo diese sind, muß auch auf die Ur-

sache geschlossen werden. Sollen wir die Nachrichten von allen jenen Scenen, wie wir sie schilderten, für Erdichtung, Unwahrheit, Lügen, halten, oder lieber zugeben daß sie durch Anwendung von Mitteln hervorgebracht wurden, welche das Wunderbare und die scheinbare Unmöglichkeit zugleich beseitigen? Eine andere Wahl haben wir nicht, aber sie fällt uns auch nicht schwer. Wir sind im Besitze der zu jenen Wundern nöthigen Mittel. Wir bewirken, was den Nachrichten der Alten nach ebenfalls schon bewirkt worden ist. Sie müssen also dieselben Kräfte dazu benutzt haben. Wie weit sich ihre Kenntniß, ihre Einsicht, erstreckte, läßt sich nicht historisch nachweisen, weil sie Alles sorgfältig als Geheimlehre betrachteten, weil Niemand die Theorie davon öffentlich vortrug, weil sie Niemand in Schriften aufbewahrte. Das Wenige jedoch, was wir davon bestimmt wissen, läßt uns das Viele ahnen, was uns verborgen geblieben ist.

In Hinsicht der Mechanik, „der Wissenschaft, sinnreiche, wunderbare Maschinen zu erbauen, durch deren Hilfe die ganze Ordnung in der Natur über den Haufen geworfen zu werden scheint," wie Theodorich bei Cassiodorus sie bezeichnete, *) können wir es am sichersten wagen, dieß darzuthun. Sie war bei den Alten auf einen Höhegrad gebracht, den die Neuern, lange Zeit nicht erreichen konnten, und kaum in unseren Tagen vielleicht übertroffen haben. Wir erinnern nur, um das Letztere zu beweisen, an die Schwierigkeiten, welche das Aufstellen des großen Obelisken in Rom, unter dem Papste

---

*) Variar. I, 45.

Sixtus V., kostete, und wie leicht die ganze Arbeit Fontana's umsonst gewesen wäre, wenn nicht, wie die Sage geht, ein Weib durch seinen Ruf: Acqua fresca! den Baumeister auf den Gedanken gebracht hätte, die nachgebenden Seile mit Wasser begießen zu lassen, und durch die so entstandene Verkürzung derselben dem Mangel an relativer Kraft abzuhelfen. Bei den alten Aegyptern muß die Kunst, solche Massen in Bewegung zu setzen, etwas sehr Alltägliches gewesen sein, weil Obelisken bei ihnen so gewöhnliche Zierden waren. Die ungeheuern Quadern, mit denen ihre Pyramiden bis zum unendlichen Gipfel hinauf mindestens belegt sind, wenn sie auch nicht völlig aus diesen erbaut wurden, zeugen ja ebenfalls von einer Mechanik, welche auch dem besten Künstler unserer Tage zu schaffen machen würde. Was Alles vom Archimedes erzählt wird, ist kaum zu glauben, und doch auch wieder anzunehmen, weil es so häufig wiederholt wird, er selbst aber so wenig Werth darauf legte, daß er nur die Theorie derselben mit Lust und Liebe verfolgte. Plutarch versichert dieß, nachdem er so Vieles von seinen Arbeiten mittheilte, ausdrücklich.*) Sicherer könnten wir darüber urtheilen, wenn wir seine Abhandlung darüber hätten. Es scheint aus dem Cassiodorus**) bestimmt hervorzugehen, daß er eine solche hinterlassen habe, welche Boethius in's Lateinische übersetzte. „Mechanicum etiam Archimedem latine reddidisti," sagt der König Theodorich hier in seinem Br. an Boethius aus-

*) In Vita Marcelli.

**) A. a. O.

drücklich, in wiefern dieser Gelehrte auch die Logik des Aristoteles, die Theorie der Musik von Pythagoras xc. in's Lateinische übergetragen hatte. Wenn das Glück der Wissenschaft günstig ist, könnte wohl noch einmal in einer reichen Sammlung von Handschriften die Uebersetzung des Boethius gefunden werden, denn das Original existirt allerdings sicher nicht mehr, aber es würde dann doch mindestens in's Klare gebracht, ob er, wie Plutarch sagt, in der That Nichts von den Maschinen mitgetheilt hat, die ihm so viel Ehre machten. Daß in jedem Falle der Wunderthäter im Tempel diese Wissenschaft hoch schätzte, um seine Zwecke leichter zu erzielen, daß er ihr Geheimniß um so lieber bewahrte, je weniger Werth die Schule der Philosophen darauf legte, daß er sicher Räder und Hebel in undurchdringliche Finsterniß begrub, darf am wenigsten Wunder nehmen.

Wie die Mechanik in der That bei solchen Mysterien eine Rolle spielte, geht aus einer Nachricht beim Livius hervor.*) Es ist hier zwar von Bacchanalien, von Orgien die Rede, (186 J. v. Chr.) aber zugleich auch angegeben, daß sie erst dazu durch Ausartung des ursprünglichen Zweckes geworden wären. Sicher sehen wir also Mysterien darin, wie hundert andere waren, und in diesen nun wurden Alle, welche sich nicht zu den schändlichen Genüssen hergeben wollten, auf solche Art in einen Abgrund verschlungen, indem sie von den Göttern entführt wurden; „raptos a diis homines dici, quos machinae illigatos e conspectu in abditos specus

*) XXXIX, 13.

abripiunt" sagt Livius.*) Genug, man begreift, wie der Neophyt auch in anderen Fällen sich plötzlich fortgeführt sehen konnte. Vielleicht, daß zur Zeit des Livius, wo manche Mysterien bereits so sehr ausgeartet waren, die Entdeckung dieser Schändlichkeit dazu beitrug, solchen Täuschungen ihren Werth zu rauben; doch darf man nicht vergessen, daß die Schriften dieses Römers in wenig Hände kamen, daß die Sache selbst mehr auf Sagen beschränkt blieb, und nach Möglichkeit in Güte abgethan wurde, denn es waren zu vornehme Männer und Frauen darein verwickelt, als daß man ganz strenge zu Werke hätte gehen können.

Ein Seitenstück hierzu ist die Höhle des Trophonius, worin ein Orakel war. Man kam erst in eine Art Vorhof mit einem Brustgeländer von weißem Marmor, auf welchem eherne Obelisken standen, dann trat man in eine durch Kunst ausgehauene Grotte, in welcher sich der Schlund der Höhle befand. In diese stieg man vermittelst einer Leiter, und kam dann zu einer sehr engen Oeffnung, in welche man die Füße stecken mußte. Sogleich fühlte man sich mit der größten Schnelligkeit fortgerissen. Auf eben die Art wurde man, die Füße nach oben, den Kopf nach unten, wieder heraufgeschnellt."**) Daß hier auch doppelter Mechanismus war, läßt sich nicht abläugnen; zuerst bewirkte er eine Erweiterung der Höhle und dann das Herabziehen oder Hinaufschnellen.

---

*) A. a. O.

**) Richter's Phantas. des Alterthums V, S. 402.

Als Apollonius in Indien war, führten ihn die Braminen nach ihrem Tempel, indem sie feierliche Gesänge ertönen ließen, und einen eben solchen Zug bildeten. Sie schlugen die Erde mit ihren Stäben taktmäßig, und siehe da, sie bewegte sich wie das Meer, wenn es Wellen schlägt, und der Boden hob sie wohl zwei Fuß empor. Dann sank sie wieder nieder, und nahm ihre frühere ebene Gestalt an.*) Das Schlagen mit den Stöcken oder Stäben diente hier sicher nur dazu, die unter der Erde befindlichen Arbeiter in Kenntniß zu setzen, wenn, und wie sie ihre, mit Erde bedeckte Bühne in Bewegung setzen sollten, und einer unserer jetzigen Theatermeister, welcher das Seinige verstände, würde das Räthsel, wie der Mechanismus beschaffen gewesen sein mag, wohl auch zu lösen wissen.

Wenn Apollonius meint, daß nur von den Weisen Indiens dieß Wunder vollbracht wurde, so müssen wir ihm, dem vielgereiseten Wundermanne, der so viele Tempel besuchte, allerdings auch vielen Glauben schenken, allein sicher haben doch auch ähnliche Dinge in anderen Tempeln ihre Stelle gefunden. So entdeckten englische Reisende in Eleusis die Tempelruinen der Ceres, und der Boden des Heiligthums hier war ganz roh, nichts weniger als geglättet, und viel niedriger, als der des dazu hinführenden Säulenganges. Mit dem Boden des Säulenganges lief also wohl noch ein anderer hin, unter welchem nun also eine Höhlung blieb, um diese oder jene Maschine aufzunehmen. Im Boden des innern Vorho-

---

*) Philostr. vit. Apollon. VI, 5.

ſes bemerkte man zwei Fugen oder Falze, welche tief ausgehöhlt waren. Ein Wagen hatte hier nicht hinkommen, und noch weniger ſo oft in Bewegung geſetzt werden können, daß dadurch ein ſolches Geleis entſtehen konnte. Sicher war alſo der Schluß der Reiſenden nicht voreilig, daß dieſe Falze für eine oder mehrere Rollen beſtimmt waren, welche in den Myſterien irgend einen ſchweren Körper bewegten und hoben; daß ſie vielleicht zu einem beweglichen Fußboden dienten. Dieſe Vermuthung iſt um ſo wahrſcheinlicher, da auch ähnliche Falze ſich in der Höhe befanden, in welchen die den Boden hebenden Gegengewichte laufen konnten. Eben ſo gab es in der nöthigen Höhe Löcher für große Pflöcke, um ihn in der gewünſchten Höhe unbeweglich zu erhalten. Man fand in den Marmorblöcken acht große dergleichen, vier auf der rechten, vier auf der linken Seite, und alle konnten Pflöcke von ungewöhnlichem Umfange aufnehmen.

Nach dem Homer hatte Vulkan dem Olymp Dreifüße gefertigt, welche, ohne daß man Jemand dabei thätig ſah, ſich in den Speiſeſaal der Götter von ſelbſt hinbegaben, und wenn ſie nicht mehr nöthig waren, ihre vorige Stelle wieder einnahmen. Ganz ähnliche Sitze ſah Apollonius*) bei den indiſchen Brahminen, und bewunderte ſie nicht wenig. Was folgt hieraus? Daß die Erfindung der Automaten nichts weniger als neu ſei. Das Alterthum derſelben geht noch daraus hervor, weil auch dem Vulkan die Fertigung zweier goldener Sklavinnen zugeſchrieben wird, auf welche er ſich beim Gehen

*) A. a. O. VI, 6.

stützte, und die von den Göttinnen in allen weiblichen Arbeiten unterwiesen worden waren. Einen Dreifuß oder eine Bildsäule zum Gehen zu bringen, ist wohl eine gleich schwere Aufgabe, und wenn sich wirklich die Sessel der Brahminen bewegten, wie Apollonius gesehen haben will, so kann auch Macrobius recht gesehen haben, als er zu Antium, im Tempel von Hierapolis Bildsäulen hin und her gehen sah.*) Am Meisten spricht für die Existenz solcher Automate jene hölzerne Taube des Philosophen Archytas, welche in die Höhe flog, und sich einige Zeit in derselben erhielt.**) Daß der Mensch den Vogel um die Kunst beneidet, in ungemeßne Höhen sich emporzuschwingen, ist bei den Alten sicher so häufig beobachtet worden, als bei uns. Daß er sich bestrebt, es dem Vogel nachzuthun, kann bei einzelnen grübelnden Köpfen nicht auffallen. Gelang es ihm, mit den Fischen des Meeres zu wetteifern, und willkürlich seinen Lauf auf dessen unabsehlicher Fläche zu nehmen, wie er wollte, so mußte sein Wunsch, es den Bewohnern der Luft nachzuthun, nur noch mehr gesteigert werden. Die Alten erzählen in dem Betrachte von Dädalus und seinem Sohne Icarus. Die Sache ist indessen offenbar hier; es handelte sich um ein Schiff mit Segeln, welche Minos noch nicht kannte. Die nur mit Rudern ausgerüste-

---

*) Macrob. Saturn. I, 3.

**) A. Gell. noct. attic. X, 12. Dem Archimedes wurden mehrere ähnliche Kunstwerke zugeschrieben, z. B. eine zischende Schlange von Erz, Kraniche der Art, welche laut schrien. (Cassiodor. a. a. O.) Angenommen, daß sie ihm mit Unrecht zugeschrieben wurden, so beweiset doch die Stelle, daß solche Dinge nicht für unmöglich galten.

ten Fahrzeuge des Minos konnten das des Dädalus, welches, von Rudern und Segeln getrieben, gleichsam fortflog, nicht einhohlen. In Aegypten kannte man bereits die Segel, und dort hatte sie Dädalus kennen gelernt, so wie den Grundriß zum Labyrinth bekommen. In sofern würde die Sage für die frühesten Versuche zu fliegen, Nichts beweisen. Allein, auch in dem Tausend und Einen Tag kommen dergleichen (110—125) Nachrichten vor. Das eine Mal ist von einem Wagen die Rede, welchen ein Mensch in der Luft ganz nach Belieben lenkt, und der als ein Meisterstück der Kunst, nicht etwa als Produkt der Zauberei, beschrieben wird. Das andere Mal erzählt die Tausend und Eine Nacht von einem kleinen Nachen, der unter einem Ballon befestigt ist, und in welchem der Luftschiffer sitzt. Der Reisende wird schnell, wohin er will, getragen. (556. Nacht.) Was läßt sich daraus abnehmen? Nichts, als daß auch Versuche in solcher Art im grauesten Alterthume gemacht worden sind, und der berühmte Archytas, der weise Archimedes, ihre Automate und Maschinen erst wieder in dem Innern der Tempel des Osiris zu Memphis, oder in Babylon erlernt hatten. Wie weit die Alten, namentlich in Maschinen, waren, wenn die Rede davon ist, die Sinne zu täuschen, und darauf kommt es doch vornehmlich bei unserer Zusammenstellung hier an, wird namentlich durch das kund, was auf ihren Bühnen Statt fand.

Gewöhnlich stellt man sich die Bühne der alten Griechen und Römer sehr einfach vor. Man weiß, daß sie groß, prächtig und imposant war, nur denkt man nicht dabei an die Verwandlungen, die Maschinerie, die Deko-

rationen, die Prospekte, die Coulissen der unsrigen. Allein so wenig uns Theaterkalender und Theaterberichte aus jener Zeit geblieben sind, so wenig fehlt es uns doch an Andeutungen, welche die alte Bühne in dieser Hinsicht mit der unsrigen auf ziemlich gleichen Fuß setzen. Alterthumskundige versichern uns, daß die Bühne der Alten mittelst Maschinen schnell verwandelt, oder ein bewegliches (ductilis) Bild mittelst eines beweglichen Bodens (tractis tabulatis) vorgeführt wurde, das Innere eines Palastes z. B. zu zeigen. Man hat es Shakspeare und Kotzebue so oft vorgeworfen, daß sie das Tragische mit dem Komischen oft schnell und bunt wechseln ließen. Aber auch bei den Alten müssen solche Mischungen nicht selten gewesen und gern gesehen worden sein, sonst hätte Martial nimmer sagen können:

Juvat ad tragicos soccum conferre cothurnos,

und Claudianus konnte dann nicht von der Tragödie bemerken:

Laetis risum salibus movisse.

Auf unserer Bühne überraschen besonders Genien und dergleichen, die aus den Wolken herabkommen. Flugwerke, mit Einem Worte, scheinen der neuen Bühne eigen. Aber die Alten hatten dergleichen alle Tage auch. Man darf nur an das **Deus ex machina**, *θεὸς ἀπὸ μηχανικῆς*, denken; „wenn ihr nicht mehr die Sache erklären könnt, nehmt ihr zu einem Gotte eure Zuflucht! (**cum explicare argumentum non potestis, ad deum confugitis!**)“ spottet Cicero. Die Götter kamen durch

die Luft; sie kamen mit Blitz und Donner, wie die Feen und Zauberer in unsern Opern; denn die alte Theatermaschine hatte ihre *βροντεῖα*, ihre Donnermaschinen, zu dem Zwecke, große Säcke mit kleinen Steinen gefüllt, „quae in aeneum dejiciebantur vas," welche in ein erzenes Gefäß ausgeschüttet wurden. Zum Blitzen diente das Lunoskopium. Der Ort, wo alle die lieben Götter und Göttinnen oben in der Höhe des Augenblicks harrten, bevor sie in ihren Wolken auf die Bühne herabschwebten, wo sie, wie Oberon oder Rübezahl, in der Luft verweilten, hieß Theologeion (*θεολογεῖον*), und die Haken, die Seile, von welchen sie in der Höhe frei schwebend gehalten wurden, hatten insbesondere den Namen *μεχανικὴ*, (machina). So erschienen Ajax, Medea, Perseus, Bellerophon. Um schnell quer über die Bühne hinweg zu fliegen, gab es eine andere Maschine, Geranion genannt; die Seile, welche dazu vonnöthen waren, hießen *στροφεῖα*; noch andere Vorrichtungen der Art hatten die Namen Aeroas, Ekkyklema, Akrobatikon rc. Meere, Berge, Schlösser, Flüsse kamen in den alten Schauspielen so oft vor wie bei uns, und wurden mittelst der Prospekte vorgestellt; certis machinis pentilia statuebantur.

Es werden vielleicht einige Beispiele von solcher Scenerie und Dekoration auf der alten Bühne den Freunden der unsrigen, des Vergleichs wegen, nicht unangenehm sein. Wir finden gleich eines von einem heftigen Gewitter in der Antigone des Sophokles, im letzten Akte. Indem der Chor eben seinen Gesang anstimmt, wird er plötzlich vom Rollen des Donners unterbrochen,

und dieß Donnern muß großartig genug ausgeführt worden sein, denn der Frage:

„Hallte die Luft?"

folgt auch sogleich die flehende Bitte:

„Zeus, hilf uns!"

und kaum ist sie gesprochen, als auch der blinde Oedipus ruft:

„Mich führt darnieder eben Zeus geflügelter
Blitzstrahl zum Hades!"

Noch mehr spricht für die großartige Maschinerie, welche den Donner und Blitz nachahmte, der sich an seinen Ruf anschließende neue Gesang des Chors:

„Es ertönet, siehe, daher gerollt
Wieder das gewalt'ge
Tosen von Zeus. Empor
Treibt Entsetzen mein Hauptgelock,
Mein Muth erbebt; von den
Himmelshöh'n fährt neuer Strahl
Entflammt herab rc.

Während Oedipus, dem der Zorn des Zeus gilt, mit wenig Worten seiner zagenden Tochter Antigone sagt, daß dieß seines Lebens Ausgang sei, geht das furchtbare Wetter in Zwischenpausen immer auf's Neue an, denn mit einer neuen Strophe ruft der Chor:

O sieh', o, sieh'!
Und abermals erschallet rings umher
Gewaltigeres Getös.
Gnädig, o Gott, walte! gnädig! Erhebst du heut'
Etwa dem Mutterland des Zornes Finsterniß?" *)

---

*) Man vergleiche hiermit die Schilderung des Gewitters in Klopstock's herrlicher Ode: die Frühlingsfeier.

Nun könnte ein mit der alten Bühne nicht Bekannter wohl meinen, daß aus diesen Worten des Chors noch nicht gerade erhelle, wie ihnen die Nachahmung der Scene selbst entsprochen habe, und an Shakespeare's Zeit erinnern, dessen Dramen die größte Maschinerie und Dekoration vorauszusetzen scheinen, ohne, daß darum entschieden ist, ob sie wirklich nur in erträglicher Art Statt gefunden habe. Indessen widersprechen die Nachrichten, welche wir wenigstens in spätern Schriftstellern finden, auf's Bestimmteste jedem solchen Zweifel, da sie uns darthun, daß schon zur Zeit des Cicero z. B. die Pracht auf der Bühne keine Gränze fand, daß ihr in der Art die der unsrigen weit nachstand, daß aber solcher Uebertreibung nothwendig ein Zeitraum vorhergegangen sein mußte, wo, was zur Täuschung der Phantasie vonnöthen war, um das Wort nicht zum leeren Schalle zu machen, gewiß nicht vermißt worden ist. Cicero schreibt, um auf sein Zeugniß zurück zu kommen, an den Marius:*) daß er sich gefreut habe, ihn nicht in den Vorstellungen zu sehen, die von Pompejus gegeben worden seien. Dem guten Aesop, ihrem beiderseitigen Lieblinge, habe die Stimme versagt (vox eum defecit); was bedürfe es weiter? Er kenne ja die Schauspiele; sie gewährten nicht einmal den Genuß, den mittelmäßige Schriften gewähren könnten, denn die Prachtaufzüge verscheuchten jeden Frohsinn (apparatus enim spectatio tollebat omnem hilaritatem); dieß Mal sei der Prunk so weit getrieben gewesen, daß er (Marius)

---

*) Epist. ad Divers. VII, 1.

sicher die Geduld verloren haben würde. Was können 600 Maulesel in der Klytämnestra für Freude schaffen? Was gewähren 3000 Bewaffnete im trojanischen Pferde für Genuß? Daß es an Schlachten zwischen Fußvolk und Reiterei nicht in solchen Stücken gefehlt haben mag, gibt gleich die daran geknüpfte Frage zu verstehen: „Welche Wonne wohl aus der verschiedenen Rüstung des Fußvolks und der Reiterei in einer Schlacht entspringen soll? Dieß Alles könne vom Volke angestaunt werden, nicht aber würde es ihm, dem Marius, Freude gemacht haben.“ Wenn Cicero hier also 600 Maulesel den Zug des mit Sieg und Beute gekrönten, von Troja's Belagerung heimkehrenden Agamemnon eröffnen sah, so werden wir denn wohl sicher nicht zweifeln dürfen, daß ihn einige auf der Bühne Athen's zur Zeit des Aeschylos schon begannen, um somit wenigstens das Köstlichste der Beute anzudeuten, welche der Herrscher von Mykene gewonnen hatte. Daß alle unsere Dekorationen zum Theil in treuer Nachahmung der Natur und Wirklichkeit denen der alten Bühne nachstehen mögen, ergibt sich nicht allein aus dieser Stelle, denn wie kleinlich ist nicht das Schauspiel von einer Schlacht selbst auf der größten Bühne, und wie wenig Pferde und Maulthiere können wir da vorüber ziehen

---

*) Aut in *equo trojano craterarum* tria millia (quid delectationis habent?) Craterarum ist nach Einigen i. q. cetrarum, d. h. Schilde, wodurch hier der Beschildete, d. h. der Soldat, angedeutet werden soll. Andere nehmen es für Waschgefäße. Es wäre dann Beute aus dem trojanischen Kriege, dessen Ausgang diesem alten Stücke von Livius Andronicus zum Grunde lag.

sehen? Aber den schlagendsten Beweis finden wir in dem einzigen Romane, der uns von den Römern übrig ist, in den Metamorphosen des Apulejus, der uns im X. Buche zu Ende desselben, die Scene zu einer Pantomime: Das Urtheil des Paris, schildert. Hier waren auf dem von Holz erbauten Berge „Ida" wirkliche Bäume und Sträuche eingepflanzt, und von frischen, lebendigen Rasenplätzen unterbrochen. Es schlängelte sich ein Quell herab, dessen Wasser sich unter dem Felsenstücke in der Tiefe und unter der Bühne verlor. Lämmer und Zicklein hüpften umher, indeß Paris herabtanzte, und zum Schlusse thut Venus ein Wunder. Auf der Spitze des Ida öffnet sich ein Springbrunnen von Wein, der mit Crocus gefärbt ist. Er steigt so hoch, daß er als Staubregen herabfällt und die Herden des Königssohnes gelblich färbt, an das goldene Vließ zu erinnern. Zu dieser Zeit war allerdings die Scenerie und Dekoration der alten Bühne auf den höchsten Grad gebracht, allein, daß sie auch schon, ehe sie sich so weit entwickelt hatte, mit der unsrigen hat wetteifern können, mag wohl nicht geläugnet werden, denn schon Aeschylos läßt unter Donner und Blitz den Felsen einstürzen, an welchen sein Prometheus gefesselt ist, und diesen so in den Tartaros versinken. War man aber in diesem Betrachte so weit, so wußte man solche Kunst sicher auch da geltend zu machen, wo Alles auf Täuschung beruhte: in den Tempeln.

Fast Alles, was wir von der Art, wie in den Mysterien Komödie gespielt wurde, oben bemerkten, findet in dem jetzt Mitgetheilten schon vielfache Erklärung.

XV.

Freilich könnte man fragen, ob sich die Täuschung hierbei nicht selbst verrieth. Wenn die Rollen knarrten, die Stricke schnarrten, die Räder rollten, die ganze Maschinerie ein Geräusch machte, so mußte ja der Neophyt, wenn er auch noch so befangen war, doch Etwas hören, und daraus abnehmen, daß ihn die Hand eines schwachen Menschen täuschen wollte, um ihm den Glauben beizubringen, es seien mächtige Götter im Spiele. Man könnte entgegnen, daß sich unsere Vorfahren vor kaum 150 Jahren noch viel handgreiflichere Täuschungen haben gefallen lassen, weil sie, einmal von dem Glauben an den Teufel verblendet, für Vieles, was sie sahen, hörten, fühlten, keinen Sinn mehr hatten, und folglich konnte sich ja wohl auch der Mann vor zwei tausend Jahren täuschen lassen, der in den Mysterien Weisheit zu finden hoffte. So arg die Täuschung sein mochte, eine solche, wie sich unsere Großväter am grünen Tische und auf der Kanzel noch in Deutschland gefallen ließen, wenn ihnen der Teufel ein X für ein U machte, fand doch nicht Statt. Allein die Hierophanten rechneten nicht auf

so groben Sinnentrug. Diesen überließen sie einer roheren Nachwelt. Statt ihren Maschinen das Geräusch zu nehmen, was doch nicht vollkommen gelungen wäre, wie wir in unseren Schauspielen nur zu oft hören, mehrten sie es lieber bis zu einem Schrecken einflößenden, und so Gehorsam, Ruhe, Ergebung predigenden Grade. Sie ließen den Donner mächtig hallen, wenn ihre Blitze leuchteten, denn in dem Donner redete die Gottheit zu dem schwachen Sterblichen. Im Labyrinthe Aegyptens gab es mehrere Paläste (domus), welche, wenn man ihre Thüren öffnete, ein schreckliches Donnergetöse hören ließen.*) Donner und Blitz wahrnehmen zu lassen, war der Priesterkaste eigen. Als Darius Hystaspes den Thron bestieg, und seine Unterthanen auf die Erde fallen, den Auserwählten Gottes wie einen Gott selbst anzubeten, brüllt der Donner, und der Blitz zuckt aus den Wolken herab. Aus den Urkunden der Hebräer werden wir noch manche ähnliche Scenen entnehmen können. Moses war nicht umsonst in Aegypten gewesen.

Doch nicht bloß durch Furcht und Schrecken wollte der alte Wunderthäter wirken. Er benutzte auch süße, einschmeichelnde Töne, das Gehör zu bezaubern. Pausanias tadelt den thebanischen Dichter Pindar, daß er von goldnen Jungfrauen gesungen habe, welche bezaubernde Stimmen hätten, und die dem Getäfel des Apollo-Tempels in Delphi zur Zierde dienten.**) Pausanias ist sonst eben nicht ungläubig, aber dieß ist

*) Plin. H. Nat. XXXVI, 19.
**) Pausan. Phocic. V.

ihm doch zu Viel. Warum? Wenn sich Alles so leicht erklären ließ, so bedürfte es keines großen Scharfsinnes bei manchen Dingen. Er hätte nur hinter den Jungfrauen irgend ein musikalisches Instrument suchen, und wenn es nicht da war, hinter das goldene Getäfel gehen dürfen. Ahmte dieß die menschliche Stimme nach, so war das ganze Räthsel gelöst. Die großen Verhältnisse, in welchen der Tempel erbaut war, mußten die Entdeckung des Sinnentrugs fast unmöglich machen. Eine gewöhnliche kleine Orgel reichte dazu hin, und daß die Wasserorgel den Alten nicht unbekannt war, wissen wir. Eine Stelle des heil. Augustin scheint selbst auf Windorgeln zu deuten.*)

Im Paktolus fand man einen Stein, wie behauptet wurde, der, war ein Schatz unter ihm, die Räuber, welche sich etwa nahten, entfernte, indem sie sogleich die schmetternden Töne einer Trompete zu vernehmen glaubten. Der Stein galt für ein Wunder. Aber wir haben Geldkassen in solcher Art gearbeitet gesehen. So wie man sie öffnen will, ohne mit ihnen bekannt zu sein, lassen sie ein furchtbares Geräusch hören. Häufig sind dergleichen nicht, doch besaß Ludwig XV. eine, und 1809 wurde Napoleon eine angeboten. Was hier bei uns als mechanisches Kunstwerk gilt, ward im Alterthume zu einem Wunderwerke erhoben; dem Künstler, der es gefertigt hatte, lag vielleicht daran, sein Geheimniß dadurch noch

---

*) Theodorich schreibt die Erfindung einer solchen bereits dem Archimedes zu. Es habe dieser ein organon *extraneis flatibus* gefertigt. Cassiodor. a. a. O.

mehr zu bewahren, seinen Werth noch mehr zu erhöhen, vielleicht hatte er auch zu dem Körper, welcher die Töne erschallen ließ, in der That einen Stein aus dem Paktolus genommen, der gerade die Eigenschaft hatte, zu klingen und wiederzuhallen. In Aegypten ist dieß mit dem rothen Granit der Fall, in China macht man ebenfalls musikalische Instrumente aus einem Steine; in den Trümmern von Pallenqui-Viejo fand man eine Bildsäule aus grünem, glänzendem, klingendem Steine, und in Brasilien existiren ansehnliche Basaltblöcke, die, von einem Stocke geschlagen, einen sehr lebhaften Ton von sich geben. Rechnet man ein wenig Uebertreibung ab, so kann jene Nachricht sehr begründet sein.

Daß ein Kind im Augenblicke der Geburt, daß Thiere, Bäume, Bildsäulen, gesprochen haben, und letztere im Tempel einen Schall vernehmen ließen, würde sich, da es die alten Schriftsteller sehr oft erwähnen, zum großen Theil aus der Bauchrednerkunst erklären lassen, allein in vielen Fällen der Art scheint diese nicht auszureichen, und man dürfte wohl seine Zuflucht zu jenen redenden Köpfen des Cicero's, des unsichtbaren Mädchens u. s. f. nehmen müssen, die in unsern Tagen noch oft eine Rolle auf Messen und Jahrmärkten spielen, obschon der ganze akustische Apparat hiervon längst beschrieben worden ist. Selbst unterrichtete Leute sieht man öfters sich den Kopf über dieß vermeinte Wunderwerk zerbrechen.

Allerdings ist es frappant, wenn man mit leiser Stimme eine Frage an eine Puppe richtet, oder gar an einen Kopf von Pappe, von Erz, an ein Glaskästchen, und dann aus dem leblosen Gegenstande die Antwort

auf der Stelle zu strömen scheint. Die Sache ist aber so wenig eine neue Schöpfung der Akustik, daß schon vor mehr als zweihundert Jahren das Geheimniß gelehrt wurde. J. B. Porta und Pancirollus erwähnen dasselbe bereits. Schon zu Ende des 14. Jahrhunders bewunderte man einen aus Thon gebrannten redenden Kopf. Albert der Große hatte einen solchen im 13. Jahrhundert zu Stande gebracht. Nach andern Angaben wäre es gar eine ganze redende menschliche Figur gewesen, die den heiligen Thomas von Aquino so mit Abscheu und Teufelsfurcht erfüllte, daß er sie in Stücke zerschlug. Eben so hatte Gerbert, der nachher unter dem Namen Sylvester zu Ausgang des 10. Jahrhunderts den päpstlichen Stuhl bestieg, einen solchen redenden Menschenkopf von Erz gebildet, und er kam dadurch in den Ruf der Magie, der Zauberei, der allerdings gegründet war, wenn wir unter Zauberwerken, unter einem Produkte der Magie nicht das Ergebniß von Kenntnissen verstehen, die der übrigen großen Menge abgehen, und vor ihr geheim gehalten werden, denn er und die mit ihm wetteifernden genannten Männer hatten sicher nicht das akustische Geheimniß, wie so eine Androide gefertigt werden könne, selbst erfunden, sondern erst von noch früheren Weisen erlernt, und bewahrten es nun sorgsam vor der großen unwissenden Masse ihrer Zeitgenossen, welche es doch nicht fassen konnte, sondern als Kunst der Hölle verdammte. Wir sehen ja, wie es der heilige Thomas machte!

Daß Albert und Gerbert schon Vorgänger in solchen Kunstwerken hatten, lehrt die Sage von Odin.

Er kam aus Asien nach dem hohen Norden, er verpflanzte die Religion und Zauberkunst des Ostens nach Norden, und er besaß schon einen redenden Kopf, den Kopf des weisen Mimer, wie man ihn nannte. Odin hatte ihn in Gold einfassen lassen, als dieser Held gestorben war, und befragte ihn in allen wichtigen Fällen. Der Kopf antwortete, und was er sagte, galt für eine höhere Stimme. Wie viel hiervon wahr oder erdichtet war, kommt nicht in Betracht. Es beweist nur, daß man das Kunststück der Akustik kannte, so einen Kopf scheinbar zum Reden zu bringen. Auch in Griechenland finden wir Spuren davon. Ein Gespenst fraß angeblich einmal ein Kind bis auf den Kopf, welcher übrig blieb, und Dinge voraussagte, die auch in Erfüllung gingen. In Lesbos gab ein redender Kopf Orakel; er prophezeihte namentlich dem Cyrus schon den blutigen Tod, welchen er auf seinem Feldzuge gegen die Skythen finden würde, und war unter dem Namen des Kopfes vom Orpheus bekannt. Die Perser hielten Viel auf ihn; schon die Griechen achteten seiner, als sie nach Troja zogen. Apollo selbst wurde eifersüchtig auf sein Orakel, und wir müssen nur darüber staunen, daß sich die Spuren einer akustischen Täuschung, von welcher die große Menge noch jetzt geblendet wird, bis in das graueste Alterthum hinauf verfolgen läßt.

Selbst die Theraphim der Israeliten, die Hausgötter, welche Laban bereits so hoch achtete, daß er er alles Eigenthum Jakob's durchsuchte, als sie Rahel entwendet hatte, sollen nach einigen Rabbinen nichts als einbalsamirte Todtenköpfe gewesen sein, unter deren Zunge man ein Goldplättchen legte, wie ja auch Mimer's

Haupt in Gold gefaßt war. Hielt man die Köpfe gegen eine Mauer, so antworteten sie auf die ihnen vorgelegten Fragen. Nach andern Rabbinen waren die Teraphim Götzenbilder, kleine Figuren, welchen die Kräfte der Geister gegeben worden waren, und die sich mit den Menschen unterhielten, ihnen heilsamen Rath gaben. Moses Maimonides scheint anzudeuten, daß man besondere Wohnnngen zurichtete, um in diesen redende Götzenbilder aufzustellen: „aedificarunt palatia et posuerunt in eis imagines,“ sagt er.*) Es würde dieß mit den vorigen Angaben, daß man die Köpfe gegen die Wand lehnte, wenn sie antworten sollten, auf Eins hinauslaufen, und nämlich andeuten, daß solche akustische Wunderwerke zu erzielen, eine besondere Vorkehrung getroffen werden mußte.

In Aegypten, woher die Hebräer zuerst solche Weisheit erlernt hatten, mußte sie natürlich noch früher zu Hause gewesen sein. Die Priester hier besaßen, erzählt eine alte Schrift,**) die Kunst, Götter zu fertigen; Bildsäulen zu machen, welche Verstand hatten, die Zukunft voraussagten und Träume deuteten. Eben so hätten die Wunderthäter, welche einer minder reinen Lehre zugethan waren, ebenfalls die Kunst, Götter zu machen, und Bildsäulen, die von Dämonen belebt wurden. Was ihre übernatürlichen Gaben beträfe, so ständen sie den heiligen Arbeiten der wahren Priester nicht nach. Mit andern Worten, es gab hier Reibungen, Nebenbuhler, die dasselbe

---

*) More Nevochim. III, 30.

**) Mercur. Trismegisti Pymander. 1532. S. 145 fgg.

Geheimniß kannten, und deren Nutzen zeigen, und wir nehmen nur aus allen diesen Andeutungen so Viel ab, daß die Alten mit der Kunst, solche redende Köpfe oder Figuren zu fertigen, vertraut waren; daß sich dieselbe aus ihren heiligen Hallen durch das finstere Mittelalter bis auf uns vererbt hat, daß sie endlich allen den Gebrauch davon machten, welchen priesterlicher Egoismus in vorkommenden Fällen für nöthig und nützlich hielt.

Fand derselbe auch Statt, vielleicht in noch ungleich höherem Grade, wenn die berühmte, noch vorhandene, aber verstummte Bildsäule des Memnon mit süßen Tönen die Priesterin der Natur, die Sonne in der Wüste von Theben begrüßte? Es ist über diese Memnonssäule so Viel gesagt, geschrieben, behauptet und geläugnet worden, daß man nie zu einem sichern Resultate gelangen wird. Die Alten widersprechen sich so oft in ihren Nachrichten davon, wie die Neueren.

Daß die Säule Töne von sich gegeben habe, ist nie in Zweifel gezogen worden. Auf den Riesentrümmern, die noch vorhanden sind, findet man zahlreiche Inschriften, welche dieß bezeugen und sie gehört zu haben versichern. Juvenal, Philostratus sprechen noch in eben der Art davon, und es scheint also, als wäre die Bildsäule erst verstummt, als das ganze Priesterthum Aegyptens selbst ein Ende hatte; als es, zuerst geschwächt vom griechischen Götterdienst, untergraben von der Alles bezweifelnden Philosophie der Römer, in den Staub gestürzt vom Christenthume, sich auflöste. Ist diese Ansicht gegründet, so ergibt sich auch, daß die Stimme der Bildsäule ein Werk der Kunst war, welches man geheimniß-

voll spielen ließ; die Priester schwanden, das Spiel hörte auf. Juvenal deutet darauf sehr bestimmt hin. Er nennt die ganze Erscheinung eine magische:

— Dimidio *magicae* resonant ubi Memnone chordae.*)

Er will damit nicht etwa das Wunderwerk herabsetzen, sondern nur in dem Sinne, in welchem die Alten sehr häufig das Wort Magie zu nehmen pflegten, andeuten, daß das Wunder durch Kenntnisse bewirkt werde, welche der großen Menge unbekannt seien. Ein Scholiast des Juvenal's, J. Phil. Casselius, erklärt sich darüber noch deutlicher, und äußert sich sehr weitläufig über die Beschaffenheit der Maschinerie, der Struktur u. s. f., indem er hierbei wahrscheinlich eine alte Sage zum Grunde legte, die aber sicher der Bewunderung und dem frommen Staunen Derer keinen Eintrag that, welche die Stimme selbst vernahmen.

Die Zeit, wo die Bildsäule errichtet wurde, ist im grauesten Alterthume zu suchen. Wir erfahren aber erst etwas Genaueres von ihr, als Kambyses ihr, in seinem Eifer für den reineren Feuerdienst, bedeutenden Nachtheil zufügte. Bis dahin hatte sie den Morgen und den König begrüßt, von nun an begrüßte ihr Mund nur noch die aufgehende Sonne. Möglich, daß ein Theil des Mechanismus darin Schaden gelitten hatte, möglich, und wahrscheinlich auch, daß die Priester von Theben nicht Lust hatten, den fremden Fürsten zu ehren, der ihrem Vaterlande, ihrem Kultus so wehe that. Daß sie indessen also mindestens noch Jahrhunderte lang tönte, beweisen

*) Satir. XV, 5.

die Nachrichten von Pausanias und Philostrat, von Strabo u. s. f., welche alle in der Hauptsache übereinstimmen, und nur in den Nebenumständen abweichen. So berichtet Philostratus im Leben des Apollonius,*) „daß Memnon, der Sohn der Aurora, in Aethiopien fünf Menschenalter lang regiert habe. Die Aethioper aber beweinten ihn, als sei er in der Jugend gestorben; seine Statue stehe in der Richtung nach Morgen und rede, sobald ein Sonnenstrahl ihren Mund berühre."

Pausanias meldet: „In Theben, auf der Westseite des Nil, bei den sogenannten Syringen oder Königsgräbern, befindet sich eine tönende kolossale Bildsäule in sitzender Stellung, welche Viele für die des Memnon ausgeben, die Thebaner aber sagten, sie wäre die Statue eines ihrer Eingebornen, Namens Phamenophis, was mit Amenophobis Eins wäre, Andere machten sie zur Bildsäule des Sesostris. Kambyses ließ sie zerbrechen, und noch jetzt (d. h. wie sie Pausanias sah) liegt der obere Theil des Hauptes, bis zur Mitte des Rumpfes, herabgeworfen, der untere Theil aber ist in sitzender Stellung vorhanden." Täglich hört man beim Aufgang der Sonne den Ton,**) welcher dem einer zerspringenden Cymbelsaite gleicht. Von einem Saitenton spricht auch Juvenal, und eben so von der in zwei Theile getrennten Bildsäule: *Dimidio* **Memnone — resonant** *chordae*. Strabo bezeichnet den Ton nicht näher; er gibt nur an, daß er ihn gehört

*) VI, 6.

**) Pausan. attic. 42.

habe, und bemerkt, daß er angeblich dem einer sanft gestrichenen Saite ähnlich sein soll. Daß die Bildsäule sitzend und halb abgebrochen sei, äußert er ebenfalls. Die zahlreichen Inschriften auf der Statue bezeugen alle, daß die von Neigung zur Frömmigkeit hergeführten Fremden bald einen Ton, bald mehrere gehört haben. Einer will sogar den Sinn derselben erfaßt haben; spätere Besucher wollten ein siebenversiges Orakel vernommen haben. Wahrscheinlich trugen die Priester kein Bedenken, die Töne zu mehren, und so oder so zu moduliren, wie es gerade die Leichtgläubigkeit der Besucher, oder sonst ihr Zweck erheischte. In Daphne's Haine bei Antiochien ließ die Bildsäule des Apollo ein Aehnliches beobachten; sie ließ da von Zeit zu Zeit begünstigte Verehrer eine wohltönende Hymne vernehmen. Genug, die Sache ging sehr natürlich, durch irgend einen Mechanismus zu, der um so leichter angebracht sein konnte, je kolossaler die Verhältnisse der Bildsäule sich gestalteten. Um sich einen Begriff davon zu machen, theilen wir einige Notizen eines Reisenden, Forbin, mit, der sie 1819 besuchte. „Wenn dieß Götterbild noch stände, sagt er, würde es höher emporragen, als der stolze Louvre. Es liegt im Sande begraben. Nur der obere Theil des Hauptes ragt aus diesem empor, wie eine Felsenmasse, und der Mund starrt wie eine Höhle entgegen, die den Wanderer verschlingen will!“ Will man dieß in Zahlen ausgedrückt sehen, der lese in Pococke nach, der von der Fußsohle bis zum Knie 19 Fuß fand. Strabo selbst muthmaßte so ein künstliches Verhältniß. Er weiß nicht gewiß, ob der Ton unten aus dem Fußgestell, oder

der kolossalen Bildsäule, oder von einem der Beistehenden gekommen sei. Einige Neuere leiteten den Ton von der Erwärmung des Steins durch die Sonnenstrahlen ab, eine Meinung, welcher jedoch entgegensteht, daß die Zeit, eine solche Steinmasse zu erwärmen, viel zu lang sein würde, die ersten Strahlen der Sonne aber dann am wenigsten sogleich in der Art wirken konnten. Allerdings wollten die Franzosen in den Trümmern zu Carnac ebenfalls solche berühmte Töne vernommen haben. Sie kamen aus Steinen, welche eben zusammenstürzen zu wollen schienen. Sicher lag hier aber eine Täuschung zum Grunde. Irgend ein Block eines hell, gleich einer Glocke klingenden Granits mochte seine Lage verändert haben, und so entstand die Täuschung des Ohres. Außerdem würde sonst die Säule des Amenophobis noch tönen. Hätte es mehrere regelmäßig wiederkehrende Töne der Art gegeben, so würde sie auch nimmer in Ruf gekommen sein. Aber sie sprach allein, bis ihr das Christenthum Schweigen auflegte. In neuerer Zeit wollte ein englischer Reisender, A. Smith, sie wiederum vernommen haben; um sechs Uhr des Morgens hörte er sehr vernehmlich die Töne, welche ihr im Alterthume so einen großen Namen machten.*) Und zwar kamen sie nicht aus der Bildsäule selbst, sondern aus dem Piedestal. Was also seit funfzehn hundert Jahren Niemandem mehr gelungen war, was den aufmerksamen französischen Gelehrten entging, als Desaix hier lagerte, wäre ihm erklungen? Vermuthlich täuschte er sich, wie seine Vorgänger,

*) Rev. Encyclop. 1821. IX. S. 521.

in den Trümmern von Carnac. Wie der Mechanismus selbst beschaffen war? Mit den Sonnenstrahlen stand er sicher in Verbindung, und nach Langles, der darüber Viel geschrieben hat,*) mag das ganze Geheimniß darin bestanden haben, diese zu conzentriren, um ein Metallstäbchen, oder auch wohl mehrere, in Bewegung zu setzen, welche dann eine Claviatur anschlugen. Die ungeheure Weite des Mundes, deren wir gedachten, erleichterte das Anbringen eines Brennspiegels, und es ist also erklärlich, warum sich der Ton vernehmen ließ, sobald die Strahlen der Morgensonne den Mund berührten.**) Die neuere Physik hat ja auf solche Weise Kanonen gefertigt, deren Zündkraut um 12 Uhr anbrennt. Späterhin, wenn die Sonne ihren Standpunkt ändert, konnte sie unmöglich ihre Strahlen wieder im gegebenen Brennpunkte sammeln, und folglich auch nicht die Metallstäbchen und die davon berührten Glöckchen oder Saiten in Bewegung setzen. Nehmen wir an, daß mehrere solcher Stäbchen und Glöckchen oder Saiten in's Spiel kamen, so erklärte sich's auch, warum bald Ein, bald mehr als Ein Ton zu vernehmen war. Nach Maßgabe der verschiedenen Jahreszeit trafen auch die Sonnenstrahlen einen andern Punkt. So viel begreift man, daß zu einem Wunder, welches sich täglich und Jahrhunderte lang wiederholte, eine sehr einfache, aber um so sicherere Vorrichtung nöthig war.

Warum man so die Sonne von der Memnonssäule begrüßen ließ? Weil sie nicht dem Memnon geweiht

---

*) Dissertat. sur la statue vocale de Memnon.

**) Plin. H. N. XXXVI, 11.

war, wie Pausanias erfuhr, „weil sie Nichts als einen Gnomon, einen Jahresgnomon, einen Anzeiger vom Anfange des Jahres ausdrückte.*)" Die Thebaner waren, als sie Pausanias deßhalb befragte, schon selbst mit der Sache nicht mehr bekannt. Ihr Phamenophis bedeutet das Grab des Osiris, und dieß war wieder ein Jahresgnomon, von welchem letzteren ihnen aber keine Idee mehr vorschwebte. Langles stimmt mit ihm hierbei völlig überein, was den Zweck der Bildsäule betrifft. Ueberdieß mag die Aehnlichkeit der Wörter Gnomon, Mnemon, Memnon leicht eine Verwechslung veranlaßt haben. Osiris, der Gott der Sonne, ward durch eine Bildsäule, die an ihn erinnern sollte, Gnomon, dargestellt. Der Grieche gedachte des Sohnes der Aurora, des Memnon, der im trojanischen Kriege starb, und glaubte, ihm zu Ehren stehe der Koloß da.

---

*) Richter's Phantas. des Alterth. III, S. 175.

XVI.

Alle unsere Sinne bringen dem Reiche des Wunderbaren ihren Zoll dar, und das Auge opfert ihm in noch höherem Grade, als das Ohr. Wenn sich gegebene Töne etwas zu lange verweilen, so verlieren die angenehmen ihren Reiz, die zu starken betäuben, und der reizendste Gesang erregt am Ende, unter den angegebenen Umständen, Verdacht. Folgen dagegen Täuschungen des Gesichtssinnes einander ununterbrochen, so werden sie den nach Neuem begierigen Zuschauer immer beschäftigen; ihre Mannichfaltigkeit und ihr verschiedener Charakter, ihn nie zum Nachdenken kommen, und noch weniger über Einförmigkeit klagen lassen.

Mochten nun in den bald Schrecken erregenden, bald zum Heitern stimmenden Gaukelspielen der Mysterien bei den Alten auch noch so viel Blendwerke der Optik vonnöthen sein, die dazu erforderlichen Kenntnisse gingen ihnen sicher nicht ab. Die Alten wußten Spiegel zu fertigen, welche einen Gegenstand sehr oft reflektirten, verkehrt hinstellten, ja in einer gegebenen Lage gar Nichts abspiegelten; entweder in Folge eines Kunststücks, das von der Gewandt-

heit Dessen abhing, welcher ihn hielt, oder in wiefern das Licht, wenn es auf einen gewissen Punkt traf, absorbirt, neutralisirt, polarisirt wurde. Für uns ist die Sache gleich, aber für den Hierophanten war sie wichtig. Wir haben zur Begründung dieser Angabe einen ausführlicheren Beleg, als bei vielen ähnlichen Dingen. „Die Optik," sagt Aul. Gellius,*) „bringt bewundernswerthe Dinge zum Vorschein, z. B. daß in einem Spiegel von einem Gegenstande mehr als ein Bild erscheint; eben so, daß ein Spiegel, hierhin gestellt, Nichts abbildet, und, an einen andern Ort getragen, ein Bild zurückgibt. Ferner, wenn man aufrecht stehend hinein schaut, der Kopf nach unten, und die Füße oben stehen." Aber sonderbar, diese praktische Seite der Wissenschaft fand so wenig Werth, wie die unendlich ausgebildete Mechanik beim Archimedes. Gellius führt deßhalb das Zeugniß des Varro an, aus welchem klar hervorgeht, daß, wer es mit der Wissenschaft redlich meint, solche „*res ineptae et insuaves*" gar nicht treiben dürfe. Woher solche Ansicht bei den Alten kam, möchte nicht zu errathen sein; sicher nützte sie aber um desto mehr Denen, welche Gebrauch davon machten, Andere zu täuschen, und unter solchen Umständen mußten ihre Wunder leicht bei Ehren bleiben. Die Männer, welche denselben ihre Schleier rauben konnten, richteten ihr Augenmerk nur auf die Theorie.

Staunen dürfen wir daher eben nicht, wie auf solche Art dem Neophyten herrliche Gärten, prächtige Paläste, mitten im Reiche der Finsterniß in großer Ferne durch

---

*) Noct. attic. XVI, 18.

jene künstlichen Vorrichtungen zu entstehen schienen, welche wir erst wieder unter dem Namen des Diorama kennen lernten. Ein eigenthümliches Sternenlicht, eine eigene Sonne schien auf ihnen zu ruhen.

Lachender hüllt der Aether in Purpurlicht die Gefilde,
Eine eigene Sonne bestrahlt sie, eigene Sterne.

schildert Virgil das Elysium,*) in welchem uns ein Gemälde solcher Scenen gegeben ist. Die optische Täuschung besteht hierbei vornehmlich darin, das Licht willkürlich auf die Gegenstände leiten zu können, und den Zuschauer selbst im Dunkel zu lassen. Dieß machte bei den Mysterien weiter keine Mühe, da der Aufzunehmende aus einem dunkeln Gange in den andern geleitet, bald in die Luft gehoben wurde, bald schnell in die Tiefe herabsank, obschon der Ort, wo er war, immer dieselbe Fläche bot. Zugleich konnte dem auf Alles, was die Sinne zu täuschen vermochte, wohl achtenden Priester nicht entgehen, daß, wenn eine lange, finstere Gallerie, die nur am entgegengesetzten Ende Licht einläßt, eine dichtbelaubte Baumgruppe steht, die Landschaft hinter derselben sich den Blikken Derer, welche hinten in der Gallerie sind, so nahe rückt, und sich so gestaltet, als wenn sie zu einem Dioramabilde verarbeitet wäre. Kam die Mechanik der Optik hierbei noch zu Hilfe, so mußte die Täuschung noch größer werden. Im Diorama, das 1826 zu Paris gezeigt wurde, und welches ein in Trümmern liegendes Kloster aus der Gegend von Rom vorstellte, ging eine Thür auf, und schlug wieder zu, als ob ein heftiger Wind sein

---

*) Aeneide VI, 639 u. 640.

Spiel mit ihr triebe. War sie offen, so sah man jenseits derselben eine unendliche Landschaft, und eine Menge Bäume, die ihren mehr oder weniger dunkeln Schatten auf die Trümmer des Klosters warfen, wie nun gerade die Wolken, die man am Himmel, mitten unter den Ruinen hinziehen sah, der Sonne einen hellern oder dunklern Strahl herabzuwerfen gestatteten. Aehnliches hat das Diorama der Gebrüder Gropius in Berlin und Leipzig. Wer das Eismeer in den Alpen sah, und den Sturm, den Regen hörte, von welchem scheinbar der Wanderer überfallen wurde, wer ihren Dom beim Aufgang der Sonne erblickte, und das Läuten der Glocken, den feierlichen Orgelton vernahm, mußte sich recht beherrschen, um nicht den Schein mit der Wirklichkeit zu verwechseln. Noch weiter hat man die Täuschung mittelst des Pleorama getrieben, wo Dörfer, Buchten, Berge ꝛc. entschwinden, und der Sehende auf einem Schiffe zu sein glaubt, daß er vielleicht selbst einen kleinen Anfall der Seekrankheit bekommt. Denke man sich solche Mittel der Täuschung unter Umständen angewendet, wo der Augenzeuge gläubigen Herzens ist, die größte Erwartung hegt, schon lange auf wunderbare Erscheinungen vorbereitet war, an Nichts, als übernatürliche Einwirkungen der Götter denkt. Wird es ihm da eingefallen sein, an der Wirklichkeit dessen zu zweifeln, was er sah und hörte, wenn wir uns, wohl wissend, daß wir uns einer Täuschung hingeben, doch öfters kaum des Sinnentrugs erwehren können?

Zu den ältesten Wundern, welche auf solche Art bewerkstelligt wurden, gehören die Erscheinungen von Gei-

stern, von Göttern, und in Folge der eigenthümlichen Stimmung des Menschen, der immer den Schleier wegziehen möchte, welcher ihm den Eingang in eine künftige Welt verhüllt, haben sie sich auch bis in die neueste Zeit erhalten. Das Erscheinen einer Gottheit galt als Zeichen besonderer Gunst. Die Tempel, wo man sie öfters wahrnahm, wurden von der gläubigen Menge besonders aufgesucht. Ein solcher war in Enguinum auf Sizilien; einer der ältesten, aber auch zugleich der berühmtesten, weil hier öfters die Gottheit erschienen war. Zu Tarsus offenbarte sich so mehr als Einmal Aeskulap seinen Schülern im Tempel. Cicero spricht von solchen Erscheinungen der Götter als einer sehr häufigen Sache, und Varro behauptete, daß Numa, daß Pythagoras die Bilder der Götter im Wasser sahen; es sei diese Kunst, so wie die, Todte herauf zu beschwören, aus Persien nach Italien eingeführt worden.

An sich war es wohl eine und dieselbe, und ursprünglich in Asien zu Hause, ehe an Numa und Pythagoras gedacht wurde. Die Zauberin von Endor gibt schon einen Beleg. „Ich sehe Götter heraufsteigen aus der Erde!" ruft sie. Von einem alten Tempel des Herkules erzählt Plinius dasselbe.*) „Es ist da ein Sitz, aus einem heiligen Steine bereitet, aus welchem leicht die Götter heraufsteigen," was denn doch wohl Nichts bedeutet, als daß hier vorzugsweise Geistererscheinungen bewerkstelligt wurden, oder werden konnten.

---

*) H. N. XXXVII, 58.

Eines der ältesten Beispiele solcher Art ist die Mythe vom Orpheus. Untröstlich über den Tod seiner Gattin, Eurydike, ging er, der Erzählung des Pausanias*) zu Folge, nach Aornos, wo vor alter Zeit ein Ort war, an welchem man die Todten zu beschwören pflegte. Er glaubte, daß ihm der Schatten der Eurydike folge, kehrte sich um, sah sie nicht, und tödtete sich vor Schmerz selbst. Pausanias gibt uns hier eine Erklärung der alten Mythe, und, was noch mehr ist, wir erfahren zugleich daher, daß in uralten Zeiten Tempel waren, wo man sich besonders damit beschäftigte, die Geister von Verstorbenen aus ihren dunkeln Gräbern herauf zu beschwören.

Bisweilen waren sie stumm, bisweilen, und noch öfterer vielleicht, mag ihnen die Kunst des Bauchredners Sprache verliehen haben. So finden wir es schon bei der Erscheinung des Samuel, der mit dem König Saul ein Gespräch hatte, das von den politischen Kenntnissen der Zauberin, von der Art, wie sie Saul's und Samuel's Charakter aufgefaßt hatte, ein originelles Bild gibt. Und nun vergesse man nicht, daß sie eine von den wenigen Zauberinnen war, welche den Verfolgungen entging, die von Moses bis auf Saul, so weit die Hand der Hebräer reichte, gegen ihres Gleichen immerfort Statt gefunden hatten. Das ganze elfte Buch der Odyssee erhält dadurch ebenfalls ein besonderes Licht. Homer erzählt darin den Besuch des Ulysses im Schattenreiche. Nur Er wird in dasselbe gelassen, und verkehrt da mit

---

*) Boeot. XXX.

den Freunden, welche ihm der Tod entrissen hat. Unzählige Schatten und ein entsetzlicher Lärm stören ihn dabei sehr häufig, und er fürchtet, daß Proserpina vor Zorn das versteinernde Haupt der Gorgone erscheinen lassen möchte, so, daß er seinen Besuch abbricht. Vermuthlich suchte man durch solche gespenstische Erscheinungen, die Zuschauer zum Gehen zu bestimmen, wenn ihre Neugier lästig wurde, oder ihr Aufenthalt zu lange währte, als daß man hoffen konnte, sie noch länger zu beschäftigen.

Noch eine andere bemerkenswerthe Seite bietet uns aber auch die Unterredung des Ulysses mit dem Achilles selbst dar. Dieser rühmt das Leben als das größte der Güter; das erbärmlichste Leben ist ihm lieber, als der unvergängliche Ruhm. Homer ist wegen solcher Züge sehr getadelt worden; Achilles ist, dem Scheine nach, ganz aus dem Charakter gefallen, wie man sagt. Der unerschrockenste Krieger und Held will lieber das elendeste Leben führen, als unsterblichem Ruhme nachjagen. Aber die Sache erscheint historisch und hierarchisch anders, wenn wir hier an einen Ort denken, wo sich Ulyssses die Pforten des Todes durch einen Priester öffnen ließ, aus dessen Munde er vernahm, was ihm Achilles zu sagen schien. Bis zur Zeit des trojanischen Krieges hatte die Priesterkaste in Griechenland die ausschließliche Huldigung aller Stände, vom Könige, bis zum gemeinsten Sklaven, geerntet. Ein Kalchas konnte die Tochter des ersten der dortigen kleinen Könige zum Opfer verlangen, und sie ward aus ihrem jungfräulichen Zimmer geholt, unter dem Messer des tyrannischen Priesters zu bluten. Doch die Kriegerkaste schien diesem Eintrag zu thun.

Ihr Muth, ihr Kampf, ihr Sieg, schaffte Halbgötter in derselben, und Helden, von Göttern gezeugt, von Göttinnen geboren. Man wollte vorbeugen; es konnte die Macht, das Ansehen der Priesterzunft sinken; und wie ließ sich dieß besser verhüten, als wenn man das kriegerische Feuer abzukühlen suchte, indem man den tapfern Achill selbst den Werth des Lebens höher preisen ließ, als jeden Ruhm? Merkwürdig ist, daß sich auch im Prediger*) ein Pendant zu solcher übertriebener Liebe des Lebens findet. Schon Sintenis bemerkte sehr richtig, daß die heiligen Schriften der Israeliten von einer Fortdauer nach dem Tode so gut wie Nichts lehren, und die in ihnen angeblich vorkommende Offenbarung darüber gar Nichts gesagt hat. Erst in den apokryphischen Büchern, welche von der Offenbarung Nichts enthalten sollen, lassen sich Winke und Andeutungen darüber finden. Aber man kann noch weiter gehen, und selbst das Gegentheil in ihnen vorgetragen sehen, wenn man a. a. O. liest: „Ein lebendiger Hund ist besser, als ein todter Löwe," und: „in der Hölle (Unterwelt), da du hinfährst, ist weder Werk, Kunst, Vernunft, noch Weisheit." Sicher ist der Prediger einige Jahrhunderte später geschrieben, als die Odyssee, aber fast möchte man annehmen, daß diese Stelle von einem Epikuräer oder einem Priester herrührte, wie der war, welcher den Ulysses mit dem Achilles zusammenbrachte. Noch längere Zeit hinterdrein dichtete Virgil ein Seitenstück hierzu in seiner Aeneide. Doch der Kampf zwischen Schwert

---

*) IX, 4.

und Rauchfaß war entschieden. Der römische Dichter wäre ausgelacht worden, wenn er die Feigherzigkeit hätte predigen wollen. Sein sechstes Buch schildert uns minder den Aufenthalt in der Wohnung der Todten, als die vornehmsten Scenen einer Einweihung. Zu seiner Zeit war bei Gebildeten*) nicht mehr gebräuchlich, Todte zu beschwören. Vielleicht haben die Priester selbst allmälig darauf verzichtet. Es kamen oft sehr traurige Folgen davon zum Vorschein. Schon die Erzählung vom Orpheus beim Pausanias läßt eine solche sehen. Wem der Tod das Liebste raubt, den hat er auch gegen das Leben selbst gleichgiltig gemacht, wenn es nicht möglich ist, wieder mit dem geliebten Gegenstande vereint zu werden. Das Wiedersehen eines Schattenbildes, welches in dem nämlichen Augenblicke zerfloß, wo es der Liebende an sein Herz drücken wollte, machte nun das Streben rege, das Aeußerste zu wagen, um inniger mit dem geliebten Wesen vereint zu werden. So hatte die Gemahlin des Protesilas, Laodamia, die Götter lange bestürmt, daß sie ihr an den Gewässern Troja's den Schatten desselben zeigen möchten.**) Es geschah aber nur, um ihr das Zeichen zu geben, sich ebenfalls zu tödten, um mit ihm immer vereint zu bleiben. Eine solche Erscheinung mußte auf die Einbildungskraft, wenn sie von Schmerz

*) Die herumstreifenden Charlatane der Isistempel mögen allerdings aber viel solcher Gaukeleien fortgetrieben haben, denn Plinius klagt (H. N. XXX, 5, 6.) über die „umbrarum inferorumque colloquia,“ über die Leichtgläubigkeit des Nero, der ein „immensum et indubitatum exemplum *falsae artis*“ gewesen sei.

**) Richter a. a. O. I, S. 242.

rissen, von Sehnsucht beherrscht, wenn ihr der Tod das größte Glück, der Schmerz eine unerträgliche Last war, zu schrecklichen Eindruck machen, und den Weg, diesen beiden zu entgehen, nur um so sicherer anzuzeigen scheinen.

Die Kunst, auf solche Art zu täuschen, ging aber damit so wenig unter, daß noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts Beispiele genug vorkamen. Von Zeit zu Zeit berichten uns die Schriftsteller des Mittelalters einzelne Beispiele davon. Im 9. Jahrhunderte verlor der Kaiser Basil seinen Sohn, und war untröstlich darüber. Er flehte einen, durch seine Gabe, Wunder zu thun, berühmten Priester an, ihm den Schatten des Sohnes herauf zu beschwören, und dieser willigte ein. Er sah den Schatten desselben, prächtig angethan, auf einem stolzen Pferde. Der Schatten eilte auf ihn zu, umarmte ihn, und verschwand. Sicher wird man dieß nicht erklären wollen, als habe in der That ein dazu angestellter Ritter die Rolle des Kaisersohnes gespielt. Der Fürst würde ihn vermuthlich fest gehalten, und den Betrug dann leicht entdeckt haben. Zum Mindesten mußte dieß in Anschlag gebracht werden, ehe die ganze Gaukelei unternommen wurde. Allein, so wie sich die Androiden, die redenden Köpfe, die Automate forterbten, so ging auch die Kunst, Götter und Geister dem Scheine nach auftreten, und Todte wieder lebendig erscheinen zu lassen, als ein Theil trügerischer Optik von einer Hand in die andere, bis sie jetzt selbst zur Unterhaltung auf Messen und Jahrmärkten dient.

XVII.

Wir dürfen uns unter den angegebenen Voraussetzungen gar nicht wundern, wenn der 1680 gestorbene Jesuit Athanasius Kircher*) es unternahm, alle Instrumente anzugeben, mit denen in den alten Tempeln Geistererscheinungen bewerkstelligt wurden; allein, da seine Leichtgläubigkeit ihm leicht einen Schelmenstreich gespielt haben konnte, so wollen wir lieber hören, wie der tausend Jahre früher lebende Damascius die letzteren selbst schildert.**) „Es fiel dabei," sagt er „auf die Wand des Tempels eine Masse Licht, das anfangs sehr entfernt zu sein schien, aber sich gleichsam immer mehr zusammenzog, und sich endlich zu einem offenbaren göttlichen, übermenschlichen Gesichte, von ernstem Ansehen, doch mit Wohlwollen gemischt, und sehr liebreizend bildete. Die Leute in Alexandriens Mauern ehrten es nach dem, was ihnen die Mysterien lehrten, als Osiris und Adonis." Das Letztere kann uns sehr gleichgiltig sein, aber die er-

---

*) Oedip. II, 323.

**) Apud Photium, cod. 242.

stere Schilderung entspricht so sehr einer Geistererscheinung auf unsern Jahrmärkten, daß diese ebenfalls nicht anders beschrieben werden könnte.

Damascius meldet bei dieser Gelegenheit noch, daß man diese Erscheinung auftreten ließ, um die Vornehmen der Stadt abzuhalten, gefährlichen Zwistigkeiten nachzuhängen. Es lag also ein politischer Zweck zum Grunde, wie sich bei so vielen angeblichen Wundern darthun, und bei so vielen andern vermuthen läßt.

Daß die im Laufe der Zeit ebenfalls zu einem Gegenstande des Vergnügens verwandelte Camera obscura in uralter Zeit benutzt worden sein mag, um bewegliche, belebte Bilder erscheinen zu lassen, ist nicht minder anzunehmen. Hier konnte, wie beim Diorama, eine mäßige Beobachtungsgabe auf den Gebrauch sehr frühe leiten. In einem, von einem Laden fest und dicht verschlossenen Zimmer zeigt sich, hat dieser Laden eine Oeffnung, auf der Decke in den deutlichsten Umrissen jeder Mensch, jedes Thier, jeder bewegliche Gegenstand, der draußen vorüber geht, wenn er hinlänglich beleuchtet ist. Nicht minder glänzen die Farben derselben, sobald sie nur etwas lebhaft sind. Die Bilder behaupten selbst öfters, unter günstigen Umständen, im Ganzen, wie in den einzelnen Gruppirungen, täuschende Aehnlichkeit, so lange das Verhältniß zwischen ihnen und dem Original sich noch von zwölf bis funfzehn erhält.

Den Alten war diese Kunst um so weniger fremd, da sie es in den Tempeln gar wohl verstanden, den Gestalten, welche ein gewölbter Spiegel verkehrt erscheinen ließ, die aufrechtstehende Stellung zu geben. Bekanntich

schrie die Zauberin von Endor laut auf, als sie den Geist des Samuel's aus der Erde steigen sah.*) Vermuthlich stellte sie sich nur so, ihrem Werke desto mehr Werth zu geben, und dem König Saul Furcht und Befangenheit beizubringen. Aber nach den Rabbinen geschah es, weil der Geist aufrecht stehend erschien, statt daß bis dahin die abgeschiedenen Seelen nur immer verkehrt zum Vorschein zu kommen pflegten. Im letztern Falle wäre die so bekannte alte Zauberin bereits weiter gewesen, als die andern Schwestern in Israel.

In Alexandriens Hafen sollen große polirte Stahlspiegel aufgeführt gewesen sein, um die auf der See nahenden Schiffe schon von fern zu erkennen. Büffon ist nicht abgeneigt, dieß einzuräumen. „Existirten sie, sind seine Worte, wie es allen Anschein hat, so kann man auch den Alten die Erfindung des Teleskops nicht absprechen."**) In sofern in den Tempeln lange Jahre zuvor die Kenntnisse, welche zur Fertigung solcher Spiegel nöthig sind, vorhanden waren, so mußten auch noch ganz andere Wunderwerke bewerkstelligt werden können, als wir daraus abgeleitet haben. In den arabischen Mährchen scheint Büffon's Annahme ebenfalls gerechtfertigt zu werden. Die Nachrichten, welche sie geben, sind freilich meist sehr entstellte Sagen; eine zügellose Einbildungskraft hat ihnen oft allen Grund und Boden geraubt, aber etwas Wahres bleibt doch gewöhnlich zurück, und so er-

*) 1. Sam. XXVIII, 12.

**) Buffon, Hist. naturell. des minér.

zählt uns die Tausend und Eine Nacht *) von einem elfenbeinernen Rohr, eines Fußes lang, etwas dicker, als der Daum, an jedem Ende mit einem Glase versehen. Wenn man das Auge an's Glas des einen Endes bringe, sehe man vor dem entgegengesetzten Glase Alles, was man wünsche, vorbei gehen. Im Letztern allein ist das Wunderbare, denn die naive Schilderung des Teleskops, des Perspektives zum Mindesten ist so einfach und wahr, daß man nur noch zuletzt an Gegenstände denken kann, welche zu entfernt waren, mit bloßen Augen gesehen zu werden, dadurch aber in die Nähe desselben kamen.

Den Gaukeleien der Strahlenbrechung oder Dioptrik müssen wir eine große Menge der Wunder zuschreiben, welche in den alten Schriftstellern zu oft vorkommen, um annehmen zu können, daß Einer den Andern abgeschrieben habe. Bald nimmt Jupiter, von Liebe entflammt, die Gestalt der Diana, oder die des Amphitryo an, Proteus und Vertumnus verwandeln sich nach Gestalt und Aussehen. Es sind dieß Fabeln, die mehr ergötzen, aber sie sind auch die ersten Spuren von Angaben, welche sich in ernsterer Gestalt wiederholen. So lange nur von Jemandem erzählt wird, daß er mit einer angenommenen Gestalt selbst seine besten Freunde täuschte, lacht man über die Leichtgläubigkeit, obschon Garrick allerdings mehrere solcher Abenteuer bestand, und Johnson's Bild auf solche Weise von ihm entnommen wurde. Allein nicht bloß von einzelnen abenteuerlichen komischen Vorstellungen ist hier die Rede. Man

*) CDVI. Nacht.

liest von ganzen Kasten, welche eine trügerische Gestalt annahmen. Suidas erzählt dieß in seinem Lexikon, unter dem Titel Magos, und sein Uebersetzer fügt zur Erklärung bei, daß solche Zauberer dieß in der Art thäten, vor sehenden Augen der Anwesenden ganz anders zu erscheinen. Suidas, der im elften Jahrhunderte schreibt, wo dicke Finsterniß herrschte, spricht aber nicht allein so. Ein mit ihm in gar keiner Berührung stehender Schriftsteller, **Saxo Grammaticus**, theilt ein Aehnliches aus den alten Sagen mit, die Odin aus Asien nach Norden verpflanzte. „Die Zauberer," sagt er „sind sehr erfahren, um das Auge zu täuschen; sie verstehen es, sich und Andern eine ganz andere Gestalt zu geben, und unter anziehenden Formen ihre eigentliche Bildung zu verbergen."*) Johann von Salisbury, ein Zeitgenosse des Suidas, aber durch Meere und Länder von ihm geschieden, erzählt vom Merkur, daß er der gewandteste Zauberer gewesen sei, und die Kunst erfunden habe, die Augen der Menschen zu verblenden, so, „daß sie sich unsichtbar machten, oder in der Gestalt ganz anderer Wesen erschienen, oder andere Personen so verschwinden, so erscheinen ließen."

Pomponius Mela eignet den Druidinnen auf der britischen Insel Sena die Kunst zu, sich, so oft sie wollten, in Thiere zu verwandeln (**III, 6.**), und Solinus glaubt, daß auf solche Art die Zaubereien der Circe zu erklären sein dürften.

---

*) **Hist. Dan. I, 9.**

Unter solchen Umständen gewinnen jene Fabeln schon eine andere Gestalt. Sie deuten auf Dinge hin, die bis auf einen gewissen Grad in's Leben traten. Eustathius, der Scholiast des Homer, schildert den Proteus, wie er sich in ein verzehrendes Feuer verwandelt; es kann dieß, meint er, nur im Sinne einer Erscheinung genommen werden, in der Art, wie er sich zum Drachen, zum Löwen, zum Eber verwandelte; er war es nicht, er schien nur solcher zu sein, er war ein tüchtiger Zauberer, er wußte ein Blendwerk vorzumachen, (τεράσιος), und war gar wohl in der ägyptischen Weisheit bewandert. Auch den Merkur, und andere der Mythologie anheimfallende Männer führt er an, welche, gleich dem Proteus, die Kunst verstanden hätten, eine Gestalt nach der andern anzunehmen. Hierauf aber erwähnt er eines Kratisthenes, den man ebenfalls wegen solcher Kunst bewundert habe. Er hüllte sich in Feuer, das aus ihm zu kommen schien, und eine eigne Beweglichkeit hatte; er ließ andere Erscheinungen spielen, um die Menschen zu zwingen, ihm ihre Gedanken zu sagen. Endlich nennt er noch fünf andere Männer, welche alle solch Blendwerk mit den Menschen trieben, „um ihnen Schrekken einzujagen." Unter ihnen kommt auch ein Xenophon und ein Nymphodoros vor, welche, wie jener Kratisthenes, von Athenäos genannt, und als Leute geschildert werden, die es verstanden, durch Blendwerke zu täuschen, durch Erscheinungen in Schrecken zu setzen. Welche Bewandtniß hat es nun aber mit diesen, aus so uralter Zeit herüber wandelnden Erscheinungen und Blendwerken? Für Wunder, für wirkliche Verwandlungen

gibt sie, mit Ausnahme des Pomponius Mela, Keiner aus, und selbst dieser thut es nicht. Er sagt nur von den Bewohnern der Insel Sena, daß sie glauben, wie die Jungfrauen eines dort befindlichen Orakels sich (in quae velint animalia vertere) in jedes ihnen beliebige Thier verwandeln könnten. Man mußte also nothwendig die Kunst verstehen, den Schein der Wirklichkeit unterzuschieben. Auch in ganz andern Ländern finden wir Spuren solcher Art. Joseph Acosta, der lange im 16. Jahrhundert in Peru lebte, berichtet von Zauberern, welche noch zu seiner Zeit jede ihnen beliebige Gestalt annehmen konnten. Von Mexiko erzählt er, daß der Befehlshaber einer Stadt von dem Kaziken, der vor Montezuma herrschte, zitirt worden sei, vor seinem Throne zu erscheinen. Allein, so oft die Boten kamen, nahm er eine andere Gestalt an. Bald war er ein Adler, bald ein Tiger, bald eine entsetzliche Schlange. Endlich ergab er sich in sein Geschick, wie Proteus, als ihn Menelaos überrascht hatte, und ließ sich zum Kaiser bringen, wo er sogleich hingerichtet wurde.

Der Bischof von Chiapa in Guatimala erwähnte 1702 in einer Schrift etwas Aehnliches. Die Naguals oder heidnischen Priester, suchten, behauptete er, die Kinder, welche die Regierung in der christlichen Religion aufziehen ließ, wiederum abwendig zu machen, und zum Glauben ihrer Väter zurück zu führen, indem sie sich, wenn der Lehrling sie eben zärtlich umarmte, plötzlich in einen schrecklichen Löwen oder Tiger verwandelten, der mit dem Zögling nun eng verschlungen sei. Die Priester haben, ist dieß wahr, ihre Sache schlecht verstanden,

und ihre Eleven zurückgescheucht; immerhin. Wir sehen nur, daß dieser Glaube also auch in Amerika obgewaltet hat, und nicht ohne allen Grund gewesen sein mag. Der Zauberer, welcher den Schergen des mexikanischen Kaziken so lange trotzte, hatte seine Bühne, seine Vorrichtung, die Naguals hatten ihre Wohnung eben so eingerichtet, wie es nöthig war, die alten griechischen Zauberer, von Proteus an, die Druidinnen in Sena, die Männer, deren Suidas gedenkt, hatten alle ihre Vorrichtungen getroffen. Daß diese Statt fanden, leuchtet ein, welche es waren, ist ein Räthsel.

Einen Wink hierbei gibt uns vielleicht das Feuer, dessen sich angeblich Proteus, Kratisthenes und Xenophon bedient haben sollen. Vielleicht mußte es auch ähnlichen Künstlern zu Hilfe kommen. Nicht gerade als Feuer selbst, aber wo Feuer ist, ist auch Rauch, ist Dunst; und so lange es Tempel, und Götter darin gab, spielte auch das Rauchwerk, die Räucherung, eine große Rolle. Man ließ so gern die Götter in einer Rauchsäule herabsteigen, oder in einer solchen erscheinen. Die Theurgisten in den ersten Jahrhunderten sind auch stets diesem Verfahren treu geblieben. Wenn einer von ihnen, Maximus, die Statue der Hekate dahin brachte, daß sich vor ihrem Lachen mitten in einer Wolke von Weihrauch, der vor ihrem Bilde brannte, alle Anwesenden entsetzten, so ist gleich hiermit der Schlüssel zu diesem Wunder gegeben. Als an die Stelle der alten Götter und Göttinnen, die guten und bösen Geister, die Seelen der Verstorbenen, vom Himmel herunter, aus der Hölle oder dem Grabe heraufbeschworen wurden, spielten

Räucherungen stets eine wichtige Rolle. Sie waren eines der mächtigsten Mittel, das Werk zu vollenden, und eigneten sich trefflich dazu, die Umrisse so zu verdunkeln, daß Der, welcher getäuscht werden sollte, eine Gestalt zu sehen glaubte, die nicht in der Wirklichkeit vorhanden war. Die Einbildungskraft, von Angst, Furcht, Schrekken erhöht und berückt, setzt dann, was an der Aehnlichkeit fehlte, hinzu. Außerdem wirkten aber auch die Dünste selbst so mannichfach nach Maßgabe der dazu verwendeten Stoffe, daß die nüchternste Besonnenheit hinter's Licht geführt werden konnte, ein Umstand, der auf jene Blendwerke der Alten, und auf die Geistererscheinungen und Geisterbeschwörungen bis zu Cagliostro und Schrepfer ein neues Licht wirft. Nicht bloß optische Künste und Täuschungen lagen bei dergleichen zu Grunde, sondern besonders auch solche Räucherungen. Eines bot dem andern die Hand. Benvenuto Cellini sah mehrere Geister, wie es scheint, bloß in Folge der vorausgegangenen Räucherungen.*) Horst führt**) ein frappantes Beispiel, aus eigner Erfahrung, von der Kraft derselben an. Er war, und ist wohl noch im Besitze einiger Rezepte zu dergleichen, welche allein, ohne weitere Hilfsmittel, Erscheinungen, Phantasmen, Phantome hervorzubringen im Stande sein sollen, und so wandelte ihn die Neugier an, einen Versuch zu machen, weil er in einer Schrift, die vor etwa 50 Jahren in guter

*) Vita di Benvenuto Cellini, Lipsia, presso L. Voss. 1833. I, S. 120 fgg. (Die beste Ausgabe.)
**) Zauberbibl. VI, S. 24.

Absicht herauskam, „von den außerordentlichen und unglaublichen Wirkungen" derselben las. Um seiner Sache recht gewiß zu sein, und gleichsam seine Beobachtungen mit fremden zu vergleichen, nahm er einen jungen, kaltblütigen und unbefangenen Mann dazu, dem er sagte, um was es sich handle, und daß das zu versuchende Rauchwerk angeblich die Kraft besitze, um willkürlich geisterartige Schattengestalten vor die Augen zu bringen. Der Prozeß begann unter Scherz und Lachen, „aber," fährt Horst fort, „wir räucherten, und empfanden nach wenig Minuten einige Brustbeklemmung und Uebelkeit, auch fühlten wir die Augen vom Rauch sehr angegriffen. Indem der Rauch verstärkt wurde, rief der junge Mann auf einmal: Nun, bei Gott! dort schweben ja wirklich zwei Figuren! indem er mit dem Finger auf den Fleck hindeutete. Ich sah für den Augenblick solche nicht, aber, indem ich auf die bezeichnete Stelle losging, und mich umwandte, meinte ich ganz deutlich, denn ich will mich nicht bestimmter ausdrücken, von dem andern Ende des Zimmers eine menschliche Schattengestalt zu erblicken, die nach mir hinschwebte, während der unerschrockene junge Mann mit zwei Schatten, Phantasmen, oder wie wir's nennen wollen, zu thun hatte, von welchen er behauptete, daß sie ihm dicht vor den Augen schwebten, und ich neben der ersten und diesen beiden Gestalten eine neue Gestalt zu sehen glaubte, oder, die Wahrheit zu sagen, wirklich sah, welche gleichsam aus dem Boden aufstieg,

und sich vor meinen Augen entwickelte, so, daß mir das bekannte: Ich sehe Götter aufsteigen aus der Erde, dabei einfiel."

Wenn dieß zwei so unbefangenen, mit vollem Bewußtsein einen Versuch anstellenden, Männern begegnete, was muß da wohl mit dergleichen von alten und neuen Gauklern und Geisterbeschwörern bewerkstelligt worden sein? Indessen er führt noch ein anderes Beispiel zur Warnung an. Es ist aus der von ihm bemerkten, obschon nicht näher bezeichneten Schrift genommen, deren Verfasser die Wirkung solcher Rauchwerke aus eigner Erfahrung, wie Horst, kennen lernte. Ein morgenländischer Jude gab ihm nämlich ein Räucherpulver, welches die völlig unbegreifliche Wirkung hervorbrachte, daß man die Person, welche man sehen wollte, wirklich im Rauche wahrnahm. Er und ein Freund sollten sie deutlich, anschaulich, ohne Täuschung erblicken. Und dieß geschah in der That. Beide sahen die in den Sinn genommenen Personen, aber Beide befanden sich geraume Zeit anhaltend übel, und der genannte Gelehrte konnte das gesehene Bild Wochen lang nicht wieder vor den Augen los werden. Bald erschien es ihm hier, bald da, besonders in der Dämmerung, oder an dunkeln Orten, unverhofft, ehe er es sich versah, ihn gleichsam verfolgend und peinigend.

Es darf dieß Alles, so wunderbar es klingt, nicht sehr wundern. Wer die Wirkung kennt, welche Belladonna, Stechapfel, Assa foetida u. s. f. auf die Sehnerven, auf die Nerven des Gehirns überhaupt haben, wie sie aufregend, betäubend, die Sinne verwirrend wirken, wird dieß Alles leicht denken können, aber auch be-

greifen, warum sie von uralten Zeiten her bei dergleichen Farcen eine so wichtige Rolle spielten. Hier haben wir ein paar Beispiele, wo vorurtheilsfreie Männer, sich von der Wirksamkeit oder Unwirksamkeit derselben zu überzeugen, am Ende kaum noch ihren Sinnen trauen konnten. Nun schließe man auf die von blindem Vertrauen gegängelten Männer, auf abergläubische, unwissende, reizbare Frauen. Ein Beispiel der Art sei hier mitgetheilt, theils, um auch darin zu zeigen, wie sehr solche Räucherungen betäuben und verwirren, theils, um darzuthun, wie damit operirt wurde. Es ist von Benvenuto Cellini erzählt.*) Es hatte sich derselbe in eine hübsche Sicilianerin verliebt, welche aber von der darüber erzürnten Mutter schnell nach Neapel mitgenommen ward, ohne daß Cellini ihr gleich wieder auf die Spur kam. Theils, um sich von seiner Liebe zu heilen, theils auch wohl, zu erfahren, wo die Geliebte weile, bat er einen Priester, der sich mit Geisterbeschwörungen abgab, als die Rede darauf einmal kam, ihn doch Etwas in der Art sehen zu lassen. Der Priester fragte, ob er auch muthig und standhaft genug sei, und auf die Versicherung davon wurde die Sache vorgenommen, indem noch ein Freund Cellini's, der sich selbst mit dergleichen auch beschäftigte, zugegen war. Die Scene fand zur Nachtzeit im Colisëum Statt, ein Ort, der schon an und für sich die Phantasie aufregen, und zur Furcht und Bangigkeit in solcher Stunde stimmen kann. Der Geisterbeschwörer zog seine Kreise auf der Erde in der schönsten Art, „wie man

*) A. a. O. S. 119 fgg.

sich nur denken kann, und hatte eine Menge wohlriechendes Räucherpulver, aber auch sehr häßliche, namentlich Teufelsdreck, so wie Feuer, besorgen lassen.“ Alle traten nun in den Zirkel ein; der Rauch dampfte; es vergingen über anderthalbe Stunden, und nun erschienen „einige Legionen Teufel, daß das ganze Coliseum davon voll war.“ Die letztere Angabe zeigt am deutlichsten, wie sehr Cellini's Auge getäuscht wurde, aber sehr natürlich; er hatte das Räuchern selbst zu besorgen. Als der Priester die vielen Geister sah, rief er Cellini'n eine Frage an sie zu thun, und dieser hatte Muth genug, zu verlangen, „daß sie ihn mit seiner Sicilianerin zusammenbringen möchten.“ Aber — in dieser Nacht gaben sie keine Antwort darauf. Der Geisterbeschwörer erklärte, daß man „ein anderes Mal wieder hergehen müsse.“ Die Sache ist klar; ihm war, was Cellini hergeführt hatte, nicht bekannt; das Verlangen desselben demnach konnte weder bejahend, noch verneinend beantwortet werden. Um es mit Ehren bejahen zu können, mußte man doch erst die näheren Umstände wissen und erwägen, und es abzuschlagen, hätte nicht viel Respekt für ein paar Legionen Geister oder Teufel eingeflößt, welche Cellini sah.

Die zweite Beschwörung fand Statt, indem Cellini angewiesen war, einen noch ganz unschuldigen Knaben mitzubringen. Außerdem ging der Freund mit, welcher das erste Mal schon Theil genommen hatte, und noch ein Dritter. Der Zeremonien gab es dieses Mal eine noch größere Zahl. Wahrscheinlich, um Cellini's Aufmerksamkeit noch mehr zu zerstreuen, und seiner Einbildungs-

kraft zu thun zu geben. Statt der Räucherpulver bekam er dieses Mal den Zauberstab in die Hand, um ihn nach den Punkten zu halten, welche ihm der Geisterbeschwörer anzeigte, unter dem ausgestreckten Stabe stand der unschuldige zwölfjährige Knabe. Schreckliche Beschwörungen wurden laut, bei ihren Namen eine große Menge Dämonen des ersten Ranges, im Namen und Kraft des ungeschaffenen, lebendigen, ewigen Gottes, und zwar mit hebräischen, so wie einer tüchtigen Portion griechischer und lateinischer Worte gerufen. Geräuchert wurde im Ueberfluß von den beiden Gehilfen. Endlich war das Coliseum hundertmal voller, als das erste Mal, und dem Rathe des Priesters folgend, wiederholte Cellini sein Verlangen. Er bekam keine Antwort von den herumschwebenden Gestalten, aber der Geisterbeschwörer sagte ihm: „Hörst du, was sie gesagt haben? Daß du in Zeit von einer Woche sein wirst, wo sie ist?" Und zugleich bat er ihn, ja standhaft auszuhalten, denn es wären wohl tausendmal mehr Geister da, als er verlangt hätte, und die allergefährlichsten seien darunter, und da sie doch gethan hätten, was er, Cellini, verlangt habe, müsse man säuberlich mit ihnen umgehen, und sie ganz gelassen verabschieden. Der Knabe, der schon an sich halb todt gewesen sein mag, und unter Cellini's Stabe bebte, behauptete, daß eine Million von wilden Gestalten da wären, die alle drohende Geberden machten; unter ihnen sehe er vier ungeheure Riesen in voller Rüstung, welche in den Zirkel einbrechen wollten. Der Geisterbeschwörer zitterte an allen Gliedern, vielleicht zum Schein, vielleicht von seinen eignen Gauke-

leien bethört, vielleicht von der Räucherung angegriffen; dem einen Gehilfen ging es nicht besser; Cellini gab sich alle Mühe, seine Angst zu verbergen, und Muth zu erkünsteln, ob er schon selbst halb todt war. Der Knabe setzte sich zwischen seine Füße, und steckte den Kopf in die Hände. „So will ich sterben!" rief er. Hier sagte Cellini ein wahres Wort, ohne es aber selbst zu verstehen. „Alles, was du hier siehst, ist Rauch und Schatten!" rief er ihm tröstend zu, denn angenommen, daß einige Hohlspiegel bei der ganzen Sache im Spiele waren, konnte nichts Treffenderes zur Erklärung bemerkt werden. Das ganze Coliseum aber schien zu brennen, und das Feuer heranzuwallen — wahrscheinlich optische Täuschung. — Der Geisterbeschwörer ließ noch mit Teufelsdreck den Geistern eine Labung bereiten. Die Angst Aller war groß. Dem Einen traten die Augen gleichsam aus ihren Höhlen (le luci aveva fuora del fundo) und er war halb todt, der Andere bekam das fürchterlichste Leibschneiden, mit den dasselbe begleitenden Symptomen, la quale potette *molto più che la zaffetica*, die Geister gingen aber auf solche Weise à gran furia davon, wie der kleine Junge seinem Meister sagte. Jetzt läutete man in der Stadt die Frühmetten. Es sind nur noch ein paar Geister, und ganz in der Ferne, da! äußerte der Knabe. Fast scheint es, als ob Cellini's Augennerven selbst viel weniger angegriffen gewesen wären, und er deßhalb viel weniger gesehen hätte, als die andern Theilnehmer. Endlich packte der Geisterbeschwörer ein, Alle drückten sich hinter einander, und der Knabe namentlich hielt den Herrn und Meister des unterirdischen Reichs

am Kragen und Rocke. Aber auch auf dem Wege sah er noch immer, wie der vorherbemerkte Fall auch erzählt, Geister, die bald da, bald dorthin sprangen, oder auf den Dächern hinliefen.

Als Cellini wieder zur Besinnung kam, fragte er den Priester, ob er wohl daran glauben dürfe, daß er in der bestimmten Zeit mit seinem Mädchen vereint sein könne. Die Antwort lautete bejahend, nur solle er sich vor jedem Zank und Streit (scandalo) hüten, und lieber Etwas geduldig hinnehmen. Cellini war nämlich ein tüchtiger Raufbold, der Nichts ungerächt hingehen ließ. Die Zusammenkunft mit der Geliebten fand in der That Statt, aber gerade in Folge eines solchen wilden Auftritts, der ihn nöthigte, eilig aus Rom zu fliehen, wenn er nicht in's Gefängniß kommen wollte. Er eilte nach Neapel, und seine erste Frage war, ob seine Angelika hier sei. Es fand sich so. Aber ein Wunder gab es dabei nicht. Sie war — ein feiles Mädchen, (cortigiana). Von der Mutter entführt, schien Neapel für sie die nächste und beste Stadt. Alles dieß hatte wohl auch der Geisterbeschwörer ermittelt, und so die Geister einen Monat ansetzen lassen, in welchem die Vereinigung Statt finden würde. Cellini wurde mit offenen Armen und allen möglichen Liebkosungen von dem Mädchen empfangen, daß er nun freilich dankbar die vermeinte Erfüllung des Geisterworts rühmt.

XVIII.

Die Räucherungen, verbunden mit optischen Täuschungen, mögen also schon auch in uralter Zeit benutzt worden sein, dem Scheine nach eine Thiergestalt anzunehmen, und leider finden wir, daß der Glaube: es könne der Mensch dieß in der That durch Hilfe böser Geister bewerkstelligen, mit dem an die Hexerei und Zauberei Jahrhunderte lang Hand in Hand ging. Beide sind zusammen entstanden, gewachsen und verschwunden. Im Hexenhammer wird solcher Verwandlung häufig erwähnt. Einen Grund, der dazu Veranlassung geben konnte, haben wir schon oben angedeutet; er lag in den Thiermasken, welche bei den Mysterien der Aegypter eine Hauptrolle spielten, und sich forterbten. Allein erklärt er uns aber nun und nimmer diesen uralten Wahn, der sich nun in verschiedenen Nüancen wiederholte. Eine der bekanntesten und sonst gefürchtetsten, solcher Thiergestalten ist der sogenannte Wehrwolf, der noch vor 50—60 Jahren vom Landmanne gefürchtet wurde; der angeblich kinderähnlich schreien konnte, um unschuldige Kinder zu locken, ihm zu seinem Fraße zu dienen. Er spielte bereits in dem alten Griechenland eine

wichtige Rolle, über welche selbst Plinius sein ärgstes Mißfallen äußert. „Es ist zum Erstaunen, wie weit die Leichtgläubigkeit der Griechen geht! Eine Lüge mag auch noch so unverschämt sein, aber an Zeugen fehlt es dort nicht!“ ruft er aus.*) Man möchte behaupten, daß schon Ovid den Wahn vorgefunden habe.**) Der König von Arkadien wurde vom Jupiter wegen seiner unmenschlichen Grausamkeiten in einen Wolf verwandelt. Ursprünglich mag man wohl einen grausamen Menschen symbolisch als einen Wolfsmenschen, d. h. als einen Menschen bezeichnet haben, der einem Wolfe in der Grausamkeit ähnlicher ist, als einem Menschen, und welcher gelegentlich auf Raub ausgeht, wie ein Wolf. Aber auch Virgil gedenkt dieses Wahnes:

Vidi saepe lupum fieri et condere sylvis
*Moerin.****)

singt einer seiner Hirten. Die älteste, vollständige Nachricht hiervon ist bei Plinius a. a. O.: „Daß Menschen in Wölfe verwandelt werden können, und dann doch wieder ihre vorige Gestalt annehmen, müssen wir für eine Lüge halten, oder Alles glauben, was sich seit so vielen Jahrhunderten als fabelhaft erwiesen hat. Wie sich aber diese Meinung bildete, und so festen Fuß faßte, daß ein Wehrwolf selbst zum Schimpfnamen geworden ist, will ich mit wenigen Worten andeuten. Evanthes, ein alter Schriftsteller Griechenlands, der wohl Achtung verdient, berichtet,

*) H. N. VIII, 34.
**) Metamorph. I, 6.
***) Eclog. VIII.

daß in Arkadien die Sage gehe, es gebe eine Familie, die Antäer genannt, von welcher Einer und der Andere, den das Loos träfe, in einen Wolf verwandelt werde. Wer das Schicksal hat, wird zu einem gewissen See im Lande geführt, und sind sie mit ihm angekommen, so ziehen sie ihm seine Kleider aus, hängen diese an eine Eiche; er schwimmt nun durch den See, verwandelt sich in einen Wolf, und verkehrt neun Jahre lang mit den andern Wölfen. Hütet er sich während dieser Zeit vor dem Genusse des Menschenfleisches, und er kommt wieder an den See, um durch ihn zurück zu schwimmen, so erhält er seine frühere Gestalt wieder, mit Ausnahme dessen, daß er neun Jahre älter aussieht. Er soll dann auch seine Kleider wiederfinden." Der Glaube scheint also zuerst in Arkadien Wurzel gefaßt zu haben, dessen König, Lykaon, als erster Wehrwolf angesehen werden könnte, in sofern ihm gestattet gewesen wäre, seine menschliche Gestalt auf's Neue anzunehmen. Da Arkadien ursprünglich als Hirtenland bekannt war, so sieht man ungefähr einen entfernten Grund, warum sich gerade hier dieser Wahn ausbildete. Später kam vornehmlich das Land der Bulgaren dadurch in Verruf. Luitprand, ein Bischof des zehnten Jahrhunderts, erwähnte dieß ausdrücklich von ihnen. Die Art, wie man solche Verwandlung zu erklären suchte, war eben so mannichfach, als meistentheils sinnlos. Oefters mochte sich Mancher, von Wahnsinn ergriffen, für einen Wolf halten, weil einmal die Idee von dem Dasein solcher Wehrwölfe allgemein war, und, wenn einmal der Wahnsinn bei Jemandem das Gehirn verdüsterte, solche Idee so gut fixirt werden konnte, wie die,

daß sich ein solcher Unglücklicher für einen König, Kaiser, oder Gott selbst hält. So schildert in Webster's Herzogin von Malfy der Arzt einen solchen:

In Denen, die von dieser Krankheit sind geplagt,
Herrscht eine solche trübe Ansicht vor, daß sie
Vermeinen, ganz ein Wolf zu sein. Sie eilen fort
Nach einem Todtenacker in der Nacht,
Sie graben einen todten Körper aus;
Es sind zwei Nächte her, daß so ein Mann
Den Herzog sah, mit einem Menschenbein
Auf seiner Schulter; und er heulte fürchterlich.
„Ich bin ein Wolf!" schrie er. —

Verstegan, ein Engländer in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, auch Zeitgenosse von Webster, drückt sich ganz anders aus; aber freilich, Webster war Arzt, und dachte folglich; Verstegan dagegen glaubte mehr, denn er war Theologe. „Wehrwölfe" sagt er, „sind gewisse Zauberer, welche sich den Leib mit einer Salbe einreiben, die sie auf Antrieb des Teufels machen, und wenn sie nun einen gewissen bezauberten Gürtel anlegen, so erscheinen sie nicht nur in den Augen anderer Leute als Wölfe, sondern haben auch ihrer eignen Vorstellung nach (to their own thinking) Beides, die Gestalt und Natur eines Wolfes, so lange sie den besagten Gürtel tragen, und benehmen sich wie wahre Wölfe im Rauben und Morden fast aller menschlichen Kreaturen. — Es sind von solchen in vielen Theilen Deutschlands und der Niederlande Viele ergriffen und hingerichtet worden. Ein Peter Stump wurde auch nicht weit von Cullen, in Badbur, im Jahre 1589, weil er dreizehn Kinder, zwei Wei-

der und einen Mann verzehrt hatte, auf eine schreckliche Art hingerichtet. Man riß ihm mit glühenden Zangen das Fleisch von verschiedenen Theilen des Körpers aus. Arme, Schenkel, Beine, wurden zerbrochen auf ein Rad gelegt, und der Körper dann verbrannt. Er starb mit großer Reue, und bat, daß man seinem Körper ja keine Marter ersparen möchte, damit nur seine Seele gerettet würde." Offenbar war also der Unglückliche wahnsinnig, und meinte sicher nur, die sechszehn Menschenkörper verzehrt zu haben. Aber seine Richter waren noch wahnsinniger, und bewiesen dabei nur mehr Methode. Auch sonst äußerten sich Aerzte in der Art sehr vernünftig. So definirte Burton im 16. Jahrhundert in seiner anatomia melancholiae die Lykanthropie als „eine *insaniam* lupinam, Wolfstollheit, wenn nämlich die Menschen auf den Gräbern und Feldern in der Nacht heulend herum laufen, und sich nicht abreden lassen wollen, daß sie Wölfe oder so Etwas seien." Avicenna drückte sich in gleichem Sinne aus,*) und bewies dadurch seinen Scharfsinn, aber gibt auch einen Beleg, wie früh verbreitet der Wahn war, denn sonst, meinen wir, hätte er nicht zum Wahnsinn werden können. In einer äußerst seltenen französischen Schrift, die Nares anführt,**) findet sich zu jenem unglücklichen Peter Stump ein Seitenstück. Gilles Garnier ward, weil er sich in einen Wehrwolf verwandelt hatte, in Lyon hingerichtet. Er hatte mehr als

---

*) Oper. III, 21. „*insaniae* species" nennt er die Lykanthropie.

**) Glossary, S. 870. 1825.

Einmal bekannt, daß er einen Knaben von 12 oder 13 Jahren in seiner menschlichen Gestalt verzehrt haben würde, den er in der Wolfsgestalt getödtet habe, wäre er nicht gefangen genommen worden.

Ein gleichzeitiges Beispiel gewährt Johann Aegidius Garnier, der 1573 als Zauberer, und weil er Wehrwolf gewesen war, verbrannt wurde. Er hatte angeblich ein zehnjähriges Mädchen gefressen, ein anderes zerrissen, und nicht ganz aufgezehrt weil er von drei hinzukommenden Männern gestört wurde, dann wieder einen zehn-, so wie einen dreizehnjährigen Knaben verzehrt. Auf der Folter hat er dieß Alles eingestanden. An tragikomischen Mährchen der Art fehlt es noch weniger. Ein Superintendent Rimhof in Rinteln, der 1630 einen Drachenkönig schrieb, in welchem der tollste Aberglaube mit der ernstesten Miene vorgetragen ist, berichtet von einem Wehrwolf, der „beinahe seine eigne Frau gefressen hätte, und ihr zum Mindesten den anhabenden rothen Rock zerrissen.“ Als er wieder zum Menschen geworden war, ist er „hiermit von seiner Frauen angegeben, justificirt und Alles in Wahrheit so befunden worden.“ Bewahre uns Gott vor dem Glauben und der Wahrheit unserer lieben christlichen Vorfahren! Ein katholischer Zeitgenosse des protestantischen Superintendenten, Kaspar Schott in Würzburg, der eine physica curiosa schrieb, welche curios genug ist, erzählt noch ärgere Mährchen. Unter andern wird ein reisender Priester von einem Wolfe eingeladen, und fort in den Wald geleitet, der Frau des Wolfes, die auch eine Wölfin war, das Abendmahl zu reichen. Es waren bereits Wehrwölfe, aber fromme,

christliche, aus dem Volke der Ossyrier, von welchen alle sieben Jahre zwei, ein Mann und eine Frau, Wolfsgestalt annehmen müssen, bis sie von zwei anderen, nach abgelaufener Prüfungszeit abgelöst werden. Es ging also hier so, wie bei den Arkadiern, von denen Plinius erzählt. Das Mährchen zeigt nun, daß im Morgenlande der Glaube an die Existenz solcher Zwitterwesen so gut herrschte, wie in Europa.

Als Soliman die Regierung antrat, soll es in Konstantinopel soviel dergleichen gegeben haben, daß in einem Treibjagen hundert und funfzig erlegt wurden; wahrscheinlich waren es Wölfe, die aus Asien herüber, oder vom Balkan herunter kamen, weil sie gerade der Winter, oder sonst etwas Aehnliches herbei lockte. Waren doch noch im 13. und 14. Jahrhundert zu Paris die Wölfe nichts Seltenes, und manches Kind wurde da ihre Beute. Ueberhaupt mag auch dadurch der Wahn an solche Verwandlung öfters neue Nahrung bekommen haben. Man verwechselte, was ein Wolf gethan hatte, mit Dem, was ein vermeinter Zauberer in solcher Gestalt hätte thun können. Da die Folter in solchem Falle bald „Alles in Wahrheit" so zu befinden wußte, wie sich der Superintendent Rimhof ausdrückt, so konnte die Bestätigung solcher Verwechslung nicht ausbleiben. Einen sichern Beleg hiervon hat man dadurch, daß es nirgends mehr Wehrwölfe gegeben haben soll, als ehedem in Preußen, Liefland und Vorderpolen. In der Christnacht kamen hier die Zauberer und Hexen in ungeheurer Menge zusammen, nahmen Wolfsgestalt an, durchstrichen dann die Wildnisse, brachen in Ställe und Häuser ein, und

fraßen Schafe, Rinder, Kinder. Bei einer verfallenen Mauer zwischen Polen und Kurland, kamen sie manchmal zu Tausenden zusammen. Man ziehe Ort und Zeit in Betracht, und frage sich dann, von welchen Wölfen hier wohl eigentlich die Rede sein konnte, ob von wirklichen, oder eingebildeten? Aber wo das geistige Auge blind ist, kann das irdische noch weniger Schein und Sein unterscheiden. Es hat nur einen Wehrwolf gegeben, und zwar war dieß ein unschuldiger, verliebter Narr: Pierre Vidal. Seine Geliebte hieß Loba de Penautier, und, ihr zu gefallen, ließ er sich in eine Wolfshaut nähen, um ihr zur Kurzweil auf der Jagd zu dienen. Beinahe hätte es ihm das Leben gekostet, da die Hunde solche Liebe und Posse nicht kannten, und ihn anpackten. Die Dame und ihr Gatte, denn sie war verheirathet, nahmen sich des Narren an, lachten jedoch herzlich über seine Thorheit.*)

Indessen wird der Mensch nicht bei einer solchen Thiergestalt stehen bleiben. Kann er sich einmal in einen Wolf verwandeln, so steht es ihm auch frei, die Gestalt einer Katze anzunehmen, und ihrer wird nicht weniger gedacht. Schon im Prozesse der Tempelherrn kommen die Kater- und Bocksverwandlungen vor, und in den nachherigen Hexenprozessen spielt die Katze häufig eine Rolle. So kam nach Joh. Bodin, († 1596) der ein tüchtiger Hexeninquisitor seiner Zeit war, und in einer Daemonomagia Magorum allen nur erdenklichen Unsinn

*) Millot, Hist. des Troubadours II, 278.

aufgehäuft hat, in einer alten Burg bei Verona ein großes Heer von Katzen zusammen, und als sie von fünf Männern angegriffen, auseinander gejagt, aber auch zum Theil verwundet wurden, fand man am andern Tage in der Umgegend viele Weiber verwundet. Folglich waren es Hexen in Katzengestalt gewesen. Bei Osnabrück wurde durch zwei oder drei Katzen, die der Bürgermeister Pelzer im Mondenscheine spielen sah, ein Hexenprozeß eingeleitet, der Mehreren das Leben kostete, und die ganze Stadt in Aufregung brachte.*) Es dünkt uns unmöglich, daß menschliche Verblendung so weit gehen kann, aber noch in dem Hexenprozesse der unglücklichen Renate im Kloster zu Würzburg, 1749, spielte die Katze eine wichtige Rolle, obschon in einer andern Art.**) Es ist daher die Katze, besonders die kohlschwarze, von jeher ein Lieblingsthier der Hexen. Sie hat bei ihren Festen und Mahlzeiten einen wichtigen Antheil, und erscheint darum in der Hexenküche von Shakespeare, wie von Goethe. Schon die Hekate der Alten nahm sich der Katze als eines Lieblingsthieres an, und machte sie zu ihrer Priesterin. Es war eine gewisse Galinthia gewesen, welche von den Schicksalsgöttinnen in eine Katze verwandelt wurde, wie Ant. Liberalis berichtet. Hekate nahm selbst einmal die Gestalt einer Katze an. In welcher Art der Teufel als Kater seinen lieben Buhlinnen Beistand leistete, wie unsere gläubigen Vorfahren sich öfters ausdrückten,

---

*) Horst's Dämonomagie II, S. 228.

**) S. X. Abschnitt. Th. I. S. 197.

erzählt Johnson in seinem Commentar zu Shakespeare's Makbeth. Etwa funfzig Jahre vor diesem Dichter war eine Hexe hingerichtet worden, die eine Katze, Namens Rutterkin, hatte. Sie durfte nur Rutterkin gehen und fliegen lassen, um alles mögliche Unheil anzurichten. Einmal sollte sie zur Tochter der Gräfin Rutland gehen, um diese zu quälen, allein da schrie sie bloß Miau, Miau, um anzudeuten, daß sie über die junge, schöne Gräfin nicht Gewalt habe. Shakespeare's Hexen rufen ihre Katze Grimalkin, d. h. graues Mariechen, (grey Malkin), indessen hat das Malkin noch einen gemeinern Anstrich, der sich in unserm „Marie" oder „Mariechen" nicht wiedergeben läßt. Wenn dagegen die Scene beginnt:

„Dreimal hört' ich die Katze schrein!"

so verstand es jeder von Shakespeare's Zuschauern; der Teufel hatte den Hexen das Zeichen gegeben, ihre Salbe zu kochen.

Von Hexen, die sich in eine Katze verwandelt hatten, und darum sterben mußten, könnten wir hier so gut einzelne Beispiele namhaft machen, wie von Unglücklichen, die, weil sie Wehrwölfe gewesen sein sollten, den Tod erduldeten. Allein, wer könnte immer dasselbe wiederholen? Auch Ratten, Mäuse, Kröten mußten als solche Masken dienen. Bald wandelte sich die Hexe in ein solches Geschöpf, bald diente ihr der Teufel in einem solchen. Lief in dem Kerker, wo die Unglückliche gefoltert wurde, eine Maus davon: so war es der Teufel, der Nichts mehr mit ihr zu thun haben wollte. Mehr als Einmal

findet man dergleichen in den Akten bemerkt.*) Selbst den Esel verschmähte der Aberglaube nicht. Was Apulejus als Mährchen behandelt hatte, glaubten unsere Vorfahren als eine Wahrheit. Sie lassen in einer sächsischen Stadt, Brück, im 30jährigen Kriege einen Soldaten, welcher der Tochter einer Hexe untreu wird, in einen Esel verwandeln, und er bleibt Esel, bis er einmal Lilien fraß. Lucian, der auch eine spottende Eselsmetamorphose erzählt, ist ein ähnliches Seitenstück als baare Münze aufgetischt. Es stehen die ekelhaften Beweise menschlicher Thorheit und Barbarei — denn die Hexe ward vom Soldaten angegeben, und verbrannt! — in der Dämonolatrie des Remigius, II, S. 95 fgg.

Damit kein Welttheil in solchen Dingen dem andern Vorwürfe machen dürfe, findet man auch solchen Wahn in Ost- und Westindien. Von Mejiko haben wir schon ein Beispiel angeführt. In Ost- und Westindien nehmen aber die Zauberer nicht Wolfs-, sondern Löwen- und Tigergestalt an; ländlich, sittlich. Als einst zwei dergleichen, Juan Gomez und Sebastian Lopez, ursprünglich Indianer, aber nachher zum Christenthum bekehrt, sich begegneten, geschah es in solcher Thiergestalt. Aber sie erkannten sich, und fielen wüthend über einander her. Der Löwe, Juan Gomez, wurde vom Tiger, Sebastian Lopez, so übel zugerichtet, daß er bald nachher starb. Aber der Missionair Thomas Gage, stand ihm im

*) M. s. i. XI. Absch., (1r Th. S. 201.) wo das Schicksal des unglücklichen jüdischen Arztes Lippold in Berlin erzählt wird.

Tode bei, als er wieder Menschengestalt angenommen hatte, und erfuhr nach dem Tode die ganze Sache von dem Indianer. Bei Missionären kann man selten jetzt Spuren von Kritik und Nachdenken finden, wer wollte sie bei solchen im 17. Jahrhundert suchen, wo dieser Dominikaner die Heiden bekehrte!

XIX.

Waren die Alten, wenn es darauf ankam, zu berücken, zu täuschen, solche Meister in der Mechanik, in der Optik, in Zusammensetzung von Räucherpulvern, so fehlte es ihnen wohl auch noch weniger an Mitteln, die ungleich einfacher zu entdecken, und anzuwenden waren. Sie thaten, wenn es darauf ankam, mittelst ihrer Kenntniß von Hydrostatik gerade so große Wunder, als unsere Taschenspieler. Auf der Insel Delos bewunderte man einen Brunnen, der sieben Tage lang Wein fließen ließ; in der übrigen Zeit gab er nur Wasser her.*) Es fand dieß beim Tempel des Bacchus Statt, und trug man den Wein hinweg, so verwandelte er sich in Wasser. Plinius meldet es als Angabe eines gewissen Mucianus. Offenbar lag hier eine absichtliche Täuschung zum Grunde. Bacchus sollte als Wunderthäter da stehen, die ihm Nahenden, wenigstens eine Woche lang, scheinbar mit Wein erquicken. Nur mit von dannen nehmen sollten sie Nichts. Als August nach einem Kriege heim-

*) Plin. H. N. XXXI, 13.

kehrte, sprang einen Tag lang Oel aus einem Springbrunnen, vorausgesetzt, daß dieß ein Wunder sein, und sich nicht so verhalten sollte, wie z. B. der Brunnen, welcher bei der Kaiserkrönung in Frankfurt auf dem Römer Wein hergab. Ein Aehnliches mit Wein fand beim Bacchusfeste alle Jahre in Elis Statt. Unter den Augen der Fremden, die da in großer Menge hinkamen, verschloß man da drei leere Gefäße, und wenn sie wieder geöffnet wurden, waren sie mit Wein gefüllt. Mit dem bekannten Heronsbrunnen würde man die Sache noch frappanter haben machen können. Das eingegossene Wasser hätte sich in Wein verwandelt.

Bei den Mysterien der alten Griechen spielte sicher die Darstellung der Höllenstrafen eine Hauptrolle. Zum Mindesten würde dieß erwiesen sein, wenn die Schilderung, welche Virgil von der Unterwelt gibt, Nichts, als ein Gemälde von solchen Mysterien wäre.*) In diesem Falle würde auch die Strafe der Danaiden vorgekommen sein, und hier hätte die Aufgabe gelöst werden müssen, ein Gefäß scheinbar nicht füllen zu können. Eine historische Thatsache zeigt, daß man solche zu lösen im Stande gewesen wäre. Xerxes ließ das Grabmal des Belus öffnen. Der Leichnam des alten Königs lag in einem gläsernen Sarge, der fast bis an den Rand mit Oel gefüllt war. Eine Inschrift an der Seite drohte Jedem mit Wehe, der das Grab und den Sarg nicht mit Oel anfüllen werde. Sogleich befahl Xerxes, Oel hinein zu gießen. Aber umsonst strebte man, sein Ge-

*) Aeneide, VI, von V. 547 an.

heiß zu erfüllen. Immer goß man hinzu, und der Sarg ward nicht voll. Das Unglück, welches ihn treffen sollte, so lange er lebte, ward in diesem Augenblicke schon angezeigt.*) Eine Röhre, welche unter dem Leichnam vorhanden war, und mithin nicht gesehen werden konnte, diente zwischen dem Sarge und einem Behälter als Leiter, daß das Oel immer gleiche Linie hielt, und der Sarg nicht gefüllt werden konnte.

Der Aberglaube sah sonst häufig die Feuchtigkeit, welche sich an steinernen Wänden zu Tropfen vereint, sobald die Atmosphäre davon überfüllt ist, und sie zum Theil also in flüssigem Zustande auf festen Körpern absetzt, für Schweiß an. Jetzt weiß dieß Jedermann, und in unserm Klima kommt die Sache zu oft vor, um nur beachtet zu werden. In älterer Zeit vereinigen sich aber Dichter und Geschichtschreiber, es zu berichten, wenn ein Götterbild schwitzte, oder gar Thränen vergoß. Es waren dieß schreckliche Vorboten von Unglück, das über die Stadt hereinbrach. Peter der Große machte indessen einem solchen Wunder in Petersburg ein Ende. Ein aus Holz gemaltes Marienbild weinte, über seine Neuerungen empört, die bittersten Thränen. Peter besah sich die Sache, und kam dem Pfaffentruge bald auf die Spur. Er selbst enthüllte ihn den erschrockenen Einwohnern. Zwischen zwei Brettern, aus denen das Bild bestand, war ein Behälter mit Oel angebracht. Brannten die Kerzen in großer Menge um das Bild herum, so erhitzte sich das Oel, und drang durch eine Menge

---

*) Aelian. Var. Hist. XIII, 3.

kleiner Poren, welche im Augenwinkel vertheilt waren.*) In ähnlicher Weise mögen alle die Marienbilder geweint haben, welche der Pfaffentrug sonst so oft aufstellte, als ihm dieß oder jenes nicht gefiel. So mögen die Götterbilder ihrer Vorfahren unter den Heiden geweint haben; auf solche Art mag das Wunder beschaffen gewesen sein, von welchem Gregor von Tours so viel Aufhebens macht. In einem Kloster zu Poitiers sah er das Oel einer Lampe, die vor einem Stück des wahren Kreuzes stand, wunderbarer Weise über den Rand empor steigen, und wohl eine Stunde lang so reichlich fließen, daß fast der ganze Inhalt des Gefäßes hätte daraufgehen müssen. Je ungläubiger man es betrachtete, desto stärker floß es.**)

Im 16. Jahrhundert redeten die Gelehrten so häufig von ewigen Lampen, und die Anhänger geheimer Wissenschaften suchten so häufig, auf's Neue das Geheimniß derselben wieder zu entdecken, daß man wohl annehmen kann, wie irgend eine Sage ihre Leichtgläubigkeit begründete, und ihre Ausdauer unterhielt. Um das Wunder zu bewerkstelligen, gehörten zwei scheinbar unmöglich zu erfüllende Bedingungen dazu. Man mußte der Flamme eine nicht zu erschöpfende Nahrung geben, und dieser wieder eine Hülle anweisen, welche von der Flamme nicht zerstört wurde. Erinnern wir uns an das Grabmal des Belus. Wenn auf einen nicht leicht zu ent-

*) Leveque, Hist. de Russ. V, 180. Der Betrüger wurde entdeckt, hart bestraft, und das Bild von Peter I. in seine Raritätenkammer gestellt.

**) Gregor. Tur. Mirac. I, 5.

deckenden Punkt eine Röhre gesetzt wurde, welche die Lampe mit einem, dem nicht Eingeweihten unbekannten Behälter in Verbindung brächte, wenn der Behälter zugleich groß genug wäre, um in einem oder mehreren Tagen seine Höhe nur wenig vermindert werden zu lassen, so geschehe der ersten Bedingung Genüge. Die zweite würde mit der jetzt sehr alltäglich gewordenen gelöst: Lampen ohne Dochte zu haben. Sie dienen als Nachtlichte, und es muß allerdings das Röhrchen, in welchem die Flamme brennt, oft gereinigt werden, wenn sie nicht verlöschen soll. Allein, be unserm Experiment wäre dieß nicht zu fürchten, weil die Lampe ohne Unterlaß brennt, die Dölle aber sich nur verstopft, in sofern ein Theil halb zersetztes Oel beim Auslöschen des Morgens die Wände überzieht. Es hängt die ganze Erfindung mit der nämlichen Ursache zusammen, welche wir zur Erklärung der zwei Wunder anführten. Ausdehnung des Oeles durch die Wärme. Die Vorsicht, den Oelbehälter regelmäßig zu füllen, machte, da er verborgen wäre, keine Sorge; um nöthigenfalls einmal die Röhre zu wechseln, an deren Mündung sich das verdünnte Oel entzündete, hätte der Wunderthäter nur nöthig, die Aufmerksamkeit seiner Zuschauer für ein paar Augenblicke lang mit etwas Anderem zu beschäftigen.

Die Anwendung der Wärme, um das Oel und jede andere Flüssigkeit zu verdünnen, gehört einer von der Hydrostatik verschiedenen Wissenschaft, gehört der Chemie an, und so kommen wir ganz natürlich auf die Untersuchung, welche Wunder die Alten denn doch wohl mit ihrer Hilfe zu Werke brachten, woraus sich dann ergibt,

in welchem Grade sie ausgebildet gewesen sein mag. Das Wasser des Jordans war bitter, und Die, welche an seinen Ufern wohnten, klagten sehr darüber. Der Prophet Elisa warf Salz hinein, und „das Wasser ward gesund bis auf diesen Tag.“*) Ein anderes Mal waren Koloquinten zufällig in eine Speise gekommen. Der heilige Mann schüttete Mehl dazu, und siehe „da war nichts Böses in den Töpfen.“**) Es würde schon gemeines Küchensalz hingereicht haben, das Wasser zu verbessern, wenn dieß dumpfig und schlammig gewesen wäre, denn auf solche Art werden jetzt unzählige Brunnen trinkbar gemacht. Enthielt aber das, was Elisa verbesserte, bittere, erdige Mittelsalze, so diente ihm sicher die kohlensaure Soda dazu. Gegen den furchtbar bittern Geschmack ist Stärkemehl, noch mehr aber Gerstenmehl, das beste Mittel. Vollkommen besiegt es jenen Geschmack nicht; aber es war eine große Theurung, die Menschen sind schon zufrieden gewesen, daß sie sich doch einigermaßen sättigen konnten. Die Wunder des Elisa sind nur von geringer Bedeutung, wenn man sie mit denen von Moses vergleicht, als er in der Wüste, Kenntniß und Beobachtung vereinend, die Bitterkeit des Wassers beseitigte, das der Israeliten Durst löschen sollte. Er befahl, sagt Joseph, die Brunnen zu leeren, und versicherte, daß das neu quellende Wasser wohlschmeckend sein würde. Sehr richtig; ihm war bekannt, wie das Wasser erst einige Zeit nöthig habe, die im Sande befindlichen pech- und salzigen Stoffe aufzulösen. Nach der Erzäh-

*) 2. Kön. II, 19—22.
**) A. a. O. IV, 40.

lung im 2. Mos. XV, 25 geschah das Wunder, indem ihm der Herr einen Baum zeigte, dessen bitteres Holz er hineinwarf. Nach Philo zeigte er das Holz den Israeliten, und befahl ihnen, es in's Wasser zu werfen, und dieses dadurch trinkbar zu machen, entweder, weil es vom Himmel diese Kraft erhalten, oder man bisher noch nicht gewußt hatte, daß ihm eine solche beiwohnte. So lange dergleichen Geheimnisse unbekannt sind, so lange muß auch ihre Anwendung Dankbarkeit und Bewunderung, besonders in einem Lande rege machen, wo ein Becher trinkbares Wasser die größte Wohlthat ist. Die Eigenschaft, Kalkerde und Mittelsalze niederzuschlagen, welche das Wasser der Wüste in Brunnen immer enthält, ist verschiedenen bittern Holzarten, besonders dem Nerum oleander L. eigen, welchen die meisten hebräischen Schriftsteller auch das Wunder zuschreiben. Mit innigem Wohlgefallen sieht man dabei zugleich, wie eine ganz natürliche Thatsache hinreicht, ein zahlreiches Volk vom Tode zu retten, das durch seine Geschichte, seine bis auf den heutigen Tag fortgeerbte Bildungsweise, seine neue Religion, merkwürdig, ein Drittheil der ganzen Erde durchwandert, und überall Spuren von seinem mächtigen Einflusse auf Kultur und Menschenschicksale zurückgelassen hat.

Noch genauere, einen weitern Umfang von chemischen Kenntnissen bezeichnende Spuren finden wir in den griechischen und römischen Schriftstellern. Asklepiades wußte das erstickende Gas nachzubilden, welches ihm in einer geheiligten Tempelgrotte entgegenkam, wie wir schon oben gesehen haben; ein sicherer Beweis, wie man mit einer an vermeinten Wundern so reichen Wissenschaft in

den Tempeln gar wohl bekannt war. Marcos, einer der Theurgen, welche sich bemühten, Christenthum und Mysterien in Eins zu verschmelzen, füllte drei Schalen von durchsichtigem Glase mit weißem Wein, und indem er ein Gebet verrichtete, wurde der Wein in der einen dem Blute ähnlich, der in der andern purpurroth, in der dritten endlich himmelblau.*) Marcos hatte sicher das Kunststück irgend einem Tempel entwendet, aber ein Wunder gezeigt, wie es ungefähr der verrufene Beireis in Helmstedt machte. Dieser hatte einmal versichert, daß während der Tafel am Hofe in Braunschweig sein Kleid roth werden solle, und, zum Erstaunen aller Gäste, färbte es sich auch allmälig. Der Chemiker Vogel, welcher es mittheilt, weiß zwar nicht, wie Beireis hierbei zu Werke ging, aber bemerkt, daß Kalkwasser in Brühe von rothen Rüben gegossen, eine farblose Flüssigkeit gibt; ein Stück Tuch hineingetaucht, und schnell getrocknet, wird, hängt es nur einige Stunden an der Luft, allmälig roth, und in einem Saale wird dieß noch schneller geschehen, wenn häufig Champagner oder ein anderes kohlensaures Getränk ausgegossen wird. Im Heiligthume eines Tempels mußte, unter dem Einflusse so vielen Weihrauchs und brennender Kerzen, so Etwas auch noch viel schneller von Statten gehen; der weiße Vorhang, welcher das Allerheiligste verhüllte, hätte da geschwind eine blutige Farbe annehmen können, irgend ein großes Unglück zu verheißen.

Dergleichen stand sicher zu befürchten, wenn man auf dem Altare das Blut in einer Urne oder einem an-

---

*) S. Epiphan. contra Marcosios. I, 3.

dern Gefäße aufwallen sah. Im Gegentheil muß das Blut des heil. Januarius aufbrausen, wenn der Pöbel in Neapel ruhig sein soll. In einer großen Kirche findet sich eine, von Edelsteinen glänzende, bronzene Büste desselben, in deren Höhlung eine Reliquie seines Kopfes befindlich ist. Der zu seinem Gedächtnisse bestimmte Tag ist theils darum eines der wichtigsten Feste daselbst, theils auch, weil man angeblich von ihm in zwei gläsernen Ampullen etwas von seinem Blute hat, das man, da er als Märtyrer hingerichtet wurde, auffing, und seit mindestens 400 Jahren hier aufbewahrte. Diese trockne, dem geronnenen Blute ähnliche Masse wird nur an diesem Festtage, und nur in der Nähe der Büste dann flüssig, wenn der Heilige sich gegen Neapel wohlwollend zu äußern Ursache hat. Im Gegentheil bleibt es, wie es ist. So ist der allgemeine Volksglaube, der so weit geht, daß sich die Verzweiflung, die Furcht vor dem größten Unglück vieler Tausende bemächtigen würde, wenn es, wie bisweilen geschehen ist, im festen Zustande beharrte. Die Prozession, mit welcher die Ampulle aufgeführt wird, die ängstliche Erwartung des dienstthuenden Bischofs und des dichtgedrängten Volkshaufens in der Kirche übersteigt daher hierbei allen Glauben, alle Vorstellung, die wir uns davon machen können. In einem, von Edelsteinen strahlenden, aber geschmacklos gearbeiteten Kästchen werden die Ampullen erst umhergetragen, dann aber das Kästchen auf den Altar gestellt, und nun feierlich geöffnet. Der dienstthuende Bischof zeigt die Gläser dem versammelten Volke, und dieß sieht nun die feste, trockne, rothe Masse. Er hält nun eines zwischen den Fingern, und bewegt es sanft

nach allen Seiten, bis es sich ganz, oder zum Theil, in flüssiger Gestalt zeigt. Dauert dieß lange, so heulen durch die Tiefe der dämmernden Kirche Vorwürfe, Töne der Verzweiflung, flehentliche Bitten im grellsten Widerspruche durch einander.

Häufig findet man angegeben, daß hierbei Betrug Statt finde, oder zum Mindesten, daß die Wärme Ursache des Flüssigwerdens sei. Allerdings muß auch eine natürliche Ursache zum Grunde liegen; allein Betrug soll am wenigsten dabei zu herrschen. Friederike Brun hat dem Feste einige Mal, dicht am Altare, beigewohnt, und versichert, den Priester in gespannter, ängstlicher Erwartung gesehen zu haben. Eben so war sie auch, mit noch zwei Andern, Zeuge, daß es nicht floß. Da aber dieß bei dem wüthenden, blinden Pöbel für den Priester, die Kirche und die Stadt sehr bedenkliche Folgen haben kann, so hilft sich dieser, sind ein, zwei Stunden in Angst und Kummer verstrichen, damit, daß er plötzlich ausruft: Fatto! „es ist geschehen!“ Er reicht es dann schnell den ihn zunächst Stehenden, die natürlich nur Leute vom Range sind, zum Kusse hin, und eilt nun schnell, der Ceremonie ein Ende zu machen. Dagegen sah sie ein ander Mal nach einer halben Stunde etwa zwei Theelöffel Flüssigkeit hin und her im Gefäße bewegen. Oft soll es sich ganz und gar auflösen und schäumen, oft in Klumpen zertheilen, oft wie Wasser erscheinen.

Eine räthselhafte Erscheinung bleibt es also immer, so lange es nicht einem Chemiker erlaubt wird, die Masse zu prüfen, besonders, da man das Flüssigwerden, in so-

fern es Statt findet, nur zwei Mal jährlich, im Mai und im September betrachtet.

Ist das Wunder geschehen, so entsteht ein allgemeiner Jubel. Die ängstliche Stille, oder das grausige Murmeln löst sich nun in Freudengeschrei und in laute Gebete auf, welche an die Büste des Heiligen gerichtet werden, die zu dem Zwecke vom Altar gehoben, und außerhalb desselben auf ein Postament hingestellt wird. Manche fromme Beterin hat auf diesen Augenblick viele Stunden gewartet. Wenn endlich auch diesem Bedürfnisse Genüge gethan ist, so leert sich allmälig die Kirche, und ganz Neapel hat nun für die nächsten Tage Stoff zur Unterhaltung.

Als Nachtrag zu diesem Stoffe sei hier nur noch bemerkt, was der Erzbischof von Neapel, Filangieri, 1783 einem wißbegierigen, mit ihm sehr genau bekannten Fremden sagte. „Ich war," drückte er sich darüber aus, „beim Antritte meines Amtes nicht weniger neugierig, als Sie, auf welche Weise das Wunder, und wodurch es geschehen würde. Allein, mein lieber Freund, ich bin schon geraume Zeit Erzbischof von Neapel, trage jedes Jahr zwei Mal das Blut des Heiligen auf den Altar, und das Wunder geschieht, geschieht nicht, geschieht schnell oder langsam, tutto come piace al Santo (wie es dem Heiligen gefällt), ohne daß meine innere Ungeduld, wenn ich Stunden lang die Phiole mit der geheimnißvollen Masse in der Hand halte, und mich dabei von dem wüthenden Pöbel umrasen, umheulen, umdrohen und schelten lassen muß, den Schutzpatron Parthenope's im Mindesten bewegte.

Noch mehr, in Puzzoli, unfern Neapel, wird, si fabula vera! ein Stein aufbewahrt, der noch einige Flekken Blut vom heiligen Januarius an sich hat. Wird jene Masse in Neapel flüssig, so werden jene Tropfen feucht. Und endlich, als die Spanier im Besitz Neapels waren, nahmen sie einen Theil des Blutes mit nach Madrid. In dem Augenblicke, wo es in Neapel flüssig ward, geschah dieß auch in Madrid, wie die gleichzeitig abgesandten Depeschen der Kuriere darthaten.

Was soll man nun davon denken? — Nichts, als daß hier ein tüchtiger Priestertrug obwaltete, und alle Jahre obwaltet. Filangieri wird dem Fremden nun und nimmer reinen Wein eingeschenkt haben, denn er — war ein Priester, und Friederike Brun ebenfalls nicht das Geheimniß durchschaut haben.*) Die Chemie hat das Wunder längst gelöst. Wenn Schwefeläther mit dem Onosma L., dem Ochsenzungensafte geröthet, und diese Tinktur mit Spermaceti gesättigt wird, so gibt es eine Masse, welche bei zehn Grad Wärme fest ist, bei einer

---

*) Als die Franzosen unter Championnet Neapel eingenommen hatten, wollte am Feste des heil. Januarius das Blut desselben nicht fließen. Er konnte die Ketzer nicht riechen. Das entsetzte Volk drohte mit Mord und Todtschlag. Da aber ging ein frommer französischer Oberst lächelnd und mild zum fungirenden Erzbischof am Hochaltar und zeigte ihm im Rockärmel ein kleines Pistol und flüsterte sanft und hold: „Heiliger Mann! Haben Sie die Güte, das Blut fließen zu lassen, sonst jag' ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf!" Solche demüthige Bitte aber verstand der Diener der Kirche und der Heilige im Himmel, denn das Blut floß auf der Stelle, und der Erzbischof rief:

E fatto, è fatto!
Miraculo, miraculo!

Wärme von zwanzig Graden aber zerschmilzt, und flüssig ist. Um diese Temperatur zu erzielen, darf das Glas nur in der verschlossenen Hand gehalten werden.

Daß die Kenntniß von solchen ätherischen, geistigen Flüssigkeiten also uralt sei, daß man also auch die Kunst, sie zu bereiten, die Destillation kannte, ist eine sehr natürliche Schlußfolge davon, woraus sich denn wieder ergibt, daß man scheinbar entzündete Wasserflächen und brennende Flüsse hinzaubern konnte, welche den Zuschauer mit Staunen erfüllten. So gewagt die Vermuthung scheint, so wenig ist sie es. In einer der heiligen Hinduschriften, die uralt ist, und auch wieder erst die Lehren von ganz uralten Zeiten enthält, kommt die Bereitung des Branntweins bereits unter dem Namen Kea-Sum vor. *) Dort wenigstens ist diese Kunst gar nicht auf die Tempel beschränkt gewesen. Man trieb sie seit den ältesten Zeiten. Dasselbe geschah in Nepaul, in Butan, in Tibet. Aus dem gegohrenen Reis zieht man dort Arra ab, und die Eingebornen haben dieß wohl sicher nicht von den Europäern gelernt. **) Aus dem Safte einer Palmenart gewinnen die Nagalen, in den Gebirgen von Assan, die Bewohner des Landes zwischen Ava, Siam, Pegu, einen gleichen Geist. In Sumatra fand man schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts irdene Helme, um aus Reis und Zuckerrohrsaft einen Branntwein abzuziehen.

Es ist daher auch wahrscheinlich, daß schon Jahrhunderte vor Christus die Kunst des Destillirens aus

*) Journ. asiat. II, S. 270.

**) Dictionn. des Scienc. méd. Art. *Destillation.*

Hochasien nach dem von den Griechen bewohnten Asien, und so nach Griechenland selbst gekommen sei. Eine Spur leitet darauf hin. Die Skythen kannten bereits einen berauschenden Trank; Korsalk heißt ein solcher noch jetzt im Slavischen, und die Griechen nannten ihn Chrysolukos. Auch andere Spuren deuten auf die frühe Kunst des Destillirens hin. Aristoteles spricht von einem Oele, das sich aus Kochsalz gewinnen läßt. Wenn man weiß, daß man noch jetzt häufig Vitriolöl nennt, was Schwefelsäure heißen muß, so würde auch von Aristoteles nur die Salzsäure verstanden worden sein. Destilliren und Sublimiren sind einander so verwandt, daß bloß der dazu verwendete Stoff eigentlich den Unterschied begründet, dort eine Flüssigkeit, hier ein trockner Körper. Allein den Zinnober kannten die Alten sehr gut, und Plinius, der von ihm spricht, redet gar nicht, als ob es eine neue Entdeckung sei.*) War das eine Verfahren gefunden, so mußte auch wohl das andere, leichtere, da sein. Selbst in das gewöhnliche Leben hier mußte es schon Eingang gefunden haben. Der Falerner Wein ist der einzige, sagt Plinius, welcher sich entzündet, wenn ihm eine Flamme zu nahe kommt.**) Es gehört schon Viel dazu, gewöhnlichen, nicht erwärmten Branntwein zum Brennen zu bringen, wie hätten die Verkäufer des Falerner Weines ihm diese Eigenschaft verschaffen können, ohne eine bedeutende Menge reinen Weingeist beizumischen?

---

*) H. N. XXXIII, 38.

**) H. N. XIV, 6, 7.

Vermuthlich war dieser bei allen Weinen der Griechen und Römer zugemischt. Woher kam es denn sonst, daß sie noch trunken machten, wenn sie auch zu zwei Drittheilen mit Wasser gemischt waren? Daß man diese Weine oben im höchsten Stockwerke des Hauses aufbewahrte, und sie dadurch verbesserte? Unsere besten und stärksten Weine würden dadurch in Essiggährung übergehen, und ohne etwa das Verfahren der Alten anempfehlen zu wollen, kann man doch nur auf diese Art es erklärlich finden. Wir wissen viel zu wenig von den technischen Fertigkeiten der Alten und ihrem Hauswesen, und so bleibt uns auch hier nur die Vermuthung übrig, daß sie Manches übten, was sie geheim hielten, aber entgehen kann es nimmermehr, wie sie in einer Kunst erfahren waren, welche allein so viele Gaukeleien in den Mysterien aufklären kann.

XX.

Noch viel unumstößlichere Beweise für das Dasein solcher Kenntnisse gewährt uns die Art, wie man sich von uralter Zeit her gegen die Einwirkung des Feuers zu schützen wußte. Sie scheint in den Tempeln entstanden zu sein; sie hat darin lange Zeit verweilt, ehe sie heraus in den größeren Kreis des Lebens trat, aber hier hatte sie das Geschick so vieler ähnlicher, heilig gehaltener Geheimnisse, am Ende zur niedrigen Gaukelei auf Messen und Jahrmärkten herabzusinken. Zu wissen, wie man den leicht verletzbaren Körper gegen die Einwirkung der Flamme, des siedenden Wassers, des glühenden Eisens, des geschmolzenen Metalls sichert, durch welche Stoffe er dafür unempfänglich, gefühllos und unzerstörlich wird, scheint das Höchste zu sein, was die menschliche Weisheit entdecken kann, denn schon die Nähe der Flamme füllt uns mit Entsetzen; ihre Berührung mit Schmerzen, ihr Verweilen zerstört jedes Glied. Und doch muß man in uralter Zeit die Mittel, wodurch man sich dagegen sichern kann, auf's Genaueste gekannt haben.

Das Feuer spielte eine Hauptrolle in allen Mysterien, und es war zunächst die Reinigung, die Läuterung

von allen sündlichen Begierden, von allen Flecken. Sonst pflegten die Tataren jeden Fremden zwischen zwei brennenden Scheiterhaufen hindurch gehen zu lassen, um ihn von den bösen Einflüssen zu reinigen, welche er an sich haben und mitbringen konnte. Es mochte ein Bettler, oder ein Gesandter ihrer Horde nahen: solcher Probe konnte er nicht entgehen. Es versteht sich von selbst, daß die Scheiterhaufen weit genug von einander waren, ihm keine Gefahr zu drohen. Aber ohne Zweifel war die Sitte bei ihnen auf irgend eine Weise von den alten Mysterien Indiens oder Aegyptens heimisch geworden, oder stand mit der in der alten Welt weit verbreiteten Idee der Läuterung im Einklang, denn diese und die Mysterien gingen immer zusammen. Sie war in den Mysterien der Ceres und des Bacchus; in den Schriften der Hebräer kommt sie mehr als Einmal vor; man denke nur an die Auffahrt des Propheten Elias, und wie Jesaias von einem Seraph mit glühenden Kohlen gereinigt wird. Noch im neuen Testamente verkündet Johannes, daß Christus mit Feuer taufen werde, und noch jetzt hat sich die Vorstellung der so zu bewirkenden Läuterung vom Irdischen in der Lehre vom Fegefeuer, Purgatorium, erhalten. Selbst der verkündete allgemeine Brand der Welt, ihr Untergang im Feuer, ist Nichts, als Echo der Vorstellung, daß sie einst durch Feuer von ihren Unvollkommenheiten gereinigt werden müsse. Genug, in den Mysterien spielte diese Idee, so sehr als möglich versinnlicht, eine wichtige Rolle. Der Neophyt mußte durch die Gluthen des Feuers wandern, und fand seinen Tod darin, wenn der Hierophant böse

Nebenabsichten von ihm fürchtete, oder aber erntete für den Muth, womit er den Flammen trotzte, sich selbst nicht bewußt, was ihn dagegen schützte, den Lohn. Vor der Feuerprobe mußte sich nämlich der Einzuweihende einem oder mehreren Bädern unterwerfen, und hier läßt sich wohl annehmen, daß sie ihm eine momentane Unverbrennlichkeit mittheilten. Die Priester gewannen hierbei einen doppelten Vortheil. Sie waren von seinem blinden Glauben überzeugt, wenn er, ihrem Worte trauend, daß ihn die Götter schützen würden, durch die Flammengluthen wandelte, oder von seiner Unerschrockenheit, wenn er solchen Glauben nicht besaß. In jedem Falle ließ sich mit so einem Manne Etwas anfangen. Er besaß Muth oder Enthusiasmus; man konnte auf ihn rechnen. Er hatte dem fürchterlichsten Elemente getrotzt, und verachtete also sicher jede andere Gefahr, weil ihm entweder dann gesagt werden konnte, wie es zugehe, daß er unverletzlich sei, oder sein Glaube ferner ohne dieß fortdauerte.

Aber nicht bloß in den Hallen des Tempels fand solche Gaukelei Statt. Man suchte auch die große Menge zu überführen, wie die Günstlinge des Himmels von den Flammen nicht verletzt werden könnten. Oeffentliche Schaugebungen der Art fanden oft Statt. Unsere Gaukler scheinen oft brennenden Flachs zu verzehren, ohne davon Schaden zu leiden, und man sieht kaum noch hin, aber der Syrer Eunus, welcher in Sicilien die Sklaven zum Aufstande verleitete, der Jude Barchebas, welcher sein Volk aufregte, unter Hadrian es noch einmal mit den Alles in Fesseln schlagenden Römern zu versuchen, beurkundeten ihre höhere Sendung, indem sie Flammen

aus dem Munde spieen. Beide hatten die Wundergabe von Oben herab erhalten; der Eine von der Göttin Syriens, und der Andere von Jehovah, dem mächtigen Gotte Israels. Die Priesterinnen der Diana in Kappadozien wurden nicht weniger ehrfurchtsvoll angestaunt, wenn sie mit nacktem Fuße über glühende Kohlen gingen, was ihnen jetzt auf den Jahrmärkten jede sogenannte Minerva nachthun würde. Auf dem Gebiete der Falisker bei Rom besaß eine kleine Zahl von Familien das Geheimniß, alle Jahre dieß Wunderwerk im Tempel des Apollo auf dem Soracteberge zu zeigen, und ihre angeerbte Unverbrennlichkeit, auf fortgepflanzte und geheim gehaltene Lehre von den Mitteln gegründet, welche gegen die Einwirkung des Feuers schützen, hatte ihnen Steuerfreiheit so wie Loslassung von Kriegsdiensten erworben.*) Doch schon damals sahen Einzelne klarer, und Varro suchte die Ursache in einem Mittel, womit sie sich die Fußsohle einrieben.**) Medicamento plantas tingunt! sagt er von ihnen. Virgil hat die Scene malerischer geschildert, als Plinius:

Schirmer des hehren Soracte, der Himmlischen Höchster, Apollo!
Uns vor Allen verehrt, dem die Fichtenflamm' auf dem Holzstoß'
Fortbrennt; dem im Vertraun auf die Frömmigkeit deine Verehrer
Mitten durch's Feuer hindurch auf glühenden Kohlen einhergehn!

---

*) Plin. H. N. VII, 2.
**) Beim Serv. zur Aeneis XI, 787.

In Indien, woher die ganze Kunst, sich so zu schützen stammt, findet noch heute so eine Zeremonie, wie auf dem Soracte Statt. Bei Pondichery gibt es ein Feuerfest, das jeden Tamino und seine Pamina in Europa abschrecken würde. Die Pagoden könnten nämlich gar nicht bestehen, wenn nicht Almosen einkämen. Eine jede hat daher eine Anzahl Pandarons, oder Bettler, welche herumgehen, um für dieselben Almosen zu sammeln. Sie tragen feuerfarbene Kleider, und bestehen von Zeit zu Zeit dem Feuer zu Ehren eine Feuerprobe.

Es beginnt dieselbe mit einer Prozession von der Pagode aus nach der Ebene, wo sie Statt findet. Voraus geht ein Wagen, den die frommen Bettler ziehen. Es steht auf ihm ein kleines Götzenbild, und die Musikanten machen mit ihren gräßlichen Instrumenten einen Teufelslärm hierbei. Die Büßenden haben sich in der Pagode durch Fasten und Baden gehörig vorbereitet. Zwanzig Tage lang brachten sie darin zu. Fast nackt, nur mit einem Schurz angethan, den Kopf mit einem Blumenkranze geschmückt, das Gesicht mit Safran bis zum Ekel gefärbt, einen Dolch in der Hand, dessen Spitze eine Orange schmückt, ziehen sie einem großen Kohlenfeuer zu, das wohl vierzig bis funfzig Fuß lang ist, und funfzehn in der Breite hat. Ein paar hundert Schritte davon hält der Wagen, und die Büßenden können es kaum erwarten, bis sie die feurige Wallfahrt antreten können. Langsam schreiten sie über die glühenden Kohlen. Keiner verräth durch ein Zeichen, daß er Schmerz fühle. Mancher trägt dabei ein Kind auf dem Arme. Ist die Sache vorbei, so kommt die Wasserprobe daran. Sie ist

Kinderspiel. Alle baden sich in einem, eine halbe Stunde entfernten Teiche. *)

In einem arabischen Mährchen wandert der Held durch ein ohne Feuer siedendes Wasser — eine mineralische heiße Quelle — und schreitet auf rothglühenden Klingen, denn eine Salbe hat ihn gegen beide Proben sicher gestellt, er rieb sich damit die Haut ein; ein Beweis, wie alt die Vermuthung ist, daß durch irgend ein Mittel den Flammen des Feuers Trotz geboten werden könne.

Nicht minder alt ist der Gebrauch, durch das Feuer die Unschuld zu erproben, die Schuld darzuthun. Sie war der Priesterkaste ein herrliches Mittel, sich als Richter in den dunkelsten Fällen aufzuwerfen, und ihren Einfluß unendlich zu steigern. Was kein menschliches Auge erblickte, sah der Diener der Gottheit. Ihm war das Leben und der Tod des Angeklagten anheim gestellt. Der schwache Sterbliche beschwor den Himmel, die Lüge aufzudecken, das Verbrechen an den Tag zu bringen, die Unschuld zu rächen; er solle deßhalb ein Wunder thun.

---

*) Noch ein Seitenstück hierzu. Es wird dort zu Ehren der Pockengöttin Mariamah eine feierliche Feuerprozession veranstaltet, daß man bei der Erzählung warm wird. Der Oberst Walsh sah eine Grube von 18 Fuß Länge und 12 Fuß Breite mit glühenden Kohlen dermaßen gefüllt, daß er es nicht vor Hitze am Rande aushalten konnte. Indessen, die Indier bestrichen sich mit einer gelben Flüssigkeit, und nun gingen und tanzten sie, Jung und Alt, durch die glühenden Kohlen vor- und rückwärts. Von einer Täuschung der Sinne war hier keine Spur, denn unsere unverbrennlichen Athleten wissen bei ihren Experimenten einen großen Theil der Hitze durch die Art zu vertreiben, wie sie die Vorbereitung zum Experimente machen. (Eleg. Zt. Septbr. 1830.)

Und er that ein Wunder durch die Hand seines Gesalbten. Die Feuerprobe ist von allen solchen sogenannten Gottesurtheilen vielleicht die älteste, und kommt in Indien zuerst vor, so wie sie noch jetzt dort am Meisten angewendet wird. Sie geht dort bis in die Zeit hinauf, wo noch die Götter auf Erden herumwandelten.

Sitah, die Gemahlin des Ram, oder Wischnuh, in der sechsten Verwandlung, hat den ungerechten Verdacht ihres Gemahls auf sich gezogen, und wandert über ein glühendes Eisen. „Aber ihr Fuß," sagt die alte Geschichte Indiens, „war in Unschuld gehüllt; die verzehrende Hitze wurde für sie ein Pfad von Rosen." Noch jetzt geschieht ein Aehnliches. Der Richter erkennt darauf, wenn er kein anderes Mittel zur Erforschung der Wahrheit weiß, und der Hausher nimmt seine Zuflucht dazu, wenn ihm die Treue seiner Gattin, oder die Ehrlichkeit seiner Diener verdächtig ist. Man hat außer der Feuer- auch die Wasser- und manche andere Probe. Bei der Feuerprobe muß der Angeklagte den Arm bis zu dem Elbogen in siedendes Oel stecken, und bei der Schlangenprobe einen Ring aus einem Gefäße holen, worin eine giftige Schlange liegt. Bleibt dort der Vorderarm unbeschädigt, beißt hier die Schlange nicht, so ist der Angeklagte gerechtfertigt. Natürlich unterliegt hier oft die vertrauungsvolle Unschuld, und die freche Bosheit triumphirt. Leider sind die Hinduh's so gegen die Heiligkeit des Eides abgestumpft, daß so ein handgreifliches Mittel fast nicht zu vermeiden ist. Man erwartet von der Furcht, was von der Gewissenhaftigkeit nicht zu verhoffen steht. Bei den geringsten Kleinigkeiten schwört ein Hinduh die fürchterlichsten Eide, und

wehe dem, der ihm deßhalb ein Wort glaubt; er ist in hundert Fällen 99 Mal betrogen! Ein Augenzeuge sah zwei Mal so die schreckliche Feuerprobe bestehen. In der einen trug der Angeklagte eine glühende eiserne Kugel, ohne sich zu verletzen; in der andern mußte der Angeklagte den Arm in siedendes Oel tauchen, und unterlag. Aber der Letztere war von einem Braminen vor Gericht gezogen worden, und wie hätte er gegen diesen Recht behalten können?*) Derselbe Reisende erfuhr jedoch auch, auf welche Art die Pandits, eine untergeordnete Priesterkaste, hierbei Leben und Tod in ihren Händen haben. Sie besitzen ein Mittel, das die Hand gegen die Einwirkung des glühenden Eisens unempfänglich macht, und da sie beauftragt sind, in solchen Fällen dem Angeklagten verschiedene Dinge zu appliciren, namentlich vierzehn Baumblätter auf die Hände zu legen, so kommt es nur darauf an, wie sie mit dem Angeklagten sich verständigt haben. Ein muhammedanischer Reisender des 9. Jahrhunderts sah bereits ebenfalls das Verfahren, wie es der Engländer schildert. Es wurde vor seinen Augen die Probe mit siedendem Wasser gemacht, und der Angeklagte zog die Hand frisch und gesund heraus.

Als Zoroaster seine Bahn als Reformator und Bekämpfer des Götzendienstes betrat, beschämte er seine Feinde, indem er sich mit geschmolzenem Metalle begießen ließ, ohne daß es ihm Schaden that. Also auch ihm war schon ein solches Schutzmittel bekannt, wenn die Thatsache begründet ist: aber auch Andern muß sie be-

---

*) Recherches asiat. I, S. 478 fgg.

kannt gewesen sein, denn seine Feinde ließen die Probe nicht eher zu, als bis sie ihn mit verschiedenen Stoffen abgerieben hatten. Sie vermutheten also doch, daß er so ein Schutzmittel angewendet haben könne.

Aus dem Innern Asiens ging dieser Gebrauch, die Unschuld von der Priestergilde abhängig zu machen, nach Griechenland, und weiter nach Europa über. Bei den Griechen findet sich eine Spur im Sophokles. Es ist den Wachen, welche Kreon beim Leichnam des Polinikos hinstellte, damit ihn Niemand begraben solle, doch derselbe entwendet worden, und um sich gegen den Verdacht zu reinigen, erklären sie:

Und willig wollten heißen Stahl wir fassen und
Durch Feuer gehn, —
Nicht Schuld zu haben, und mit Dem Wissenschaft,
Der solches ausgesonnen und hinausgeführt. *)

Doch zu Ehren der Griechen und Römer müssen wir bemerken, daß sich wohl schwerlich noch eine Parallele hierzu finden dürfte. Desto alltäglicher wurde dieß Schreckensgericht nach dem Verfalle des Heidenthumes in der christlichen Kirche, und in den neuen, von ihr belebten Staaten. Die Geistlichkeit bekleidete da die höchsten Stellen im Gerichte, im Rathe der Fürsten, und ließ sich so eine Gelegenheit, ihre Macht zu steigern, zu befestigen, als Diener des höchsten, durch sie sich kund thuenden Gottes, über Leben und Tod zu entscheiden, nicht entgehen. Das auffallendste Beispiel von ihrer Kenntniß der Schutzmittel gegen das Feuer in jener Zeit haben wir

---

*) Antigone von Sophokl. I, 274.

aus dem Jahre 860. Die Königin Teuteberga ward der blutschänderischen Liebe zu ihrem Bruder beschuldigt. Sie stellte statt ihrer einen Kämpen, der die Probe des siedenden Wassers bestand, und glücklich den Ring aus dem Kessel holte. Als Ludwig der Deutsche, 16 Jahre später (876) starb, und das Reich seinem zweiten Sohne, Ludwig dem Jüngern, zufiel, behauptete Karl der Kahle, daß sein Bruder, Ludwig der Deutsche, kein Recht gehabt habe, so zu verfügen. Ludwig der Jüngere bewies das Gegentheil, indem er zehn Männer die Schwimmprobe, zehn andere die mit siedendem Wasser, und noch zehn die mit dem glühenden Eisen bestehen ließ. Bei der Probe mit siedendem Wasser mußte ein Ring heraus geholt werden. Alle zwanzig blieben unverletzt, und die ersten zehn sanken, wie sich's hierbei gehörte, glücklich im Wasser unter. In vielen Fällen kam es schon auf die Art an, wie das Gottesurtheil gehalten wurde. Häufig mag die Probe in einer Kirche bestanden worden sein, wo es nur darauf ankam, daß der hierbei fungirende Priester und der sich Reinigende mit einander einverstanden waren. Nun, welchen guten Magen manche heilige Männer von jeher hatten, wenn es auf's Nehmen ankam, ist bekannt, und wenn Kunigunde, die Heilige, die Kaiserin, des Ehebruchs mit dem Bischof Adelbert angeklagt, auf glühenden Pflugscharen wandelte, so wird Niemand, der diese Bemerkung in's Gedächtniß ruft, sich wundern, wie ihr zarter Fuß dabei unverletzt geblieben ist. Sicher betrat er eher den kalten Kirchboden, als das glühende Eisen. Schon daß vornehme Angeklagte in solchem Falle einen Stellvertre-

ter fanden und finden konnten, wie aus den Beispielen der Teuteberga und Ludwig's hervorgeht, zeigt, wie hier dem Betruge der Zugang offen stehen mußte, mochte er nun Statt finden, wie er wollte. Freilich, wo die Bosheit und Rache im Spiele war, da war der Unglückliche verloren. Das schrecklichste Beispiel hiervon fand unter Pipin, dem Vater von Karl dem Großen, Statt. Er hatte den letzten Prinzen seines Herrn von Beischläferinnen umringen lassen, welche ihn entnerven und schnell in's Grab fördern sollten. Aber eine derselben, Chlodesinde, war mehr, als man geahnet hatte. Sie flößte dem verlassenen Fürsten wahre Liebe und Achtung ein, und suchte ihn zu seiner hohen Bestimmung zurück zu führen. Pipin erfuhr es, fürchtete, und ließ sie festnehmen, weil sie den König der Franken bezaubert habe. Die Probe mit dem siedenden Wasser sollte entscheiden, ob sie schuldig sei. Aber hier ward sie in Gegenwart von Tausenden auf einem großen Hofe zu Blangi veranstaltet. Die Vorbereitungen zum schrecklichen Schauspiele hätten allein hinreichen können, sie zu tödten. Doch standhaft trat sie mit nackten Armen dem hochaufsiedenden Kessel zu. Jetzt stand sie vor ihm. Ein kalter Schauer überlief die Tausende, welche herum saßen, standen, von den Dächern und Bäumen herabschauten. Der heuchlerische Bischof spricht Worte der Beschwörung und des Segens. Er ruft den Gott an, der Susanna's Unschuld an's Licht brachte, und Israel's Männer im feurigen Ofen erhielt. Er läßt den Ring in's Wasser fallen; er geht auf seinen Stuhl zurück und gibt der Unglücklichen das Zeichen. Sie greift hinein. Alles

hält den Athem zurück. Es dauert einige Zeit, ehe sie den kleinen Ring findet. Unbeweglich bleibt ihre Miene. Jetzt zieht sie den Ring heraus. Aber ihr Arm entreißt Allen einen Schrei des Schreckens. Nur sie bleibt ruhig. „Ihr edlen Herren!“ spricht sie, „ein Wunder hat Gott nicht an mir gethan, denn dessen war ich nicht werth. Wohl aber verdiente ich es, daß er mir Muth verlieh, solche Probe zu bestehen. Nie werde ich sagen, daß mich das Wasser nicht verletzt habe; wohl aber, daß es mich verletzte, und ich standhaft duldete und den Tod litt. Wie hat nun Gott über mich gerichtet? Hat er meine Schuld oder Unschuld dargethan?“ Sie sprach noch lange fort, ihr Verhältniß zum armen Königssohne, was sie hätte aus ihm machen wollen, und wie Pipin schändlich gehandelt habe, zu schildern; bis ihr endlich, unter dem Ausrufe: „Ich bin unschuldig! Ich bin unschuldig!“ die Kräfte entgingen. Sie sank ohnmächtig der Aebtissin Amalberga zu Füßen. Tages darauf war sie aller Qual ledig. Der Tod nahm sie in seine Arme; ein Opfer der Barbarei, die sich Jahrhunderte lang erhalten hat, denn noch im 18. Jahrhunderte war doch die Folter auch nichts weiter, als eine Frage über Schuld und Unschuld, welche allemal Dem nur zu beantworten gelang, den Standhaftigkeit, oder Gefühllosigkeit für die Schmerzen unempfänglich machten. Wen die Geistlichkeit damals verderben wollte, der konnte ihr nicht entgehen. Im Gegentheile rettete sie auch jeden ihrer Freunde durch so ein Wunder des Himmels, und wenn es einer Lappalie wegen geschehen mußte. Als die Mönche eines Klosters in Halberstadt wegen einer Forderung mit einem Ritterorden

im Streit waren, entschied die Probe mit dem glühenden Eisen. Die verklagten und läugnenden Mönche bestellten Einen aus ihrer Mitte, der ein glühendes Eisen in der ganzen Domkirche umhertrug. Seine Hände wurden nachher eingebunden, versiegelt, und nach drei Tagen wieder aufgethan, wo man sie noch viel gesünder und schöner befand, als vorher. Wohl zwanzig Grafen und Edle, die von Wernigerode, von Stolberg 2c. waren Zeugen des Wunders gewesen, und unterschrieben die darüber noch vorhandene geistliche Urkunde.*) Nun sahen sich die Ritter vom Himmel selbst belehrt, daß sie ungerechte Ansprüche an die heiligen Männer gemacht hatten. Aehnliche Wunder zum Beweise der Unschuld that der Himmel noch mehrmals. Es hätte ja die ganze Sache nicht bestehen können, wenn nicht Fälle vorkamen, wo der Angeklagte unverletzt blieb. Pachymeres, ein byzantinischer Geschichtschreiber des 12. Jahrhunderts, versichert, mehrmals gesehen zu haben,**) daß Angeklagte ihre Unschuld bewiesen, indem sie, ohne alle Beschwerde, ein glühendes Eisen trugen. Ein späterer Schriftsteller, Kantakuzen,***) erzählt einen noch viel speziellern Fall. Es ward einer Frau von ihrem Gatten, der stark begründeten Verdacht gegen ihre Treue geschöpft hatte, aufgegeben worden, sich durch die Probe mit dem glühenden Eisen zu reinigen. Die Frau berieth sich mit dem Bischofe, und, seinem Rathe folgend, unterwirft sie sich der Probe.

---

*) Westphälisches Archiv V, 1832.

**) I, 12.

***) III, 27.

Sie trägt das glühende Eisen dreimal um einen Sessel herum, dann legt sie es, auf Geheiß ihres Mannes, auf den Sessel nieder, welcher sogleich anbrennt. Ihr hat es nicht geschadet, und der Mann war nun von der Treue vollkommen überzeugt. Kantakuzen sieht ein Wunder darin; wir auch. Wir sehen, wie weit die List und Gewandtheit des Priestertrugs zu jener Zeit ging, wo alle Weisheit in der Kirche allein zu finden war.

Wie die Mönche in Halberstadt, so bewiesen die in Angers einmal ihr gutes Recht in einer Streitsache. Ein Zeuge zu ihrem Gunsten bestand, sonder alle Fähr, 1065, die Probe des siedenden Wassers.

Doch schon 200 Jahre später sagt uns bereits Albert der Große, wie man dem Menschen eine, kurze Zeit dauernde Unverbrennlichkeit auf zweierlei Arten geben könne, und im 16. Jahrhundert behauptete ein anderer, Taboureau, daß das Waschen mit Harn oder mit Lauge, die Hände, wenn man sie nachher in frisches Wasser thue, durchaus unempfindlich mache, selbst wenn sie in siedendes Blei gesteckt würden. Er selbst will den Versuch gemacht haben, so wenig die Sache hinreichen würde.

Die Feuerkönige und unverbrennlichen Gaukler, welche auf unsern Jahrmärkten ihre Hand in geschmolzenes Blei stecken, täuschen uns oft vor unsern eignen Augen mittelbar und unmittelbar. Letzteres geschieht, indem sie dem Blei eine diesem ganz ähnlich sehende Substanz unterschieben, welche bei einer sehr geringen Hitze schmilzt, und unter dem Namen von Darcet's schmelzbarem Metall bekannt ist. Wenn es nöthig wäre, würde un-

sere Chemie selbst eine dem Erze, dem Kupfer, der Bronze ähnlich sehende Substanz erzeugen. In gleicher Art lehrt die Kunst auch, einer nur mäßig erwärmten Flüssigkeit den Schein des Siedens zu geben. Mittelbar aber, wo alle solche Kunstgriffe nicht angewendet werden, wird der Zuschauer solcher Gaukeleien getäuscht, indem gerade das, was ihn von der Genauigkeit, womit das Experiment gemacht wird, überzeugen soll, dazu dient, ihn zu hintergehen. Wenn der Gaukler z. B. den Hitzegrad des geschmolzenen Bleies darthut, indem er einen Thaler darin zerschmelzen läßt, muß das Blei so viel Wärme an diesen absetzen, als zum Schmelzen desselben nöthig ist, ungerechnet, was die Atmosphäre während der Zeit aufsaugt. Es bildet sich so die ganze obere Bleischicht zu Kalk aus, und hat eine nur sehr mäßige Wärme. Am Wenigsten läßt sich hier das Auge beim glühenden Eisen täuschen. Allein hier gab es überall von jeher Mittel, seine zerstörende Kraft zu hemmen. In ganz Afrika, unter den wilden, rohen Negern herrscht diese Unschuldsprobe. Man fand sie vor Jahrhunderten an der Küste von Koango, und Mollien sah bei den Joloffen ein Solches. Ein Mann, der sich dadurch reinigen soll, muß sich ein glühendes Eisen auf die Zunge setzen lassen, und ist schuldig oder unschuldig, je nachdem er Schmerz dabei äußert, oder nicht.

Ueberhaupt waren aber die Alten bereits auch in der Kunst sehr erfahren, leicht entzündliche Gegenstände gegen das Feuer zu sichern. Wie sie den Federalaun zu spinnen und zu weben verstanden, und eine unverbrennliche Leinewand davon zu erhalten wußten, ist hinreichend kund,

und oft als ein Wunder für die Unwissenheit erschienen, wenn sie hörte, daß so ein Hemd im Feuer ausgebrannt werde, seine Weiße wieder anzunehmen. Die Kraft des Alauns, um Holz gegen das Verbrennen geraume Zeit zu sichern, wurde von ihnen nicht minder benutzt. So hatte der Piräus einen so gesicherten hölzernen Thurm, welchen der Feldherr des Mithridates, Archelaus, hatte erbauen lassen. Er war von allen Seiten mit Feuer umgeben, brannte aber nicht an, „weil er mit Alaun getränkt war.“ Sylla, der sich nicht wenig wunderte, seinen Angriff vereitelt zu sehen, führte seine Krieger zurück.*) Cäsar stieß auf ein ähnliches Hinderniß. Er konnte einen Thurm von Lärchenbaum deßhalb nicht in Brand stecken. Uns sind dieselben Mittel schon seit Jahren bekannt, und wir würden jährlich mehrere Tausend Häuser nicht abbrennen sehen, wenn sie zum Holzanstrich beim Baue neuer Wohnungen benutzt würden, allein es scheint, daß alle Brandkassen nur da sind, Brände entstehen zu lassen. Sie zu verhüten, bemüht sich kein Mensch.

*) A. Gellii Noct. attic. XV.

XXI.

So schrecklich das Feuer ist, so schrecklich ist auch der Biß vieler kriechenden Thiere, die Gewalt vieler reißenden Thiere, und doch hat der Mensch gelernt, sie zu zähmen, ihr Gift nicht fahren zu lassen. Die Alten waren auch hierin solche Meister, daß viele ihrer Erzählungen davon geradezu in's Reich der Sagen und der Allegorie verwiesen worden sind. Vielleicht widerfuhr ihnen dabei kein Unrecht, vielleicht berichteten sie aber nur Wahrheit. Es kommen uns jetzt Fälle vor, welche die letztere zu bestätigen scheinen. Wenn die Sage vom Orpheus erzählt, daß er Löwen und Tiger durch die Töne seiner Lyra zähmte, so findet man Nichts, als bildlichen Ausdruck, die Wirkung seiner Musik zu bezeichnen; und scherzen die Mänaden mit Tigern und Panthern, die Priester in den Mysterien mit Schlangen, so scheinen jene nur Wesen der Fabelwelt, diese höchstens gewandte Gaukler. Aber man vergißt, wie es manche Stoffe gibt, durch welche man die Thiere seinem Willen unterthan macht, und zwar in einem Grade, wovon der damit Unbekannte keine Vorstellung hat. Ueberzeugen kann sich Jeder da-

von mittelst des Baldrians, des Katzenkrautes. Die scheueste, wildeste Katze läßt sich dadurch anlocken, und wird zahm und freundlich, daß, wer es noch nie sah, erstaunen muß. Die Alten bereits erzählen vom Elephanten, daß er angenehme Gerüche, wie Blumen von Pomeranzen, liebt. Schon Aelian meldet es, (a. a. O. I, 38), daß er gern wohlriechende Salben hat, und die Neuern bestätigen es. Wenn er durch einen Pomeranzenhain geht, wird gewiß mancher Zweig von ihm abgebrochen. Ein Blumenstrauß macht ihm unendliche Freude.*) Die Ziegen des Kaukasus, liest man bei den Alten, kann man mit dem Zimmtgeruch locken, wohin man will. In London verstehen einige Leute, die Mäuse aus ihren Löchern zu ziehen, daß sie am hellen Tage, vor Aller Augen, in die ihnen hingestellten Fallen gehen. Die ganze Kunst besteht in einem Tropfen Kümmel- oder Anisöl, womit man die Hände einreibt, und einigen Strohhalmen selbst, welche man nun in die Falle steckt. Im vorigen Jahrhundert sah man einen Mann, der große Bienenschwärme an sich lockte. Sie setzten sich auf ihn, daß er ganz davon bedeckt war; sie saßen auf den Händen, im Gesicht, ohne ihm aber das Mindeste zu Leide zu thun; für ihn hatten sie keine Waffe. Sicher hatte er ein solches Lockmittel in Bezug auf sie kennen gelernt.

Und warum sollen dergleichen Mittel nicht auch in Bezug auf Raubthiere und Schlangen existiren? Warum sollen sie nicht von Einzelnen unter den Alten ge-

---

*) Die Hausthiere. Von *r. Leipzig, 1834. Artikel Elephant. S. 292.

kannt oder Einzelnen von den Neuern wieder, wenn vielleicht nur durch Zufall bekannt worden sein? Die Heiligenlegende erzählt von der Thecla, daß man wilde Thiere gegen sie losgelassen habe; ihre Freundinnen schütteten da Narden, Zimmt, andere Gewürze, wohlriechende Oele auf sie, und die Bestien schienen von einem Schlafe ergriffen zu werden, so daß sie ihr nichts zu Leide thaten. Leicht möglich, daß dieser Sage mehr zum Grunde liegt, als so mancher Heiligengeschichte. Warum sollen diese starken Wohlgerüche, entweder wegen der Menge und Stärke, in der sie wirkten, oder weil einer specifisch die Thiere affizirte, nicht ihre Wuth eingeschläfert haben? Vielleicht ist auf solche Weise auch noch dieser und jener andere Unglückliche erhalten worden, der den wilden Thieren Preis gegeben wurde. „Wer sich mit Elephantenfett einreibt, ist gegen den Biß aller Thiere, auch ganz nackt, gesichert," berichtet Aelian. *) Ob es wahr sei, bezweifeln wir. Aber möglich wäre es wohl, wegen des specifischen Geruchs, der nichts weniger als angenehm ist, und so noch ungleich stärker auf den Organismus anderer Thiere wirken kann, wenn auch nicht auf die aller andern Geschöpfe. Ueberhaupt sehen wir, daß die Thiere im Allgemeinen für Wohlgerüche so wenig empfänglich sind, wie für üble Gerüche, aber desto mehr von einzelnen Riechstoffen behelligt werden. Rosen, Nelken, und alle mögliche Blumen, lassen die Katze gleichgiltig; ein Stängel Katzenkraut macht ihr unendliche Wonne.

---

*) De Hist. anim. I. 37.

Tertullian erzählt von einem Manne, welcher sich öffentlich mit reißenden Thieren herumschlug, und ihren Bissen Trotz bot, ohne daß ihm bei seiner wunderbaren Gewandtheit etwas widerfuhr. Was er erzählt, haben jetzt Tausende gesehen und werden es noch sehen. Schon Hermann van Aken erregte durch die Art, wie er mit dem Löwen, dem Tiger, der Hyäne, dem Eisbär in seiner Menagerie umging, überall, wo er hinkam, allgemeines Aufsehen. Er geht zu diesen Thieren in den Käfig, kurz zuvor, ehe sie ihr Futter erhalten; er zeigt es ihnen, und läßt sie erst stehen, gehen, sitzen, mit ihm spielen; er nimmt ihnen das gegebene Futter wieder aus dem Rachen u. s. f. Aber was ist dieß Alles gegen das Schauspiel, welches sein Schwager Martin im Circus von Franconi zu Paris während des vorigen Winters gab?*) Dieser erschien frei mit seinen Bestien auf der Bühne, daß das Publikum nur durch die Lampen und das Orchester von ihnen getrennt war. Er führte eine Hyäne heraus an einem dünnen Kettchen und ließ sie verschiedene Kunststücke machen, wie einen Hund, den man an einer dünnen Leine hält. Der Löwe und Tiger hatten selbst solche dünne Kette nicht. Mit dem Tiger**) spielte Martin, wie Niemand mit seiner Katze es wagt, ohne ihre Krallen oder Zähne zu fürchten, und als der tosende Beifall den Löwen, welcher indessen ruhig zusah, stutzig machte, daß er eine Stellung annahm,

---

*) Zeitung f. d. Eleg. Welt, Märzheft, Nro. 62 u. 63.

**) Vermuthlich derselbe, dessen Börne im 2. Th. seiner Briefe gedenkt, und welcher wie ein Hund in Martin's Zimmern herumläuft.

die im ganzen Theater einen augenblicklichen Schrecken erregte, so reichte der bloße Ruf: „Néron, couche toi!" hin, ihn an seine Pflicht zu erinnern. Entweder besitzt Martin einen unendlichen Grad von Geduld, von Muth, von Scharfsinn, um den Charakter, das Temperament dieser Thiere zu abstrahiren und sie zu dem einzuüben, was sie leisten sollen und ihrer Natur nach leisten können, oder er kennt einige Mittel, welche gleichsam ihren Sinn fesseln und sie zu schmiegsamen, fast willenlosen Wesen machen. Erinnert man sich, wie schwer es hält, eine Katze, einen Hund dahin zu bringen, dieß oder jenes kleine Kunststück auf das erste Wort und so oft zu thun, als man es befiehlt, so kann man nicht genug staunen, wenn man sieht, wie weit van Aken und Martin es gebracht hat.

Indessen die Alten führen noch mehrere Beispiele davon an, und auch uns fehlt es nicht an Seitenstücken dazu in fremden Welttheilen. So schwamm Firmus, der einen Augenblick den kaiserlichen Purpur in Alexandrien usurpirte, ungestraft mitten unter den Krokodilen des Nils herum, und man vermuthete, daß er dieß wagen könne, weil er sich mit dem Fette derselben gesalbt habe. *) Die mexikanischen Priester salbten sich mit einer Fettigkeit, der sie Zauberkräfte zuschrieben, und strichen dann, kein wildes, reißendes Thier fürchtend, die ganze Nacht in den Wäldern herum. Der Geruch der Salbe scheuchte alle zurück. Es ist ein sehr gewöhnlicher Kunstgriff, den Kaviller und Hundediebe anwenden, sich ohne

---

*) Vopisc. in Firmo.

alle Gefahr in den Besitz ihres Raubes zu setzen, indem sie den Schleim mit sich führen, welche die Hündinn zur Zeit der Laufzeit abzusondern pflegt. Der Jäger thut oft ein Gleiches, um neu gekaufte Hunde schnell an sich zu fesseln, oder auch einen Wolf zu locken. Schon Galenus kannte dieß Verfahren, und sicher war es ein uralter Kunstgriff. Im Tempel des Jupiters zu Olympia zeigte man ein Pferd von Erz, bei dessen Anblick alle lebenden Pferde von heftiger Begierde entflammt wurden. Ein Zauberer hatte angeblich beim Gusse dem Metalle den Brunstschleim einer Stute beigemischt. Doch Plinius, Aelian und Pausanias machen die Sache deutlicher. Man bestrich die Stirne des Pferdes mit dergleichen Schleim oder dem Safte einer Pflanze, welche einen ganz ähnlichen Geruch hatte, und längst als ein Erregungsmittel für Pferde bekannt war. *) In gleicher Art verhielt es sich mit der jungen, schönen Kuh von Erz, welche Myron gegossen hatte, und alle Stiere anlockte. Kein Thier hat Phantasie und Sinn für's Schöne, um in seiner Lust und Begierde irre geführt zu werden, wo bloß die Form reizt. Jede andere Nachbildung von Erz würde eben solche Beobachtung haben anstellen lassen, wenn der kleine Kunstgriff angewendet worden wäre.

Vieles erzählen die Alten von der Kraft, welche die Musik bei Bezähmung wilder Thiere äußert. Vom Orpheus wissen wir es schon, und behandeln es als symbolische Sage, aber auch Plato versichert, daß Gesang

---

*) Plin. H. Nat. VIII, 66. Aelian de Nat. anim. XIV, 18. Pausan. Eliac. I, 27. Theocrit. Idyll. II. 48, 49.

und Ton im Stande sind, sie zu gewinnen und Schlangen harmlos zu machen. Der Philosoph ließ sich hier vielleicht von seiner Einbildungskraft einen Streich spielen, in jedem Falle wiederholte er nur, was allgemeine Ansicht seiner Zeitgenossen war. Der Zauber der Musik beschwichtigte die Elephanten, wenn sie in die Gefangenschaft der Menschen gefallen waren, und lehrte die zahmen Elephanten, nach dem Takte zu gehen oder sich zu bewegen. Aelian gibt von beiden eine sehr weitläufige Schilderung.*) In Libyen, berichtet er zugleich, gibt es wilde Pferde, welche sich dadurch eben so leicht zähmen lassen. Selbst manche Fische waren nicht unempfänglich für den Wohllaut süßer Töne und ließen sich dadurch leichter in Netze locken.**) Nun wäre es zwar unverzeihliche Leichtgläubigkeit, einer Sache Werth beizulegen, die Aelian berichtet, oder Plinius meldet, und die Plato glaubt, denn die ersteren müssen als Sammler angesehen werden, welche, was sie lasen, excerpirten, und was sie hörten, anmerkten, theils, weil es ihnen historisch von Werth war, theils ihnen nicht als unmöglich erschien, theils einer näheren Prüfung unterworfen werden sollte. Ihre ewige Wiederholung von: man sagt, man liest, man erzählt, zeigt hinlänglich, wie wenig sie selbst Alles glaubten, was sie für die Nachwelt niederschrieben. Aber was konnten sie in Ermangelung besserer Nachrichten aufbewahren? Schreiben doch heute noch unsere besten Blät-

---

*) A. a. O. XII, 44. II, 11.

**) A. a. O. VI, 31, 32.

ter von Pongo-Affen, vom Jocko, dem brasilianischen, selbst auf's Theater gebrachten Affen, Dinge nieder, welche, ständen sie in Aelian u. s. f., allgemeines Lachen rege machen würden. Aber so ganz aus der Luft gegriffen ist in der Hauptsache die Idee von der Einwirkung der Musik auf die Thiere nicht. Wir wissen, daß die Musik auf die Spinnen und Schildkröten Eindruck macht. Bei den ersteren machte Gretry die Erfahrung. So oft er spielte, kam eine im Zimmer befindliche Spinne, und nahm auf seinem Fortepiano Platz. Bei den Elephanten hat man ebenfalls die Bemerkung gemacht, daß sie für musikalische Töne empfänglich sind. In Betreff der Pferde sieht man sichtbar, wie belebend, wie ermuthigend der Ton der Trompete auf sie wirkt. Daß Hunde für Musik Empfindung haben, ist klar, nur weiß man immer noch nicht recht, ob sie davon angenehm oder unangenehm afficirt werden, ob ihr Heulen beim Schalle der Hörner, der Trompeten, Wohlgefallen oder Schmerzgefühl ausdrücken soll. Für das Erstere hat sich jetzt erst wieder in einem öffentlichen Blatte eine Stimme ausgesprochen, und fast möchten wir in Folge einer Beobachtung beipflichten, die wir und so mancher Bekannte von uns bei dem Hündchen des verstorbenen Schicht in Leipzig zu machen, Gelegenheit hatten. Er stimmte in einen ihm angegebenen Ton seines Herrn sogleich richtig ein, und ging immer höher und höher mit der Stimme hinauf, während sein Herr in der Secunde accompagnirte. Von der Behauptung, daß den Katzen eine sanfte, tonreiche Melodie angenehm sei, haben wir keinen Beleg zu finden vermocht. Lärmende, geräuschvolle Musik ver-

scheucht sie schon wegen der Furcht, die dadurch erregt wird. Kameele gehen munterer und unverdrossener, wenn sie nach langem, ermüdendem Wege den Ton der Pfeife vernehmen, und selbst die schwerfälligen Flußpferde wurden durch einen kriegerischen Marsch angelockt, längs dem Ufer mit den Reisenden Clapperton, Denham und Oudney fortzuschwimmen. Die großen Eidechsen in Guinea, die Iguans, sollen durch Pfeifenklang und ein Liedchen so eingelullt werden, daß sie dem Jäger gleichsam in die Hände laufen.

Von den Schafen hat man ebenfalls behauptet, daß sie für Musik empfänglich sind, und die Hirtenflöte ihretwegen ertöne. Wir zweifeln sehr daran. Sie mag wohl als ein Werkzeug zur Unterhaltung des Schäfers dienen, und seine Kunst ein Kind der einsamen, unthätigen Lebensweise sein. Indessen können wir nicht umhin, einen merkwürdigen, fast ganz unbekannten Beleg davon mitzutheilen. Er findet sich in **Giuseppe Carpani's Le Haydine**, S. 145. Carpani, einer der geschmackvollsten Kenner der Musik, erzählt ihn als Augenzeuge und zum Beweise, wie mächtig die Gewalt der Töne sei.

„In meiner Jugend," sagt er, „ging ich einmal im heißen Sommer mit einer fröhlichen Gesellschaft auf dem Monte Lario, frische Luft und Kühlung zu suchen. Es war Mittag, als wir bei der Hütte eines Hirten anlangten, wo eine große Herde weidete. Einer von uns blies die Flöte und pflegte immer sein Instrument bei sich zu tragen. Scherzend setzte er sich auf einen Stamm und ruft: „Ich will den Coridon und

Menalcas machen. Wir wollen sehen, ob die Schäfchen des Virgil auf mich achten. Gesagt, gethan. Er fängt an zu blasen. Die Schafe und Ziegen, die bis dahin hinter einander nur mit dem Kopfe nach dem Grase hinstrichen, hörten kaum die ersten Töne, als sie die Köpfe emporrichteten und alle mit einem Male auf der Stelle sich nach der Gegend wandten, woher der Ton kam. Einen Augenblick nachher umgaben sie den Bläser und standen unbeweglich da, ihm zuzuhören. Er hält inne; die Herde weicht nicht von der Stelle. Der Hirt treibt mit seinem Stabe die ihm nächsten an, weiter zu gehn, und diese gehorchen ihm; aber kaum beginnt mein Freund von Neuem sein Lied, als die unschuldigen Zuhörer zurückkehren und ihn wie das erste Mal umringen. Der Hirt wird ungeduldig; er hebt wieder seinen Krummstab gegen diesen und jenen, aber eben so gut hätte er auf ein Stück Holz geschlagen. Wir sind ganz erstaunt; die Geschichte vom Orpheus ist keine Fabel! rufen wir Alle mit einem Male; sie ist auf's Neue da! Der rohe Schäfer geräth ganz in die Hitze; er pfeift, er schlägt zu, er wirft die armen Dilettanten mit Steinen; die getroffenen wandern, die andern bleiben fest stehen. Endlich muß der dumme Grobian unsern Amphion bitten, von seinem Zaubertone abzulassen, und nun gingen die Schafe weiter; aber immer blieben sie stehen und kehrten gleich wieder um, so oft der Freund von fern sich hören ließ." So weit Carpani. Doch wollen wir nicht vergessen, daß dieß Beispiel nicht gerade beweisen muß, was er daraus ableitet. Es konnte auch Neugier zum Grunde liegen. Der ihnen fremde Ton veranlaßte

die Thiere stehen zu bleiben und nahe heran zu kommen. Ueberhaupt sind wir der Ansicht, daß viele Thiere für Musik Sinn haben mögen, in sofern sie auf ihre Hörorgane einen angenehmen physischen Eindruck macht, oder eine angenehme Erinnerung erregt. So was aber der Mensch Musik nennt, kennen sie nicht. Hier bei diesem ist das Zusammenstimmen mehrerer ganz verschiedener Töne (Harmonie), die Art, wie sie einander folgen (Melodie), der Rhythmus und Takt dasjenige, was den Genuß schafft, weil der Geist in dieser scheinbaren Unordnung, die sich aber in Ordnung auflöst, auf dieser scheinbar willkürlich zusammengesetzten Tonreihe, die doch immer ihre Gesetze anerkennt, befriedigt wird. Man könnte eben so gut sagen, daß ein Thier am Tanze Vergnügen finde. Man muß also, um zu entscheiden, ob die Thiere für Musik empfänglich sind, den Begriff derselben festsetzen. Denn von der Wonne, welche sie den Menschen schafft, empfinden sie nichts, in andrer, rein physischer Art auch kann sie auch ihnen einen Genuß geben. In einem Tempel, erzählt Lucian, wahrte man die Leier auf, mit deren Tönen angeblich Orpheus die wilden Thiere besänftigt haben sollte. Ein Bewunderer des alten Sängers kaufte sie in der stillen Hoffnung, die alten Wunder zu erneuern, und die wilden Bestien, wie Orpheus, um sich zu sammeln. Er ging in eine einsame Gegend, und er ward bald ein Opfer der wilden Hunde, nicht weil er zu anmaßend gewesen war, sondern in Folge der Unklugheit. Leicht möglich, daß ein Orgelspieler, der nur ein Rohrpfeifenregister seines Instruments tönen ließ, dasselbe Schicksal hätte, vorausgesetzt, daß der Hund bei

solchen hohen, scharfen, schmetternden Tönen vor Schmerz heult.

Sicher studirten die Alten vielmehr, als wir, Alles, wodurch sie sich die thierische Schöpfung unterthänig machen konnten; sie machten mannichfache Versuche, und gelangten so zu uns unbekannten Erfolgen. Was sie von der Einwirkung der Musik auf die Thiere erzählen, kann daher auch zum größern Theile innerhalb der Gränzen, die wir ihr in der Thierwelt angewiesen haben, wohl möglich gewesen sein. Man ging nun einmal in den Tempeln darauf hinaus, scheinbare Wunder zu thun; welches konnte überraschender sein, als in den Mysterien des Orpheus, das zu wiederholen, wodurch er sich einen Namen bis auf den heutigen Tag erhalten hat?

Wie weit die Entwickelung der thierischen Psyche gehen könne, wissen wir nicht, weil wir uns zu wenig mit derselben beschäftigen. Wir wollen Alles von den Thieren durch Furcht, Schrecken, Strafen, erzwingen. Aber kennten wir unsern wahren Vortheil, sagt ein Engländer *), so würden wir unsere thierischen Unterthanen ganz anders behandeln. Schläge und Hunger machen sie nur dumm und ungeschickt. Menschen, die uns weit nachstehen, weit weniger gebildet sind, scheinen viel richtigere Vorstellungen von dem Rechte, das uns über die Thiere eingeräumt ist, und von den verschiedenen Graden der natürlichen Billigkeit zu haben. Die Pferde der Araber, die Ochsen der Hottentotten sind geliebte Hausgenos-

*) Die Hausthiere. (Bearbeitet von *r. Lpzg., bei Weber, 1834.) S. 218.

sen. Sie arbeiten aber deßhalb auch gern an der Seite ihres Herrn und durch seinen Umgang wird der treue Gehilfe veredelt. Er wird anhänglicher, klüger, zutraulicher. Er thut das aus Liebe, was in unsern Ländern nichts als die Frucht der Furcht ist, und da das ganze Wesen dieser Thiere durch die milde Behandlung veredelt wurde, so verrichten sie Handlungen, welche einen höhern Ursprung, als den bloßen Instinkt, zu verrathen scheinen. So ungefähr aber handelte auch häufig die alte Welt und läßt uns daher so Manches glaublich finden, was uns ein Mährchen dünkt. Der Ochse wird unter den Hottentotten zum Wächter seines Herrn, er geht mit ihm in den Krieg, er schützt ihn gegen den reißenden Tiger. So war es auch häufig bei den Alten. Der Löwe vergaß seiner Klauen und der Adler seiner Blutgier, um die Sorge zu vergelten, welche ihnen der Mensch bewies. „Als der König Pyrrhus starb, härmte sich sein Adler bald so ab, daß er ihm nachfolgte," ward dem Aelian mitgetheilt.*) In einem Tempel gab es zahme Löwen, welche den Fremdling beim Empfange begrüßten. Wenn man sie zur Fütterung rufte, kamen sie und nahmen freundlich und bescheiden, was man ihnen reichte.**) Wer in Börne's Briefen gelesen hat, wie sich der Tiger in dem Zimmer der Madame Martin gegen den sie besuchenden Arzt benahm, wird den Aelian hier keiner Leichtgläubigkeit beschuldigen. Die

*) A. a. O. II, 40.

**) A. a. O. XII, 23.

Kunst, Brieftauben abzurichten, welche jetzt auch in Europa von Zeit zu Zeit geübt wird, entstand im Oriente. Der Araber bedarf zwei Monate dazu, seine Schülerinnen in einer Kunst auszubilden, wo keine harte Behandlung von Nutzen sein kann. Sie sind oft so gut abgerichtet, daß man sie als Boten nach ganz verschiedenen Orten loslassen kann; je nachdem ihnen die erste Richtung gegeben ist, fliegen sie fort.

Wenn man einem Europäer die Aufgabe stellte, ein Krokodil zu zähmen, so würde er ihm Speise und Schlaf entziehen, und es so schwächen, daß es alle Kraft, allen Muth verlöre. Laing sah ein zahmes Ungeheuer dort beim König der Sulimas, das gelehrig wie ein Hund war. Es lag in einem Wasserbehälter des Hafens, und würde, auch wieder in die Freiheit gesetzt, wohl nicht die vorige Wildheit angenommen haben. Auf der Insel Sumatra hatte sich ein Krokodil in die Mündung des Flusses Beausching eingefunden, so groß, daß alle andere Thiere der Art vor ihm flohen, oder von ihm, wenn sie blieben, gefressen wurden. Aber die Einwohner thaten ihm nichts zu Leide, es erhielt Nahrungsmittel von ihnen, und so kam bald ein freundschaftliches Verhältniß zu Stande. Ein Missionair wagte sich nicht über den Fluß. „Ach geht nur immer nahe zu ihm!" sagten die Einwohner. „Unser Gott ist gnädig!" Und als er es nun wagte, sah dieß Ungeheuer ganz friedlich, weder scheu, noch boshaft, noch feindlich gesinnt, das Fahrzeug an. Und so ist uns erklärlich, was man von den heiligen Krokodilen Aegyptens erzählt, deren Mumien noch jetzt verbürgen, wie sie geehrt worden sein mögen. Die Prie-

ster fürchteten nicht, ihre Beute zu werden. Sie fütterten sie, sie schmückten sie mit goldenen Ketten; das Ungeheuer, furchtbar zu Lande, noch furchtbarer im Wasser, wild und unlenksam, gewahrte, wie man ihm nur Gutes that, und legte die Mordlust ab, und ward ein geachtetes Thier, das Niemandem Leides that, wie sich einmal ein Priester Aegyptens ausdrückte. Möglich wäre es, daß es zwei verschiedene Arten von Krokodilen gebe, von denen die eine minder grausam ist, denn die französischen Soldaten hatten auch keine Ursache, diesen Thieren zu zürnen. Sie badeten sehr häufig im Nile in ihrer Nähe, ohne daß sie Miene machten, Jemanden anzufallen.

XXII.

Die schnellen Bewegungen der Schlange, die ungeheure Gewalt einiger Arten derselben, die Schwierigkeit, gleich beim ersten Anblick diejenigen, deren Biß keine Vergiftung nach sich zieht, von den giftigen zu unterscheiden, machen es erklärlich, warum man diese kriechenden Thiere so ganz besonders fürchtet und verabscheuet, auf der andern Seite aber Alle anstaunte und bewunderte, welche ihrem Bisse Trotz boten und sie zu willenlosen Wesen machten. Seit uralten Zeiten gab es dergleichen Männer. Jamblich*) rühmt vom Pythagoras, daß er auf die Thiere Einfluß gehabt habe, wie Orpheus; mit Schlangen habe er ohne Nachtheil verkehrt, wenn sie gleich für Jeden noch so gefährlich gewesen seien. Er rechnet dieß dem Weltweisen nicht wenig zum Ruhme an. Späterhin artete in Rom das Unwesen, die Zuschauer mit Schlangen unvermuthet zu erschrecken, so aus, daß ein besonderes Gesetz deßhalb erlassen wurde.**)

*) In Vit. Pythag.

**) Digest. XLVII. tit. XI., §. 11.

Eine große Menge Schlangen gibt es, deren Biß nichts schadet, und die in der Regel so zutraulich und friedlich sind, daß sie leicht gezähmt werden können. Gerade die größten gehören dahin, und von solcher Art waren ohne Zweifel jene, welche man in mehrern Tempeln der Alten bewunderte. Aelian führt davon im XIII., XV. und besonders im XVI. Buche viele ihm selbst nicht zweifelhafte Beispiele an. Ein gewisser Ajax soll eine funfzehn Fuß lange gehabt haben, die ihm wie ein Hund folgte. Die Krieger des Ptolemäus Auletes fingen eine ungeheure Schlange, welche aber bald ein zahmes Hausthier wurde. In Europa hat man oft zahme, eben so gelehrige, als freundlich sich anschmiegende Thiere der Art. In unsern Menagerien sieht man wenigstens, wie der Wärter mit der Anaconda, mit der Diamantschlange und dergleichen ohne die geringste Scheu umgeht, und sie um Hals, um Arm und Bein schlingen läßt. Indessen gelangen diese Bewohner von Indiens heißen Wäldern bei uns nie zu voller Kraft und Lebensthätigkeit, weil ihnen die nöthige Wärme fehlt. Dem Reisenden Laing zeigte man im Lande der Timanis eine große Schlange, welche auf Befehl ihres Herrn herbei kam, sich zusammenrollte, emporrichtete, und sonst mancherlei Kurzweil trieb, wie es ein gut abgerichtetes Geschöpf vermag. In Guiana beschäftigten sich die Negerinnen öfters damit, Schlangen von einem Baume herabsteigen zu lassen, und so einen Beweis von der Zauberkraft zu geben, welche sie zu besitzen meinen. Die dortigen Papa's, wie man sie nennt, sind ungemein groß, aber sonst nicht gefährlich.

Eine der gewöhnlichsten Erzählungen ist, daß ein Genius in Gestalt einer Schlange zum Wächter eines Schatzes in einem unterirdischen Gewölbe bestellt worden sei. Im Morgenlande kommt dieser Glaube allgemein vor, namentlich in Indien, und öfters kann da wohl eine Schlange selbst die Erzählung veranlaßt haben. Der Reisende Forbes vernahm in einem indischen Dorfe, daß in einer Höhle unterhalb eines Thurmes gelegen, ein Schatz von einem Genius, in Gestalt einer Schlange, bewacht liege. Er ließ sich von dem Arbeiter hinbringen, welcher die Höhle ausgegraben hatte, und entdeckte nun in einer bedeutenden Tiefe eine ungeheure Schlange, welche ihm wie ein Schiffstau dick zu sein schien. Sie entfaltete langsam ihren Knäuel und hob den Kopf nach der Oeffnung oben empor. Es wurde eine Menge angebranntes Heu hinabgeworfen und das Thier erstickte. Jetzt fand Forbes den Leichnam, aber keinen Schatz, der vom Eigenthümer, wenn ein Schatz dagelegen hätte, früher längst in Sicherheit gebracht worden war. Die Schlange mußte ebenfalls ein zahmes Thier sein, denn das Gewölbe war, wie man sieht, erst vor Kurzem gebauet, das Thier aber sehr groß, mithin um sich hinein thun zu lassen, harmlos gewesen. Außerdem hätte sein Herr auch nicht die ihrem Schutze anvertraueten Gelder wieder wegnehmen können.

Die gefährlichsten Schlangen werden, in sofern sie nicht durch Muskelkraft schaden können, unschädlich, sobald man ihnen die Zähne ausreißt, welche von der Natur bestimmt sind, das tiefer unten liegende Gift in die vom Biß verursachte Wunde zu ergießen. Oft ist es

schon hinreichend, sie mehrmal in ein Stück Tuch oder Pelz beißen zu lassen, um ihren Giftvorrath zu erschöpfen. So macht der Bauer in Sicilien die dortigen Vipern unschädlich, welche er häufig fängt, sie in der Apotheke, des als Arznei noch geschätzten Fettes und Fleisches wegen zu verkaufen. *) Es gehen dann einige Tage hin, ehe das Thier neues Gift ansammelt. In einem großen Theile der Erde war nun von jeher das eine oder das andere Mittel bekannt, um vor einer großen, staunenden Menge dem Bisse der Schlange zu trotzen. Eine solche oder eine andere zahme Schlange war es auch, von welcher dem Reisenden Lucas so viel Wunderbares erzählt wurde. Die Mönche glaubten, daß es der Teufel sei, der die ersten sechs Männer der jungen Frau des Tobias in der Brautnacht erwürgte. **)

In Indien lassen sich die Gaukler häufig von ihren Schlangen beißen, sie schwellen dann vom Gifte entsetzlich auf, und heilen sich nun schnell mit einem Oele oder Pulver, das sie hernach den Zuschauern verkaufen, wie unsere Charlatane sonst vorgeblich Sublimat und Arsenik verschluckten, gräuliche Leibschmerzen affectirten, dann aber

---

*) Diese Thiere werden daselbst in ungemeiner Zahl gefangen, und zwar auf folgende Weise. Der Bauer, der darauf ausgeht, zieht dicke wollene Strümpfe an. In der linken Hand hat er ein Stück wollenes Tuch, in der rechten eine Zange. Sieht er eine Viper, so tritt er ihr mit dem Fuße auf den Schwanz, greift sie mit der Zange beim Halse und läßt sie ihre Wuth an dem wollenen Tuche, das er vorhält, vertoben; dann steckt er sie in einen Sack. Dieß thut er so lange, bis der Sack voll ist. Hierauf gibt er ihn in der Stadt ab, wo man sie in Fässer packt und verschickt.

**) Lucas Reisen nach der Levante, 1709. S. 49 ff.

von ihrem kostbaren Theriak nahmen, frisch und gesund wieder waren, und nun alle Welt zum Ankauf des letztern reizten. Daß die Schlangen, welche sie zu ihren Gaukeleien nehmen, in der That häufig das gefährlichste Gift haben, ist wahr. Kämpher versichert, die furchtbare Nogaschlange bei ihnen gesehen zu haben. Aber auf die eine oder die andere angegebene Art machen sie dieselbe unschädlich.

Auf der andern Seite behauptete seit undenklichen Zeiten sich noch eine andere, ungleich räthselhaftere Art, die Schlangen zu beherrschen und unschädlich zu machen. Sie wurden und werde angeblich bezaubert. Die Alten berichten uns schon von vielen Familien, in welchen diese vermeinte Zauberkraft erblich war; und zwar seit undenklichen Zeiten. So gab es in Italien die Marsen und in Cypern die Ophiogenen. Diese behaupteten von einer phönikischen Jungfrau abzustammen, welche mit einer heiligen Schlange zu thun gehabt habe. Die Marsen dagegen wollten von der Circe abstammen, und so ihre Kraft beurkunden.*) In Afrika gab es zu derselben Zeit schon, wie jetzt, die Psyllen oder Schlangenbeschwörer, denen nach Plinius eine den Schlangen verderbliche Kraft angeboren ist, wodurch sie betäubt werden, (cujus odore sopirent (psylli) eos.) Nach Galenus**) waren die Marsen nichts als Betrieger; sie besaßen keine andere Künste, als durch Gewandtheit die Augen der Zuschauer zu täuschen, und gleich dem

*) Plin. H. N. VII. 2. Vergl. auch A. Gell. N. att. XV. II. u. Ael. a. a. O. I. 57.

**) De Theriac. ad Pison.

Galen hat man häufig auch Alles so gedeutet, was man von den Psyllen erzählt, die noch in Aegypten namentlich zu Hause sind. Erst die neuesten Zeiten haben die Versicherungen der Alten glaublich gemacht. Aber schon eine Thatsache hätte gegen die Angabe des Galen mißtrauisch machen sollen. Heliogabalus ließ von den Marsen eine Menge Schlangen sammeln, und in den Circus werfen, als eben viele Menschen herbei strömten, deren Mancher ein Opfer der kaiserlichen Bosheit wurde; die Marsen aber hatten ohne Nachtheil solchen Bissen Trotz bieten können. In neuerer Zeit endlich sagten uns Bruce, Hasselquist, und die Gelehrten der französischen Expedition, was sie gesehen, was sie geprüft hatten. Sie fanden die Psyllen in Aegypten, in Arabien, in Sennaar. Ueberall gab es da Leute, welche das Vorrecht haben, dem Bisse der Vipern, dem Stachel der Skorpione zu trotzen, die Thiere ungestraft in ihren Händen zu halten. Sie behaupten, zum Theile gleich den alten Psyllen, mit dieser Kraft geboren zu sein, und es fehlt nur, daß sie ihre Kinder die Probe bestehen lassen, welche oft, nach Plinius und Aelian, von den alten Psyllen angewendet wurde, wenn diese die Treue ihrer Gattinnen bezweifelten. Sie warfen dann den Säugling mitten in einen Haufen der giftigsten Schlangen hin, die ihm aber Nichts zu Leide thaten, wenn er ein echter Sprößling war. „Haben die Afrikaner dieß erdichtet," setzt Aelian dazu, „so haben sie nicht mich, sondern sich betrogen." *) Dagegen gab es in Afrika,

*) Wieder ein Beweis, wie wenig die Alten der Leichtgläubigkeit geradezu beschuldigt werden können. Unsern Chro-

nach dem Zeugnisse der genannten Reisenden, auch andere solche Schlangenbändiger, welche dieß durch geheimnißvolle Worte, und eigens zusammengesetzte Buchstaben zu sein behaupteten, und an die alten Zaubergesänge, in jedem Falle aber an die schon oft berührte Sitte erinnerten, irgend ein physisches Experiment, eine Kenntniß von Dem und Jenem zum Geheimniß zu machen, indem sie an Nichts sagende, wunderliche Gebräuche geknüpft sind, welche die Aufmerksamkeit der Zuschauer von der Hauptsache ablenken.

Jeder mögliche Zweifel, den Bruce und Hasselquist noch übrig gelassen hatten, schwand durch die Nachforschungen der französischen Gelehrten, welche mit Napoleon nach Aegypten zogen. Sie lernten die Psyllen durch den langen Aufenthalt in so vielen Häusern, und unter Umständen, welche keinen frühern Reisenden begünstigt hatten, als Augenzeugen kennen, und fanden in ihnen Leute, die, wie Bruce berichtet hatte, ihre Kunst ererbt zu haben vorgaben; die von Haus zu Haus gingen, ihre Dienste zur Vertreibung der Schlangen anzubieten, wie es bei uns die Kammerjäger zu machen pflegen, und gleich diesen Nutzen zu schaffen, da die Schlangen sehr oft in den Wohnungen vorkommen. Der Instinkt sagt ihnen, nach ihrer Versicherung, wo Schlangen in einem Schlupfwinkel versteckt liegen. Dann gerathen sie außer sich, sie heulen und schreien, der Schaum steht

---

niken kann man diesen Vorwurf machen. Fast alle strotzen von Mährchen, die der Ungebildetste gleich unglaublich finden muß, und von ihnen treuherzig nacherzählt werden.

ihnen vor den Mund, sie kriechen nach dem Schlupfwinkel der Schlange hin, ergreifen sie, ohne ihren Biß zu fürchten, und zerreißen sie mit ihren Nägeln, mit den Zähnen.

Das Heulen, Schreien, wüthend Werden, mag bei ihnen so eine Art Charlatanerie sein, wie sie bei den Marsen schon gewöhnlich war, wenn sie ihren Zaubergesang anstimmten, daß ihnen alle Adern anschwollen, wie ein alter Satiriker*) sagt. Dagegen möchte es mit dem Instinkte, der sie hintreibt, wo eine Schlange verborgen liegt, schon anders stehen. Auch in Westindien entdecken die Neger schon durch den Geruch eine Schlange, welche sie nicht sehen können. Er bewirkt eine widrige, Ekel erregende Empfindung bei ihnen, und dieser mag auch bei den afrikanischen Schlangenbeschwörern den Weg zeigen. Wenn die Ausdünstung der Schlange auch keinen europäischen Nasen bemerkbar sein mag, so wird sie es doch, bei einfacherer Lebensweise, für Menschen sein, die schon von den frühesten Lebensjahren an bestimmt werden, auf dieselben Jagd zu machen, und sie von Weitem auszuwittern. Daß endlich diese Psyllen ungestraft die Schlangen faßten, daß sie diesen alle Kraft nahmen, wenn sie einmal in ihren Händen waren, ließ sich am Wenigsten bezweifeln, obschon wir gebildeten Europäer von der Art, wie dieß möglich sei, keinen richtigen Begriff haben, und einer ganz rohen Menschenklasse, welche auch sonst gar keine Kenntniß besitzt, ein Geheimniß zugestehen müssen, das aus dem graueſten Alterthume auf sie vererbt wurde.

---

*) Venas intendens omnes. Lucil. Satir. XX.

Es werden sich an diese Beobachtungen noch einige Bemerkungen anknüpfen lassen können. Die Sinne der Thiere sind den unsern ähnlich, aber die Aehnlichkeit findet nicht im ganzen Umfange Statt; sie sind den unsern nicht gleich zu setzen. Wir werden von manchen Stoffen gar Nichts empfinden, welche auf sie ungewöhnlichen Eindruck machen. Dagegen bleiben sie für Stoffe unempfänglich, die uns erstaunlich stark vorkommen. Vom Geruchssinn gilt dieß vorzugsweise. Der Hund besitzt einen so trefflichen Geruch, seine Nase ist für so zarte Eindrücke empfänglich, daß wir uns keine Vorstellung davon machen können, und doch scheint er von dem Unterschiede zwischen Wohlgeruch und Gestank gar keine Idee zu haben. Eine so auffallende Verschiedenheit zwischen unsern Empfindungen und denen der Thiere mußte also auch häufig ein Mittel gewähren, auf diese zu wirken, ohne daß die Sinneswerkzeuge der Menschen berührt wurden. So sah man in Rom keinen Hund in den Tempel des Herkules gehen. Die Keule, welche der Gott einmal an der Pforte hatte stehen lassen, war noch vierzehn hundert Jahre darauf hinreichend, sie fern zu halten. Warum? Weil die Priester ohne Zweifel von Zeit zu Zeit die Pforte mit einem Stoffe bestrichen, den kein Mensch roch, der den Hunden aber höchst zuwider war, und sie also verscheuchte. Albert der Große besaß einen Stein, welcher angeblich die Schlangen herbei lockte. Wenn etwas Wahres an der Sage ist, so würde das Gegentheil vom vorigen Experiment Statt gefunden haben. Die kriechenden Thiere sind, gleich vielen Insekten, zum großen Theile für riechbare Stoffe im hohen Grade empfänglich.

Galen erklärt die Marsen und Psyllen für offenbare Betrieger, weil sie behaupteten, daß sie sich bloß von Vipern und giftigem Gewürm nährten, und so die Macht bekämen, über die Schlangen zu herrschen. Dieß nahm er für eine Lüge, und wohl mit Recht. Aber sein Schluß war falsch; sie gaben dieß nur vor, ihr eigentliches Geheimniß besser zu bewahren. Plinius und Aelian sind ihm besser auf die Spur gekommen. Sie geben (s. S. 131) als Ursache solcher eigenthümlichen Kraft an, daß sie die Schlangen durch den Geruch betäuben.*) Bruce überzeugte sich, daß die Psyllen in Aegypten und Arabien sich in einer Abkochung von Kräutern und Wurzeln badeten, Letzteres aber ganz geheim hielten. Forskål berichtet, daß die ägyptischen Psyllen die Schlangen mit einer Art des Osterluzeys betäuben, welche Jacquin in Wien noch näher bezeichnet, und die auch von den Eingeborenen Amerika's zu dem Zwecke an-gewendet wird. Wenn man annimmt, daß Amerika von den Hochebenen der Tatarei aus seine Bewohner erhielt, daß phönikische, ägyptische Kultur dahin gedrungen ist, ohne daß wir den Weg und die Zeit angeben können: so wir des auch keine Verwunderung erregen, wenn eine in Asien und Afrika einheimische, uralte Kenntniß dahin verpflanzt worden ist, obschon so oft in ganz verschiedenen Gegenden Ein und Dasselbe erdacht, und mit kleinen Abweichungen bewerkstelligt worden sein mag. Schon Longuerue äußerte vor 80 Jahren: „Wer glaubt, daß die neue Welt von Norden, von Asien aus bevölkert worden sei,

---

*) Plin. H. N. VII, 2. Aelian a. a. O. XVI, 27.

was man ehemals Skythien nannte, der soll uns doch nur sagen, warum man in ihr weder Rinder, noch Pferde, noch Kamele sah, die doch so nützlich sind, und überhaupt kein einziges Thier von unserm Kontinente fand. Die Amerikaner dachten nicht daran, ein Pferd zu besteigen, und die Skythen saßen in Einem fort darauf."*) Wahr ist es dagegen, wenn man die Annalen des mexikanischen Reiches auf der Dresdener Bibliothek durchblättert, wird man unwillkürlich zu dem Glauben verleitet, daß man ägyptische Hieroglyphen sieht.

In Indien spielt der Einfluß, den man in solcher Art auf Schlangen üben kann, eine über Leben und Tod entscheidende Rolle. Sie dient, wie wir schon sagten, ein Gottesurtheil zu halten. Man wirft eine der giftigsten Schlangen in einen hohen Topf, und thut einen Ring, ein Petschaft, oder eine andere Kleinigkeit dazu, welche der Angeklagte, wie sonst in Deutschland aus dem siedenden Wasser, herausholen muß. Beißt ihn die Schlange, so ist er strafbar, und ohnedieß ein Kind des Todes, im Gegentheil ist seine Unschuld erwiesen. In den jenseits des Ganges liegenden Ländern: Ava, Pegu, Fez, herrscht vermuthlich gleicher Gebrauch.

---

*) Longuerana S. 107. Berlin, 1754.

XXIII.

Dem Manne, der es wagte, sich der höchsten Geheimnisse durch Gefahren aller Art werth zu machen, sollten zum Lohne dafür die verborgensten Schätze der Weisheit bekannt gemacht werden. Es wäre nur Wenig gewesen, lernte er die Wunder, welche ihn mit frommem Staunen füllten, als er durch Feuersgluthen und Wasserfluthen hinwandelte. Er ward ja berufen, im glücklichsten Falle den Uneingeweihten den Weg des Lichtes zu zeigen. Es wird daher Zeit, daß er erfährt, welche Mittel auf ihn gewirkt haben, wie man sich zum Herrn seiner Gefühle und Vorstellungen machte, und was ihm obliege, durch dienliche Mittel auf die Gemüther Anderer zu wirken, welche auch, wie er, demselben Ziele zuwandeln wollen, besonders aber durch seine Werke vor Jedem, der nicht mit der priesterlichen, hohen Würde geschmückt ist, gleich der Allmacht selbst zu erscheinen.

Wer zur Weihe gelassen zu werden strebte, wer die Götter anflehte, sich ihm im Traume zu offenbaren, mußte erst mehr oder weniger lange fasten, und dann eigens bereitete Speisen, besonders aber einen geheim gehaltenen

Trank zu sich nehmen z. B. das Wasser des Lethe, das Wasser der Mnemosyne, in der Grotte des Trophonius, des Cicejon in den eleusinischen Geheimnissen. Es war auf solche Art leicht, der Speise oder dem Tranke diesen oder jenen Stoff beizumischen, wie es die körperliche oder geistige Beschaffenheit des Einzuweihenden, und die Offenbarung räthlich machten, welche ihm zu Theil werden sollte.

Auf mehreren der ersten christlichen Sekten lasteten schwere Klagen, welche zum Theil auch wohl gegen alle ausgesprochen wurden. Mehrere solcher Ketzer hatten, behauptete man, die strafbare Gewohnheit eingeführt, den Frauen sogar auch Liebestränke zu reichen. Einem Gerüchte zu Folge ward dieß namentlich dem Oberhaupte der Markosier Schuld gegeben. Wie viel oder wie wenig hiervon wahr sei, ist nicht zu ermitteln; Etwas geschah vielleicht sicher, und besonders dürften sehr heftige Reizmittel der Art mehr als Einmal in den geheimnißvollen Orgien des Polytheismus angewendet worden sein, denn sonst lassen sich die schrecklichen Ausschweifungen, denen man sich in den Bacchanalien in Rom, 186 J. vor Chr., hingab, nicht erklären. Auch im Petronius kommt eine Scene vor, welche den Gebrauch solcher Mittel zur Zeit des Nero kund thut, wo öffentliche Gelage, unter dem Schleier der Religion Statt fanden, und in dieser ihre Entschuldigung suchten.

Bei solchen Mitteln war jedoch nur ein schnell vorübergehender Rausch der Sinne bezweckt. Die Einbildungskraft sollte nicht durch ein Wunder gestimmt werden. Anders stand es in dem von uns berührten Falle.

Hier kam nicht nur der physische Mensch in fremde Gewalt, sondern sein ganzer Geist sollte in solche Abhängigkeit gerathen. Unter den hierzu dienenden Stoffen waren die Schlaf erregenden ohne Zweifel die einfachsten, wie die gewöhnlichsten. Wie sehr nützten sie dem Priester, das Auge des Aufmerksamen zu schließen; es zu täuschen, wenn er der Ursache der ihm entgegentretenden Wunderwelt zu sorgfältig nachforschen wollte; wie nützlich waren sie, einen recht festen Schlaf hervorzubringen, und diesem ein recht schnelles Erwachen folgen zu lassen, wodurch gerade um so leichter die Ueberzeugung entsteht, daß eine übernatürliche Macht mit dem Geschicke des Sterblichen schalte, und Freuden und Leiden nach ihrer Willkür vorüber wandeln lasse. Die Art, wie man hierbei zu Werke ging, erläutert die Wahrheit und Dichtung in so reichem Maße lehrende Tausend und Eine Nacht. Ein junger Prinz schläft alle Abende vom Safte einer Pflanze ein, und wenn man ihn früh einen Wohlgeruch einziehen läßt, weckt man ihn aus der tiefen Betäubung auf. (26. Nacht.) Ein anderes Mal bringt man den Schläfer Abu Hassan durch einen in Essig getränkten und unter die Nase gehaltenen Schwamm zum Niesen, zum Brechen, und hebt so die nachtheiligen Wirkungen auf, welche ein betäubendes Pulver erregt hatte. (295. Nacht.)

Auf einem, dem Schauplatze der Tausend und Einen Nacht gerade entgegengesetzten Orte finden wir, nicht in Mährchenform, sondern in ganz gewöhnlicher Prosa, ein völlig gleiches Seitenstück. Bei den Nadowessiern Nordamerika's fand Carver eine religiöse Sekte, die sich dem großen Geiste geweiht hatte. Er wohnte der Aufnahme

eines neuen Mitgliedes bei. Dem Neophyten steckte man irgend Etwas, das einer Bohne ähnlich sah, in den Mund, und er sank sogleich bewegungslos, unempfindlich, wie todt, nieder. Man gab ihm mehrere heftige Schläge auf den Rücken, die ihn aber erst nach einigen Minuten wieder zur Besinnung brachten. Nun wurde er aber von Krämpfen ergriffen, und diese ließen nicht eher nach, als bis er die verschluckte Drogue wieder ausgespien hatte.

Plutarch hat uns die Schilderung von den Mysterien des Trophonius nach der Erzählung eines Mannes aufbewahrt, der zwei Tage und eine Nacht in der Höhle desselben zubrachte, und was er sagt, stimmt weniger zu einem Schauspiele, das man sieht, als zu dem Traume, den ein heftig betäubendes Mittel erregt. „Als ich," erzählt er, „in das Innere des Tempels kam, umgab mich dicke Finsterniß. Ich lag auf dem Boden und betete im halb bewußtlosen Zustande. Nun betäubte mich ein heftiger Schlag auf den Kopf vollends. Meine Seele schien aus dem Körper zu entfliehen, und sich mit einer reinern Luft zu vermischen. Endlich kehrte mir das Bewußtsein wieder. Ich hörte über mir angenehme Töne, sah in der Höhe eine Menge lichtumstrahlter Inseln auf einem Meere umherschwimmen, in das sich zwei Feuerströme stürzten. Nahe bei mir öffnete sich ein entsetzlicher Abgrund, worin dicke Dämpfe zu kochen schienen, und aus dessen Tiefen Thiergebrüll, mit Aechzen von Männern und Weibern, und Kindergeschrei gemischt, heraufstieg." So heftig der Schmerz im Kopfe gewesen war, ehe er diese mannichfachen Bilder sah, so heftig kehrte er wieder, als dieselben schwanden. Er kam aus der Grotte heraus,

und starb, als drei Monate vergangen waren.*) Vielleicht hatten sich die Priester in der Gabe vergriffen. Ueberhaupt stand dieses Orakel in dem Rufe, daß, wer es befragt habe, eine gewisse traurige Stimmung gar nicht wieder los werden könne: sie halte das ganze Leben hindurch an. Eine Folge, welche betäubende Mittel nur gar zu leicht hinterlassen. Von einem äußerst niedergeschlagenen Menschen sagte man, daß er aus der Höhle des Trophonius komme. Man brachte die den Trophonius um Rath Fragenden, wie wir oben sahen, schnell durch eine Maschinerie aus der Grotte, und zwar vermuthlich zu der Zeit, wo der betäubende Schlaf zu Ende ging. Die Bilder, welche ihre Phantasie während desselben umgaukelt hatten, konnten so recht gut die Stelle eines Schauspieles gewähren, das ihnen ein Gott zu sehen gestattete. Man setzte den an's Tageslicht Zurückgekommenen auf einen Stuhl, Mnemosyne's Sitz genannt, und der Priester fragte ihn, was er gesehen, was er gehört habe.

Geist und Körper, vorausgesetzt, daß beide an sich verschieden, und nur durch gemeinschaftliche Bande zusammengehalten sind, werden von Stoffen, welche tiefen Schlaf hervorbringen, auch häufig dergestalt ergriffen, daß das ganze Bewußtsein leidet. Der Genuß der Belladonnabeere bringt tobenden Wahnsinn hervor, dem ein Todtenschlaf von vier und zwanzig Stunden folgt. Noch mehr aber wird der Mensch der Gewalt Derer, welche ihn in solchen Zustand versetzen, dann Preis gegeben, wenn die Seelen-

---

*) Richter's Phantas. des Alterthums V, 403 fgg.

kraft fast allein leidet, und abgestumpft wird. So wenden die Portugiesinnen in Goa den Stechapfelsaft an, ihn dem Getränke beizumischen, das sie ihren Männern reichen. Diese fallen dann in einen Stumpfsinn, mit unaufhörlichem Lachen verbunden, der wohl vier und zwanzig Stunden anhält, und sie für Alles, was unter ihren Augen vorgeht, unempfindlich macht. Wenn sie wieder zu sich kommen, können sie sich an Nichts, was vorgegangen ist, erinnern. Die Portugiesen ihrer Seits wendeten das nämliche Mittel an, Frauen zu genießen, welche sich durchaus nicht auf andere Weise ihren Wünschen fügen wollten.*) Franz Martin, ein französischer Reisender des 17. Jahrhunderts, bestätigt diese furchtbaren Wirkungen des Stechapfels, bemerkt aber noch, daß man ihnen ein Ende machen kann, wenn man die Füße des so Gemißhandelten in warmes Wasser setzt. Es folgt dann Erbrechen, und dieß erinnert an die Art, wie man den Schläfer Abu Hassan wieder zur Besinnung brachte, und wie die nadowessischen Frommen Besonnenheit erhalten.

Sicher sind solche Mittel von Wunderthätern, von Priestern, und noch von vielen Andern angewendet worden. Die Spuren finden sich überall und zu allen Zeiten beinahe. In Virginien trank jedes Weib, das Priesterin werden wollte, während ihrer Weihe eine Abkochung von Wurzeln, wodurch sie alles Gefühl verlor, und in eine Geistesschwäche verfiel, vermuthlich, um sie so zu einem recht willfährigen Werkzeuge in der Hand der Priester zu machen. Den Aberglauben, daß sich Menschen

---

*) Linschott's und Pyrard's Reisen nach Ostindien.

und Geister in Thiere verwandeln, haben wir, seinem Ursprunge nach, schon in doppelter Art zu berühren Gelegenheit gehabt. Hier bietet sie sich noch einmal dar, in sofern Menschen von Zauberern in Thiere verwandelt wurden; obgleich auch davon schon in der Kürze gesprochen ward,*) mag dieser Gegenstand noch etwas näher beleuchtet werden. Die Mährchen des Morgenlandes bringen ihn bekanntlich alle Augenblicke zur Sprache. Irgend ein Prinz, eine Prinzessin, oder sonst Jemand, ist in eine oder die andere Thiergestalt verwandelt, und bedarf dieses oder jenes Talismanes, dieses oder jenes Abenteuers, um wieder Mensch zu werden. Was die Araber und Perser als Mährchen erzählten, theilen andere Schriftsteller als baare Münze mit. So läßt der heilige Augustin**) von Italiens Zauberinnen den arglosen Reisenden mit Käse bewirthen, welchem sie aber einen Stoff beigemischt haben, der ihn zu einem Lastthier umwandelt. Sie packen ihm nun ihre Habe auf, und behandeln ihn als Esel, bis sie an's Ziel der Wanderung kommen, um ihm dann, immer noch edel genug, die vorige Gestalt wieder zu geben. Der Kirchenvater hat dieß Alles nicht gesehen, aber beim römischen Schriftsteller Varro gelesen, und dieser vermuthlich es wieder erst irgendwo gefunden; das Ganze aber war ursprünglich Nichts, als Verstandestrunkenheit, in Folge eines betäubenden Mittels gewesen, der durch eine andere Drogue ein Ziel gesetzt wurde. Die Erzählungen von der Circe werden keine

---

*) S. ob. Abschn. XIX.

**) De civitate Dei, XVIII, 17—18.

andere Quelle gehabt haben. Als sie der Zudringlichkeiten des Königs der Daunier, im (heutigen) Apulien, Kalchus, überdrüssig ist, weil Ulysses bei ihr lebt, ladet sie ihn zu einem Mahle ein, wie der Zeitgenosse Virgil's, Parthenius, erzählt, und mischt allen Speisen, die aufgetragen werden, arzneiliche Stoffe bei.*) Kaum hat er davon genossen, als er so geistesschwach wird, daß ihn die Zauberin zu den Schweinen stecken kann. Später aber stellt sie ihn wieder her, und gibt ihn seinem Volke zurück, verpflichtet die Daunier aber durch einen Eid, ihn nie wieder auf die von ihr bewohnte Insel zurückkehren zu lassen. Was Homer erzählt, ist noch viel bekannter, und beschränkt sich ebenfalls darauf, daß sie den Speisen Zaubersäfte beigemischt, und die Gefährten des Ulysses in Schweine verwandelt hatte; doch sie waren durch den Genuß betrunken, betäubt worden, und glaubten, in Folge des verwirrten Geistes, so verwandelt zu sein. Ulysses ist durch ein Kraut, das ihm Hermes gegeben hat, gegen solche Trunkenheit sicher. Er wagt sich keck in die Burg der Tochter von Helios, genießt ihren Trank, und zeigt, daß er ihm Nichts schadet. Jetzt kehrt er das Rauhe heraus, wie man sagt, er setzt ihr das Schwert auf die Brust, und sie sieht, daß er mehr weiß, als sie. Sie legt sich auf's Bitten, sie sinkt zu seinen Füßen. Sie bezaubert ihn nicht durch ihre Zaubersäfte, sondern ihre süßen Reize, und lockt ihn dadurch, „das duftende Lager mit ihr zu theilen." Ein ganzes Jahr lang blieb nun der Held bei ihr, nachdem

*) Epist. XII.

sie den Genossen, gleich nach der ersten Umarmung, wieder die menschliche Gestalt gegeben, d. h. sie von ihrem Rausche befreit hatte. Die ganze Schilderung des Homer's zeigt, daß hier von einer Hexe, von einer Zauberin, wie sich das Mittelalter dieselbe vorstellte, nicht die Rede ist. Es wird hier nur von einer Giftmischerin, oder wie man ein Weib nennen will, gesprochen, die durch arzneiliche Stoffe gewisse Wirkungen im Organismus des Menschen zu Wege bringt, und die letzteren können durch andere Säfte wiederum beseitigt, oder, wie das Beispiel des Ulysses zeigt, sogar abgehalten werden. Homer beschreibt die hierzu dienende Wurzel so genau, wie Alles, was er als Dichter uns vorführt. Es geht aus der Schilderung von ihr, wie aus der des Krautes, Nepenthes hervor, daß zu seiner Zeit bereits mancherlei Kräuter den Griechen bekannt waren, denn Homer ist eben so sehr als Dichter, wie als Sittenmaler, und als Maßstab der Kenntnisse, der Kultur seiner Zeit schätzenswerth. Es soll das von uns nicht näher zu bestimmende Nepenthes das trauernde Herz mit Fröhlichkeit erfüllen. Uns kann es in der Hauptsache gleichgiltig sein, welche Pflanze es war. Wir wissen, daß es nicht Wein ist, und folglich bei den Griechen bereits noch andere Dinge gefunden wurden, welche, mächtiger als der Wein, die Seele umstimmten. Was aber Homer wußte, wußten die Priester der Tempel sicher in noch höherem Maße. Sie waren doch die Lehrer des Dichters gewesen, denn sonst nirgends gab es eine Schule des Wissens, und so kann uns Homer in der Nachricht von den Zaubersäften der Circe, womit sie Menschen verwandelte, womit sie den Verwan-

delten wieder ihre wahre Gestalt gab, von der Wurzel, mit der sich Ulysses gegen ihre Säfte sicher stellte, von dem Nepenthes, das den Kummer in Freude und heitern Sinn wandelt, als Beleg von der Kenntniß dienen, welche die Alten bereits, mindestens zu seiner Zeit, in Hinsicht mancher berauschenden, betäubenden, zur Lust, wie aus böser Absicht angewendeten Stoffe hatten. Spätere Schriftsteller geben uns hier auch bestimmte Fingerzeige darüber. So kannte, nach A. Laguna, Dioskorides eine Art des Nachtschattens, dessen Wurzel, mit Wein ausgezogen, in der Menge eines Quentchens die Phantasie mit tausend angenehmen Vorstellungen füllt. Hier hätten wir also vielleicht das Nepenthes des Homer's. Man hat es im Opium gesucht; auch möglich. In einer gewissen Gabe gaukelt es im Schlafe so reizende, angenehme Träume vor, daß es endlich unwiderstehlich zum neuen Genusse einladet. Virey vermuthet, daß aus Allem, was sich über das Nepenthes vorfinde, auf den Hyosciamus und die Datura des Forskål geschlossen werden könne, von welchen in Aegypten und dem Morgenlande überhaupt noch heute solcher Gebrauch gemacht werde. Vielleicht kann auch er Recht haben. Mehrere Mittel können ja zu gleichem Zwecke angewendet worden sein, weil sie sehr ähnliche Wirkungen hervorbrachten. Plinius z. B. erzählt (XXIV, 102) uns von der Potamantis, oder Thalassegle, die am Indus wachse, und von der Gelatophyllis am Baktris. Die Menschen würden durch ihren Genuß in einen ganz sonderbaren Zustand versetzt, und sehen wunderliche Dinge. Namentlich bringe die letztere Pflanze ein unaufhörliches Lachen hervor, wenn sie mit Myrrhen

und Wein genossen werde, bis man durch ein anderes Getränk, das er ebenfalls angibt, und unter andern Pfeffer mit Honig in Palmenwein enthält, dem Lachen ein Ende mache. Andere Mischungen eigneten sich, wunderbare Wirkungen hervorzubringen, noch besser. So gab es, nach Diodor, in Aethiopien einen See,*) der ungefähr hundert sechzig Fuß Umkreis hatte, und ein Viereck bildete. Es war in ihm zinnoberrothes, wohlriechendes Wasser enthalten, und wer davon trank, fiel in eine Verwirrung, die ihn zum Geständniß aller Vergehen und Verbrechen nöthigte, wenn er sie selbst schon lange vergessen gehabt hatte. Nach Ktesias gab es in Indien eine Quelle, deren Wasser sich bald nachher, wenn es geschöpft war, in eine Art Käse verwandelte, und dann dieselbe Wirkung zeigte, welche Diodor von seinem Teiche meldet. Der letztere verhält sich in jedem Falle nicht anders, als das Meer von Erz im Tempel Jerusalems; es war ein großes Becken, von Menschenhand gegraben, wie man es in Indiens Dörfern fast überall findet. Mit der Quelle des Ktesias wird es also im Wesentlichen übereinstimmen. Die Farbe und das Gerinnen des Wassers zeigen hier und dort, daß irgend eine chemische Prozedur vorging, den beabsichtigten Zweck zu erreichen: verborgene Dinge an's Licht zu bringen. Es gab hierzu noch andere Mittel. Plinius erzählt (a. a. O.) von der Achaemenis, einer Pflanze Indiens, deren Wurzel zu kleinen Broten geformt, und am Tage mit Wein genossen, den Schuldigen in der Nacht auf's Schrecklichste

*) II, 12.

foltert. Ihm erscheinen die Götter in mancherlei Gestalten, sie lassen nicht von ihm; es sind die Erinnyen. Sie heften sich

— — „an seine Sohlen
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!"

Am Ende gesteht er, von solcher Qual getrieben, Alles. Der Saft der Ophiusa, welche in Aethiopien angeblich wächst, hatte zur Folge, daß, wenn er getrunken war, der seine Wirkung Verspürende von Schlangen bestürmt zu werden glaubte. Die Angst und der Schrecken deßhalb gingen so weit, daß er sich selbst den Tod gab, und man richtete auf solche Art Verbrecher hin, erzählt Plinius eben daselbst. Es klingt dieß Alles gewaltig fabelhaft, und ist am Ende auch Nichts, als Fabel, die Plinius in anderen Quellen vorfand. Allein, die Namen unbekannter Pflanzen abgerechnet, kann man die Thatsachen noch alle Tage sehen. Man denke nur an die Belladonna. Gebe man Kindern, vom Keuchhusten gequält, gegen den sie oft angewendet wird, ein klein Wenig zu viel, und schreckenvolle Träume folgen im Schlafe. Welche Angst ergreift den Menschen, der das Bilsenkraut in zu großer Gabe, selbst in der Form eines Dekokts zum Lavement verwendet, bekam! In Kamtschatka gewinnt man aus einer Pastinakwurzel einen Branntwein, der leicht berauscht. Wer ihn nur in geringer Menge trinkt, wird in der Nacht von schrecklichen Träumen gequält; am Morgen darauf hat er im ganzen Körper eine Unruhe, eine Angst, als ob er ein großes Verbrechen begangen hätte. Noch viel auffallendere Wirkungen der Art zeigt ein aus einer Art Pilze oder Schwämme

gewonnener Branntwein. Er berauscht öfters bis zum Tode, aber immer hat er heftige Verwirrung des Bewußtseins zur Folge, die sich bald in lustiger Art, bald in Trübsinn, Furcht und Schrecken äußert; der Mensch glaubt der Gewalt des Geistes zu unterliegen, welcher in dem Schwamme herrscht. Ein Kosak bildete sich ein, daß ihm derselbe aufgebe, alle Sünden zu beichten, und sank deßhalb vor seinen Kameraden nieder.*)

---

*) Krachenninikof's Beschr. von Kamtschatka I, 14.

XXIV.

Daß andere Säfte andere, aber nicht minder wunderbare Wirkung im menschlichen Organismus äußern, ist eben so bekannt. Da der Kalife Abdallah in Mekka belagert wurde, und keine Rettung sah, als wenn es ihm gelang, in einem Ausfalle Sieg oder Tod zu holen, nahm er aus der Hand seiner Mutter einen Moschustrank, den Muth zu erhöhen und unterlag erst, nachdem seine Wunder der Tapferkeit den Sieg des Feindes lange zweifelhaft gemacht hatten. Auch jener Fliegenschwamm in Kamtschatka gibt eine furchtbare Kraft der Verzweiflung, eine Tollkühnheit, eine Wuth, welcher das größte Verbrechen Wonne ist; und man sieht oft die wilden Einwohner, die noch rohen Kosaken, sich mit dem Branntweine davon berauschen, wenn es gilt, eine Frevelthat zu begehen. Die Malaien mischen Hanfextract mit Opium, um sich in einen Zustand wilder Raserei zu versetzen, welche durch hundert Nachrichten davon hinlänglich bekannt ist. Dann ist ihnen jedes Verbrechen gleichgiltig und jede Gefahr Kinderspiel. Furcht und Mitleid halten sie so wenig auf, wie einst die furchtbaren Meuchelmörder

des verrufenen Alten vom Berge, die Assassinen, welche durch dasselbe Mittel, durch Hanf mit Opium, zu ihrem Namen *) und ihrem schrecklichen Rufe kamen. Sie geben das auffallendste Beispiel in der Weltgeschichte, wie weit der Mensch durch andere Menschen, welche ihm an Kenntnissen überlegen sind, physisch und psychisch überwältigt, gelenkt, zum blinden Werkzeuge verwandelt werden kann.

Alle Geschichtschreiber der Kreuzzüge erzählen uns von dem bezauberten Aufenthalte, durch welchen der Alte vom Berge seinen gläubigen Anhängern einen Vorgeschmack des Paradieses in dem Grade gab, daß sie, von der Hoffnung belebt, den augenblicklichen Genuß für immer zu haben, jedes Verbrechen begingen, dem sichersten Tode lachend Trotz boten und die ärgsten Qualen verlachten. Die arabischen Schriftsteller bestätigen ihr Zeugniß indirekt und unmittelbar. Ein König von Arabien hatte schon, ehe der Alte vom Berge sein Reich gründete, in einem Garten alle Freuden des Paradieses angehäuft, und ließ sie von seinen Vertrautesten genießen, denn er beabsichtigte, sich wie Gott anbeten zu lassen. So erzählen sie von Sche-dad-ben-ad. Aber seine Gärten, und die des Alten vom Berge existirten sicher nur in der Phantasie derer, welchen sie zur Lokkung dienen sollten, und diese Phantasie war bei ihnen, den jungen Männern, die an eine nüchterne, einfache, strenge Lebensweise gewöhnt waren, durch Getränke aufgeregt. Man gab ihnen, wie eine arabische Erzählung

---

*) Ursprünglich hießen sie Hasc hi schis.

vermuthen läßt, eine Bereitung von Bilsenkraut oder Bendsche, sie trunken zu machen, daß sie in's Paradies versetzt zu sein glaubten, nachdem ihre Phantasie durch tausend lüsterne Schilderungen davon auf's Höchste gereizt war. Sollten sie eine That der Verzweiflung unternehmen, so reichte man ihnen jene Mischung von Hanf und Opium, jenes Haschische, das die Malaien wohl auch noch jetzt zu diesem Zwecke genießen.

Allerdings hat man die Gärten des Alten vom Berge nicht in solchem Sinne genommen. Sie werden uns von Malte-Brün, von Hammer und Andern als Dinge der Wirklichkeit geschildert, und wer sie recht genau von dem Pinsel der Romantik gemalt sehen will, mag Emir Malek, Fürst der Assassinen, II. 68 ff., Leipzig, 1829, nachlesen, wo er auch alles historisch Begründete über diese moslemitische Sekte findet, von welcher noch jetzt in Syriens Gebirgen ein kleiner Ueberrest, aber unschuldig und gutmüthig vorhanden sein soll.*) Allein es bedarf nur weniger Ueberlegung, um diese alte Ansicht aufzugeben. Man denke doch nur, wie leicht das ganze nachgeäffte Paradies den Alten vom Berge und sein ganzes Geheimniß in Verlegenheit setzen konnte, wenn der Einzuweihende in der That durch einen Schlaftrunk eingewiegt nach den Gärten hineingetragen worden wäre, alle sinnlichen Freuden zu genießen. Wie wäre es möglich gewesen, so viele um das Geheimniß Wissende auch anzuhalten, es treu zu bewahren! Sie konnten doch unmöglich den Fanatismus theilen, den sie in ihrem Opfer

*) J. Berggren's Reisen. I. Darmstadt, 1828.

rege machen sollten. Ihnen konnte das Stillschweigen nur Pflicht sein, so lange die Furcht vor dem Gebieter es räthlich machte und immer mußten sie also streben, den Gegenstand steter Furcht aus dem Wege zu räumen. Angenommen nun aber, daß diese vermeinten Houris und reizenden Knaben, welche die Sinne des Wollust athmenden Jünglings bis zur Trunkenheit umgaukelten, wirklich verschwiegen waren, so lange ihnen Jugend und Schönheit und Frische lächelten, was thaten sie dann, sobald sie Abnahme ihrer Reize fühlten, mithin nicht mehr zu dem vorgesteckten Zwecke geeignet waren? Der Tod allein konnte ja alsdann für ihr Stillschweigen Bürge leisten und ihm zu entgehen, gab es nur ein Mittel, das Stillschweigen bei der ersten Gelegenheit zu brechen. Das Mädchen, welches wirklich einen Jüngling mit unauflöslichen Banden an sich gefesselt zu haben geglaubt hatte, würde ihm auch Alles entdeckt und ihn so aufgefordert haben, sich und sie aus diesen Gefahren zu retten, den gemeinschaftlichen Henker zu tödten. Und woher sollten denn nun Weiber für so viele Individuen, Speisen und Getränke, Mundschenken und Köche herkommen, ohne daß sie erfuhren, für wen sie zu schaffen hatten? Welche Vorsicht wäre da nach allen Seiten hin nöthig, welcher Vorrath anzuhäufen gewesen! Nicht Jahr und Tag hätte das Ganze zusammengehalten, und doch bestand es von 1129 bis 1253 in vollem Flore, so daß es erst 1270 gänzlich zusammenstürzte.

Endlich lassen die rein physischen Genüsse, mögen sie noch so sehr wechseln und in einander greifen, doch zu viel Pausen und zu viel Leere zurück und zu viel

Widerspruch zwischen Wesen und Täuschung wahrnehmen, als daß die letztere in dem Maße bestehen und fortdauern konnte, welches hier nöthig war. Viel leichter ist daher anzunehmen, daß die Trunkenheit der Sinne Folge einer physischen war. Dem leichtgläubigen Menschen, den allerhand Bilder und Versprechungen bereits gestimmt hatten, konnte ein Getränk im tiefen Schlafen so lebhafte und süße Empfindungen vorspiegeln, daß er sie auch nach dem Erwachen in der That genossen zu haben glaubte, besonders wenn sein Schlaf längere Zeit angehalten hatte. Wir werden weiter unten gerade einen ähnlichen, unbezweifelten, aktenkundigen Beleg für solche Behauptung finden. Schon E. Pasquier, der im 16. Jahrhunderte über die Assassinen schrieb, deutet darauf hin. „Sie meinten, daß es ein Traum sei," sagt er, als er Alles zusammengestellt hat, was die Zeitgenossen davon melden. Man frage einmal Jemanden, dessen heftige Schmerzen durch Opium gestillt wurden; er wird vielleicht vier und zwanzig Stunden lang immerfort die außerordentlichen, süßen Gefühle empfunden haben, von welchen die Assassinen umgaukelt wurden. Die Morgenländer, welche sich einmal an's Opium gewöhnt haben, jagen gerade deßhalb dem Genuß desselben so sehr nach, ob ihm schon in der Regel manche körperliche Beschwerde und eine Abstumpfung des Geistes zu folgen pflegt, daß die Theriaki's, wie man sie nennt, in der Türkei jetzt so verachtet sind, wie bei uns die Trunkenbolde und in Konstantinopel vor einigen Jahren nur ein einziges Kaffeehaus noch war, wo dergleichen zusammen kamen. Mit desto größerer Wuth fiel man sonst darüber

her; bei einem türkischen Heere durfte eher Alles fehlen, nur nicht Opium; und dieß allein zeigt, welche Wonne der dadurch bewirkten Trunkenheit folgen mag; wie sie im Stande war, eine unwissende, abergläubische, fanatische Jugend zu bestimmen, Alles zu thun, wodurch sie den unaussprechlichen Genuß eines Augenblicks für immer erzielen zu können glaubte. Von Persien bis an den Libanon, vom kaspischen bis zum mittelländischen Meere fürchtete Alles die Dolche der Assassinen. Wie blind der Gehorsam der einzelnen Glieder in den niedern Graden war: ein wahrhaft ausgezeichnetes Beispiel aus dem Jahre 1194 sei davon allein mitgetheilt. Der Graf von Champagne besuchte hier den Meister im Gebirge Syriens, indem dieser ihn zu einem Mahle geladen hatte. Der Graf wurde von seinem Wirthe von einer Felsenburg zur andern geleitet. Endlich kamen sie zu einer Feste mit überaus hohen Thürmen. Auf jedem standen zwei weißgekleidete Eingeweihte als Wachen. „Diese gehorchen mir besser," sprach der Hochmeister, „als christlichen Fürsten ihre Diener!" Und damit gab er ein Zeichen, und herab stürzten sich zwei der Wächter, und lagen zerschmettert am Fuße des Berges. „So sollen es Alle machen," sprach der Großmeister. Allein der Graf hatte genug, und räumte gern ein, daß seine Mannen nicht so gehorchten. Doch außer diesem uns unglaublich dünkenden und dennoch durch die unverdächtigsten Zeugnisse bewährten blinden Gehorsam erstaunte man zugleich in jener Zeit über die Standhaftigkeit, mit welcher die Schüler des Alten vom Berge die gräßlichsten Martern trugen, wenn sie irgendwo ergriffen wurden.

Der Fanatismus vermag allerdings viel Selbstverläugnung zu bewirken; muthiger Stolz, hartnäckiges Ehrgefühl können andere Hebel sein, Martern aller Arten zu verhöhnen, und in dem Gedanken: Zuletzt befreit uns doch der Tod! aufrechthaltenden Trost zu finden. Allein in einzelnen Fällen reichte Nichts von dem Allen aus, und es mußte wohl dem Meister solcher Gesellen zu viel daran liegen, um sich und ihr Schweigen solchen Hilfsmitteln allein anzuvertrauen, besonders wenn Zeit und Entfernung die Erinnerung an jene Freuden geschwächt hatten. Kannte er daher auch Mittel, die Nervenreizbarkeit abzustumpfen, so wird er sicher nicht ermangelt haben, seine Seïden damit zu versehen und ihnen einzuschärfen, im Nothfalle davon Gebrauch zu machen. Die Gewißheit, in solchem äußersten Falle keine Schmerzen zu fühlen, stählte dann ihren Arm doppelt, weil ihr die Hoffnung voraus ging, dem gewünschten Ziele entgegen zu eilen. Ein neues Wunder schien dann Bürge für ein schon Statt gefundenes zu sein.

Daß dieß der Fall gewesen sei, läßt sich nicht historisch erweisen, so wenig wie die Art der Weihe, der Exaltation, in welche der Alte vom Berge seine Jünger zu versetzen wußte. Allein der Gebrauch solcher Mittel ist uralt; sie wurden Jahrhunderte vor ihm angewendet, und eben so existirte er Jahrhunderte nachher. Namentlich war er von jeher im Morgenlande einheimisch gewesen. Die Rabbiner bemerken, daß man den zum Tode Verurtheilten Wein und andere starke Getränke gab, welchen man Pulver beimischte, um sie noch stärker zu machen und ihre Sinne zu betäuben. Man hatte da-

bei den Zweck, dem Unglücklichen die Qualen nicht fühlen zu lassen, durch deren Anblick die Menge abgeschreckt werden sollte. Es scheint zunächst die Myrrhe deßhalb beigemischt worden zu sein, denn Christus sollte, als er nach einem Trunke verlangte, mit ihr seinen Durst löschen und Apulejus erzählt fast zweihundert Jahre nachher, daß ein Mann sich durch einen Myrrhentrank gegen schmerzende Schläge gesichert habe; allein die Myrrhe konnte nur in Form einer Essenz gereicht werden. Sie löst sich nur in Weingeist auf, und wir wissen ihr eben nicht nachzurühmen, daß sie schmerzstillende Eigenschaften habe. In einigen schmerzstillenden Zahntinkturen bildet sie allerdings einen Hauptbestandtheil und wird da als hilfreich angesehen, aber das Auflösungsmittel: der Alkohol, der Zusatz von Schwefeläther, von Opiumtinktur, möchte am Ende wohl das Meiste thun, und ihr auch hier zu einer unverdienten Ehre verholfen haben. Doch wie in dem jetzt angegebenen Falle gab auch wohl damals die Myrrhe mehr den Namen her, um ein geheim gehaltenes Mittel zu verbergen. Es ging damit wohl zu, wie mit dem sogenannten Stein von Memphis, eine fettige, glänzende Masse von der Größe eines Kiesels. Wenn man ihn zermalmte und in Salbenform auf einen Theil strich, der vom Wundarzt gebrannt oder geschnitten werden sollte, hob er alles Gefühl auf. Sicher war er also nicht ein Produkt der Natur, sondern der Kunst. Mischte man ihn gepulvert dem Weine bei und ließ ihn trinken, so hatte sogleich jeder Schmerz ein Ende. In Hindostan kannte man zu allen Zeiten ein ähnliches Geheimniß. Man benutzte es

vornehmlich, die Furcht zu bannen, welche der Anblick des Scheiterhaufens für das weibliche Gemüth haben mußte. An der Seite des Gatten sollte die Witwe den Tod finden und öffentlich erklären, daß sie ihn freiwillig suche. Aber in einem völlig bewußtlosen Zustande, die Folge der ihr vorhergereichten arzneilichen Stoffe, langte, wie ein Augenzeuge berichtet *), das Opfer bei dem Scheiterhaufen an, und seine Angabe wird durch die nähere Schilderung des so herbei geführten, bewußtlosen Zustandes erwiesen. Die Augen des Weibes standen offen, ohne daß sie Jemanden zu sehen schien; mit schwacher Stimme, ganz unverständlich, antwortete sie auf die an sie geschehenen gesetzlichen Fragen über ihren angeblich selbst gefaßten Entschluß. Als man sie auf den Scheiterhaufen brachte, war sie ganz gefühllos.

Durch die Kreuzzüge kam das Geheimniß auch nach Europa und gerieth so, gleich vielen andern Künsten des Orients, in die Hände der gemeinen Zauberer und Hexen, wo es eine große Rolle in den schrecklichen, später allgemein werdenden Prozessen gegen sie spielte. Es galt in demselben die Rechtsregel, eine allgemeine oder örtliche Gefühllosigkeit als ersten Beweis für die einem Individuum angeschuldigte Hexerei anzusehen. Alle, welche über solche schrieben, führen auch Beispiele von dieser Gefühllosigkeit an. Fromman erzählt von Mehreren, welche auf der Tortur lachten oder einschliefen, was dann der sicherste Beweis war, wie ihnen der Teufel seinen Bei-

---

*) Asiatic Journ. XV, 1823. S. 292 ff.

stand leistete. Horst*) hat ebenfalls mehrere dergleichen aktenkundige Belege dieser Erfahrung, z. B. von einer vermeinten Hexe, „welcher der Henker mit Beinschrauben so unmenschlich zusetzte, daß sie fürchterliche Zuckungen bekam, mit drei verschiedenen Sprachen, sonderlich hochdeutsch, redete, dann aber auf der Marterbank einschlief und todt zu sein schien.“ Man berichtete den Fall an die Juristenfakultät in Helmstädt und diese erschrak über das Uebernatürliche der Sache; sie verordnete, daß der Scharfrichter genaue körperliche Besichtigung anstelle, ob etwas Verdächtiges oder Zauberhaftes zu finden sei; dann aber in jedem Falle die peinliche Frage durch nachdrücklichere Instrumente ziemlicher Maßen zu schärfen suche! Am 26. Novbr. 1629 wurde dieser Weisung gemäß zu Werke gegangen. Aber Inquisitin betheuerte, eine gute Christin zu sein, und schlief ein, als der Henker sie ausdehnte, mit Ruthen peitschte, mit brennendem Schwefel bestreute. Unter solchen Umständen mußte sie in der Hauptsache freigesprochen werden. Sie kam mit verrenkten, zerfleischten Gliedern los und ward von der löblichen helmstädtschen Fakultät des Landes verwiesen. Gethan hatte die Unglückliche übrigens gar nichts, als ein Schwein mit der Ruthe geschlagen, und „dieß solle ihr Buhlteufel sein,“ hatten Einige im Dorfe gesagt. Bloß darauf hin erkannte man ihr die Folter zu. Gott bewahre uns vor dem frommen Glauben unserer Vorfahren! Aller französischer Unglaube der Encyklopädisten hat nicht so viel Schaden

*) Zauberbibliothek. IV. S. 334 u. a. and O.

gethan, als der Glaube an eine jener Lehren, deren Festhalten sonst zur Seligkeit nothwendig schien. Wenn auf der andern Seite ein vermeinter frommer Mann solchen Qualen von Henkern oder Ketzern unterworfen wurde und dabei ganz gefühllos blieb, so stand ihm natürlich der Himmel bei, und es galt dann für ein Wunder, das dieser zur Verherrlichung der Unschuld that. Das Eine wie das Andere sucht Horst a. a. O. auf ganz natürliche Art zu erklären, und führt zur Bestätigung seiner Ansicht ein Beispiel aus Horn's Archiv für prakt. Mediz., 1809, 3s Heft, so wie eines aus eigner Erfahrung, und endlich eins vom tyrannischen Kaiser Paul I. an. Das Letztere ist besonders merkwürdig. Ein Kaufmann Löhnig aus Greifenberg war beschuldigt, die Kronstädter Flotte in Brand stecken zu wollen, und ohne Weiteres zu hundert und funfzig Hieben mit der Knute verurtheilt worden. Der Unglückliche sah zwei andere schon beim fünf und zwanzigsten und dreißigsten sterben und todt fortschaffen, und jetzt kam die Reihe an ihn. Aber er fühlte nichts davon; er fühlte nichts, als man ihm die Nasenlöcher aufriß und die Stirne brandmarkte. Auf solche Weise möge also auch der Teufels- oder Hexenschlaf zu erklären sein, meint er, der die weisen Richter jener Zeit so oft in Verlegenheit setzte. Allerdings hat die Natur wohl dafür gesorgt, daß in vielen Fällen die Empfindung des Schmerzes mit heftiger Ohnmacht zusammengränzt. Kaum schneidet oft der Wundarzt in das schadhafte Glied ein, und sie ist da, ist in dem Maße da, daß er inne halten, den Leidenden erst durch starke Gerüche wieder zum Gefühle der Leiden er-

wecken muß, damit er nicht aus dem Zustande des Scheintodes zum ewigen Tode übergehe. Allein die Sache kommt nur viel zu oft vor, und eine solche Gefühllosigkeit ist dagegen viel zu selten, um die mancherlei, gegen den Hexenschlaf getroffenen Vorkehrungen erklärlich zu machen. Nikolaus Eymerich, Großinquisitor von Aragonien, jammerte über die gänzliche Gefühllosigkeit mancher Angeklagten; sein Nachfolger, Fr. Pegna, der die Anweisung für Inquisitoren 1578 erläuterte, wiederholt die Klage und stützt sich auch auf das Zeugniß vieler — hochwürdigen Amtsbrüder, namentlich auf den Inquisitor Hippolyt aus Marseille, der 1524 eine practica criminalis geschrieben, und sich über die Mittel verbreitet hatte, wodurch solche Angeklagte mitten unter den Qualen eines festen Schlafes genossen. Seiner Angabe nach liegen sie in einer Betäubung, welche Folge eines schlaferregenden Mittels ist. Noch bestimmter deutet der uns schon bekannte J. Wier darauf hin. Er sah eine Frau, die gar keine Schmerzen fühlte, aber ihr Gesicht war schwarz, die Augen traten aus den Höhlen; sie schien erdrosselt zu sein, und starb auf der Folter vom Schlage getroffen. Hier scheint Alles auf narkotische Mittel hinzuweisen. *)

Ein Zeitgenosse von Pegna und Wier, Stephan Saboureau, welcher in einem französischen Gerichtshofe zu Dijon als königl. Fiscal eine ansehnliche Rolle

*) J. Wier. de praest. IV. 10.

spielte, sah ebenfalls so viele solcher Unglücklichen ihrer Schmerzen und Qualen gleichsam spotten, daß es, wie er sich ausdrückt, fast ganz unnöthig scheint, mit der Folter gegen sie einzuschreiten, denn jeder Henkersknecht kenne das Mittel, womit man sich betäube, und verfehle nicht, solches dem Gefangenen mitzutheilen. Es bestehe in nichts, als in Seife, welche man in Wasser auflöse und trinken lasse.

Nun die Seife thut's freilich nicht, und der königliche Anwalt hat hier nur zur Hälfte die Sache ergründet; nur das Vehikel durchschaut, wie man in der Apotheke zu sagen pflegt. Dieß kann uns aber sehr gleichgiltig sein; sein Zeugniß bestätigt doch, daß man damals Mittel kannte, welche den Nerven ihre Reizbarkeit benehmen und daß die Kenntniß davon ziemlich allgemein war, so, daß es in vielen Fällen vom Henkersknechte selbst abhing, ob sein Opfer leiden sollte oder nicht, je nachdem ihm dadurch Vortheile erwuchsen oder außenblieben. Die Unschuldigsten und Unwissendsten konnten auf solche Art am schrecklichsten leiden und den Tod am sichersten erwarten. Uns selbst ist die große Zahl solcher betäubenden Mittel hinreichend bekannt. Opium, Bilsenkraut, Belladonna, Akonit, Stechapfel, Nachtschatten, reichen sich die Hand, den Schmerz zu verscheuchen und wurden sonst sehr häufig von den Wundärzten angewendet, einen sogenannten Schlaftrunk zu geben, um, während er wirkte, irgend eine schmerzliche Operation zu verrichten. In neuerer Zeit hat man gänzlich darauf verzichtet, theils weil man nicht die Gabe berechnen kann,

welche nöthig ist, die beabsichtigte Wirkung zu erzielen, theils weil die darauf folgende Betäubung und Abspannung des Nervensystems oft die Heilung der Wunde, das Leben selbst sehr zweifelhaft macht, theils, weil viele Operationen jetzt in unsern Tagen viel schneller und einfacher, und folglich chmerzloser vollzogen werden, als ehemals. Man denke nur an den Steinschnitt, wie zahllos die Menge der Instrumente, wie erkünstelt die Methode war. Solche Furcht konnte natürlich weder den Alten vom Berge abhalten, seine Seïden mit dergleichen zu schützen, noch die Unglücklichen, welche sich auf der Folter der angeschuldigten Zauberei erwehren wollten, noch kann sie die Braminen bestimmen, diese Mittel den Witwen vorzuenthalten, welche sich verbrennen sollen. Da sie zugleich sehr häufig zu finden sind, so ergab sich ihr Gebrauch fast von selbst, und so mögen sie auch von uralter Zeit her benutzt worden sein, auf damit nicht bekannte Individuen einzuwirken. Indien läßt auch hier wieder die ersten Spuren finden. Die Büßenden dort, die sich selbst peinigenden Fanatiker, welche übermenschliche Qualen mit stumpfem Gleichmuth dulden, bis ihnen der Tod ein Ende macht, haben nicht nur das Erstaunen der lebenden Europäer erregt, welche dahin kamen. Schon die Alten erzählten davon, und wahrscheinlich ist der Genuß solcher betäubenden Mittel der Schlüssel zu solchem räthselhaften Treiben. Diodor erzählt*) auch von den Aethiopiern, daß ihnen die außerordentlichsten Qualen ganz gleichgiltig seien. Ein Reisender, Simmias, dient

---

*) III, 8.

ihm als Zeuge für diese Angabe. Vielleicht fand aber ein Verhältniß Statt, wie bei den Hinduhs, die sich ihren Götzen zu Ehren quälten und quälen lassen. Was Einzelne thaten, ward der ganzen Nation zugeschrieben. Betäubende Mittel würden dann wohl hier, wie dort, eine und dieselbe Wirkung gehabt haben.

XXV.

Das Wunderbare erscheint um so größer, je weiter der Raum zwischen Ursache und Wirkung ist. Arzneimittel, Getränke, können nicht gereicht werden, ohne daß der Mensch, welcher sie nehmen soll, Etwas davon weiß; dagegen wird man von Räucherungen betäubt werden können, welche den Altar in eine Wolke hüllen, ohne daß man an ihre Einwirkung denkt, und in welchem Maße sie wirkten, haben wir schon oben (XVII) gesehen, in wiefern sie angewendet wurden, einen bestimmten Zweck zu erreichen. Wir sahen, wie uralt ihr Gebrauch im Tempeldienst und sonst war. In den Hymnen, welche dem Orpheus zugeschrieben werden, in jedem Falle aber ein hohes Alter haben, und folglich alte Sitte und Kultur schildern, wird ein Räuchermittel empfohlen, um zu dieser Gottheit zu beten, und ein anderes, um zu jener zu flehen. Die alten Skythen berauschten sich, nach Herodot, indem sie den Dunst von Hanfkörnern genoßen, welche auf glühende Steine geworfen wurden, und in neuerer Zeit entdeckte man, daß der Same vom Bilsenkraut durch seinen Dunst allein, besonders in warmer Jahreszeit, wenn

man ihn einathmet, zu Zank und Streit aufrege. Ein friedliches Ehepaar gerieth stets in Zwist, wenn es in einem gewissen Zimmer sich aufhielt, das ganz behext zu sein schien, aber ein ganzes Pakt Samen von Bilsenkraut enthielt, welches in der Nähe des Ofens lag. Mit Beseitigung dieses Stoffes schwand auch der Streit.*) Wie viel Hilfsmittel so dem Truge und der List geboten waren, ist klar. Allein, noch mächtiger, als alle Räucherungen, sind andere, ebenfalls nur äußerlich angewendete Stoffe. Der Belladonnasaft, auf eine Wunde gestrichen, hat Irresein und wunderliche Erscheinungen zur Folge. Ein Tropfen, in's Auge gebracht, erregt Doppelsehen. Wenn Jemand, ohne es zu wissen, solche Einwirkung erführe, müßte ihm, wie dem rasenden Pentheus des Virgils, die Sonne sich verdoppeln, und Theben sich zwiefach darstellen.**) Die neuere Zeit entdeckte auch auf's Neue, daß viele Stoffe, äußerlich in Salbenform eingerieben, gerade so wirken, als wären sie unmittelbar in den Magen gekommen. Die Alten hatten dieß längst gewußt, und Gebrauch davon gemacht. Ein ägyptischer Arzt heilte einmal den Wahnsinn, indem er in den Kopf eine Salbe einrieb, welche den Kranken in tiefen Schlaf versenkte. Was aber ein Arzt in Aegypten wußte, war noch vielmehr jedem Hierophanten bekannt, um davon beliebigen Gebrauch zu machen. Die Salbung machte im alten Tempeldienste einen Hauptbestandtheil aus. Wer in die

---

*) Noch zwei andere Beispiele der Art s. unter Art. Jusquiaume im Dict. de Médecine de l'Encyclopédie méthod.

**) Aeneide IV, 469.

Höhle des Trophonius steigen wollte,*) mußte sich erst über den ganzen Körper mit Oel einreiben lassen, in welchem sicher der Stoff enthalten war, der in Schlaf und Träume wiegen sollte. Als Apollonius sich in die Mysterien von Indiens Weisen einweihen ließ, wurde er mit einem so scharfen Oel eingerieben, daß er mit Feuer gesalbt zu werden glaubte.**) Die Priester Mexiko's, vielleicht Nachkömmlinge von solchen, die Asiens und Afrika's Kultur dahin verpflanzt hatten, salbten sich mit einer stinkenden Fettigkeit, wenn sie, wie sie angaben, mit der Gottheit verkehren wollten. Tabak und ein Samen, ololuchqui genannt, welcher dem Menschen das Bewußtsein raubte, machten die Hauptbestandtheile aus; hierzu kam noch, fast wie bei unserer Hexensalbe, die Asche von vermeintlich giftigen Insekten. Die Männer wurden auf solche Weise zu einer ganz eignen Unerschrockenheit und Wildheit gestimmt, und hatten häufig wunderbare Erscheinungen.***) Den Weg, welchen solche uralte Mittel nahmen, wissen wir längst, und wundern uns daher auch nicht, in den schrecklichen Hexenprozessen eine Salbe immer und immer wieder die Hauptrolle spielen zu sehen. Sie wirkte gerade, wie jene Mittel, durch welche der Schüler des Alten vom Berge sich in's Paradies versetzt zu sehen glaubte. Die Hexen gelangten dadurch zu ihrem Sabbath, zu ihrem Buhlen. Sie rieben

---

*) Paus. IX, 39.

**) Philostrat. vit. Apoll. III, 5.

***) Acosta, Hist. des Ind. orient. V, 26.

sich, wie tausend Geständnisse darthun, Hände und Fußsohlen am Abend ein, und wurden, wenn sie eingeschlafen waren, durch die Lüfte zum Satan hingeführt. Die meisten dieser Geständnisse sind durch die Folter abgepreßt worden, und beweisen also Nichts; allein, es gibt andere, freiwillig abgelegte, welche keinen Zweifel übrig lassen. So wurde vor einen Richter in Florenz, der seinem Jahrhundert weit vorauseilte, ein der Zauberei angeklagtes Weib gebracht, welche auch sogleich Alles eingestand, und äußerte, daß sie noch in der nächsten Nacht den Sabbath besuchen werde, wenn man ihr gestatte, heim zu gehen, und sich zu salben. Der Richter gab es zu. Sie bestrich sich mit einer übel riechenden Fettigkeit, und schlief ein, so wie sie sich niedergelegt hatte. Man band sie fest an's Bett, man stach sie, man schlug sie, man brannte sie, ohne daß ihr fester Schlaf im Mindesten unterbrochen wurde. Am folgenden Morgen endlich wachte sie auf, und erzählte, daß sie auf dem Sabbath gewesen sei, und was sie gesehen und gethan haben wollte, zeigte allerdings, daß sich die dunkle Erinnerung von den empfangenen Schlägen u. s. f. beimischte, womit der Prozeß vom Richter beendigt ward, welcher weiser als seine meisten andern Zeitgenossen dasteht. J. B. Porta und J. Frommann erzählen vollkommen gleiche Beispiele. Zwei vermeintliche Hexen hatten, ehe sie sich salben durften, gesagt, daß sie sich zu dem Sabbath fliegend hinbegeben würden; eben so wollten sie zurück kehren. Als sie wieder zu sich kamen, konnten sie es gar nicht glauben, daß sie ihren Kerker nicht verlassen hätten. Die Eine hatte in der That, während des festen Schlafes, mit den Armen

eine Bewegung gemacht, als wolle sie sich empor heben. Bekanntlich träumt man ja schon ohnedieß öfters, daß man durch das Reich der Lüfte fliegend hinweggeführt werde; um wie viel leichter wird es der Fall sein, falls man immer mit dieser Idee schwanger ging. Wenn solche Unglückliche aber so fest von einer Täuschung der Sinne überzeugt waren, wenn ihre Träume ihnen zur Wirklichkeit wurden, so darf man sich nicht wundern, daß öfters keine Folter vonnöthen war, ein Geständniß zu erlangen, durch welches der Richter in jener Zeit ganz und gar selbst irre geleitet werden mußte. Der Glaube an Hexerei und Teufelsbündniß war fest, und mehr, als der Richter ahnete, wurde ihm hier gestanden; leicht möglich, daß eine solche Bethörte nun auch späterhin die bitterste Reue zeigte, und sich, wie man sagte, bekehrte, Gott und der lieben Obrigkeit von Herzen dankte, daß sie ihre vermeinte Buhlerei auf dem Scheiterhaufen abbüßen durfte. Leute, die Etwas weiter sahen, zogen freilich daraus den Schluß, daß die ganze Sache in solchem Falle auf Selbsttäuschung beruhe, wie dieß schon J. Wier angab. Allein, es hielt nur schwer, die Entstehung dieses Wahnes aus dem vorhergegangenen Gebrauche der Salbe nachzuweisen, denn in der Regel erhielten die Unwissenden solche erst aus der dritten und vierten Hand, und wußten selbst nicht, woraus sie gefertigt war. Die Nebensache galt ihnen häufig als Hauptsache. Man sehe nur die Ingredienzien, aus welchen Macbeth's Hexen die Höllensalbe bereiten. So furchtbar, grausend und auffallend sie alle scheinen, so wenig können sie eine Fliege zum Fliegen bringen, und etwas Anderes, als Ekel erregen.

Erst später gelang es einigen genauen Beobachtern, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Porta und Cardanus fanden das Solanum somniferum in der einen, das Bilsenkraut und Opium in der andern Zusammensetzung. Der berühmte Gassendi im 17. Jahrhundert, ging noch einen Schritt weiter. Er fertigte selbst so eine Salbe, und beredete einige Bauern, daß, wenn sie sich damit einreiben ließen, sie auf den Hexensabbath kommen sollten. Sie wachten nach langem, festem Schlafe wieder auf, und erzählten Wunderdinge von Allem, was sie gesehen, gehört, und genossen haben wollten, denn üppige Vorstellungen drängten sich im Schlafe, nach dem Gebrauche solcher Stoffe vorzüglich herbei, und reizten eine kranke, verdorbene Phantasie wohl häufig zum ersten, wie zum fortgesetzten Gebrauche derselben. Verschmähte oder verrathene Liebe gab den ersten Anlaß. Die Leidenschaft ließ Alles vergessen, was sich etwa im Innern regte, und machte ein Mädchen, ein Weib ein Mal Gebrauch davon, was war natürlicher, als daß sie von dem Geliebten, von dem Manne umarmt zu sein glaubte, weil sie von ihm umarmt zu werden geträumt hatte. Die, welche solche Salben fertigten, mögen das Geheimniß sehr sorgfältig bewahrt haben, und eben darum gelang es bei dem besten Willen der Wissenschaft so spät, das Räthsel zu lösen. Andreas Laguna, der Leibarzt des Papstes Julius III., bekam die Salbe in die Hände, welche man bei einem Zauberer gefunden hatte, und benutzte sie bei einer Frau, die an Schlafsucht und Raserei litt. Sie schlief sechs und dreißig Stunden, und nach dem Erwachen klagte sie, daß man sie aus den

Armen eines reizenden, kräftigen jungen Mannes gerissen habe. Zunächst mögen solche Salben die Stelle der zur Liebe reizenden Tränke der Alten vertreten haben. Was die Richter, Aerzte und Gottesgelehrten jener Zeit besonders noch hätte darauf hinführen können, in allen solchen sinnlichen Sabbathsfreuden Nichts, als die Bilder üppiger Träume zu sehen, war die Erfahrung, daß aus den vermeinten Umarmungen mit dem Teufel doch immer keine Kinder erzeugt wurden. Die Welt hätte ja bei den vielen Hexen, welche es gab, mit kleinen Teufelchen bevölkert werden müssen. Allein, so wenig fand doch der Glaube an einen befruchtenden Umgang Statt, daß man im Allgemeinen annahm, der Teufel schleppe seine Brut gleich wieder weg, oder lasse sie von der Hexe zu Pülverchen verbrauchen, Menschen und Thiere damit zu vergiften. Nur selten sah man in einem rhachitischen Kinde einen Teufelsbalg, wie es Luther einmal ging.*) Aber freilich, die Unglücklichen hatten nur im Traume genossen, und es darf daher nicht wundern, daß sie auch so offen, wie manches Andere gestanden, wie bei dem Gastmahle, dem sie beiwohnten, weder ihr Hunger, noch ihr Durst gestillt worden sei. So lange das Heidenthum dauerte, hatte es Feste gegeben, wo Genuß aller Art die Hauptrolle spielte. Sie gingen auch noch fort, als das Christenthum sich gewaltsam eingedrängt hatte, aber nur im Stillen, begünstigt von Nacht und Einöde. Späterhin hörten sie ohne Zweifel auf, denn ein Mal hätte

---

*) S. im I. Th. Abschn. XII.

man doch sicher z. B. den Hexensabbath auf dem Brocken überfallen. Aber nicht ein Beispiel von solchen Zusammenkünften kommt vor, weil keine mehr existirten. Die Furcht vor dem Teufel und seinen Genossen hat sicher nicht die frommen Spürhunde der Kirche, die heilige Hermandad in Spanien z. B., die Schöppen des Vehmgerichts ꝛc. abhalten können, ihnen nachzuforschen. Ein Kreuz geschlagen, schützte ja gegen den Teufel und die ganze Hölle; ein wenig Weihwasser that noch mehr. Allein jene Bacchanalien, jene Mysterien der Alten waren zu Sagen geworden, welche von Munde zu Munde gingen, und sich mit Versprechungen endigten, die den in's dunkle Geheimniß Eingeweihten entschädigen sollten. Die durch jene Salbe erregte Phantasie trat an die Stelle der Wirklichkeit, so, daß Schein und Sein sich oft bei den Bethörten bis zur Unkenntlichkeit mit einander vermischten. Daher die oft von Rachsucht, von Schadenfreude, von dem alten: Solamen miseris, socios habuisse malorum, von der Folter erpreßte Aussage: mit Diesem oder mit Jener auf dem Hexensabbath zusammen gewesen zu sein, welche aber nicht selten ein Kind des gehabten lebhaften Traumes, und auf solche Art feste Ueberzeugung sein konnte. Sie schworen dann einen Eid bei Allem, was heilig sein kann; es war ein falscher Eid, und doch kein Meineid. In Ingolstadt kam der Fall vor, daß einige Hexen bekannten, mehrere Menschen durch ihre Gaukelei um's Leben gebracht zu haben, welche aber in der That noch lebten, der Verurtheilung ihrer Mörderinnen beiwohnten, und ihre Aussage durch den Augenschein widerlegten. Die Unglücklichen wurden dennoch verbrannt, so offenbar

ihr Wahn am Tage lag.*) Die Verblendung derselben war groß, die ihrer Richter aber noch viel größer!

Es kettet sich hieran wohl am natürlichsten die Frage: woher die Grausamkeit, mit welcher man gegen Hexerei und Zauberei Jahrhunderte lang verfuhr? Angenommen auch, daß die von uns angeführten Bibelstellen, wenn sie nun einmal als eine göttliche Wahrheit und Anordnung gelten sollten, unbedingte Anwendung finden mußten, warum verfuhr man denn so barbarisch mit den Angeklagten während der Untersuchung, und bei der Hinrichtung? Zum Theil lag es im Geiste der Zeit. Je mehr man marterte, desto mehr hoffte man ein Beispiel zu geben, das abschrecken sollte. Nicht der Tod versöhnte die Menschen mit dem Verbrecher. Er mußte Glied vor Glied sterben; der Scharfsinn übte sich, ihn die Qualen des Todes möglichst lange fühlen zu lassen. Ein ärgeres Verbrechen, als mit der Hölle einen Bund zu schließen, der armen Menschheit zu schaden, konnte nicht gedacht, und folglich auch keins härter bestraft werden, als dieses. Der Feuertod war mithin fast noch als eine Gnade anzusehen. Man hätte die Unglücklichen ja rädern können, daß sie Tage lang mit zerschmetterten Knochen auf dem Rade gestöhnt hätten. Die Anwendung der Folter, wenn sie nicht gestanden, war nicht minder im Geiste der Zeit. Dann aber dürfen wir auch nicht vergessen, daß manches Individuum zwar ungerechter Weise wegen der Zauberei verurtheilt wurde, aber jedoch übrigens dem Gesetze gar wohl verfallen war. Häufig wa-

---

*) Frommann, de Fascinatione S. 850.

ren die vermeinten Hexen und Zauberer Giftmischer. So wurden am 25. Oktober 1582 zwei Todtengräber und ihre Weiber auf eine schreckliche Weise, in der Nähe von Leipzig hingerichtet, weil die erstern durch „ein Pulver von Kröten, Schlangen und Molchen viel Menschen vergeben" hatten. Den Frauen derselben konnte nur Schuld gegeben werden, daß sie „schreckliche Wetter machten, und mit dem Teufel buhlten." Es konnten zwar weder die Schlangen, noch Kröten, noch Molche solche Wirkung haben, aber sie dienten dann nur dazu, ein wirkliches Gift zu verhüllen. Allen ähnlichen solchen Angaben, die in Menge vorkommen, kann man zwar nicht glauben, und die angeführte, aus Vogel's Leipziger Annalen entnommene, kann am wenigsten Werth haben, weil dieselben ohne alle Kritik zusammengesetzte Notizen sind, obschon ihr Sammler im 18. Jahrhundert lebte. Allein, es ist nicht abzuläugnen, daß vermeinte Hexerei und Bosheit häufig Hand in Hand gingen, und die Furcht vor Vergiftung dadurch so allgemein wurde, wie vor der Hexerei selbst. Der Gewinnsucht wegen gab sich manches Weib für eine Hexe aus, und ward dann das Opfer der kleinern oder größern Betriegereien und Prellereien, welche sie geübt hatte. Sie würde jetzt dem Polizeigerichte in die Hände fallen, wegen der That, damals kam sie auf den Scheiterhaufen, wegen der vorausgesetzten Mittel, welche aber auch noch jetzt öfters harte Ahndung nach sich ziehen müßten. Die Leichtigkeit, mit der in jenen Zeiten giftige Substanzen zu erhalten waren, da Niemand den Verkauf erschwerte, mag wohl bisweilen das den Hexen zur Last gelegte Viehsterben, Erkranken des Viehes rc.

veranlaßt haben. So wurden 1689 einige Schäfer in der Gegend von Brie in Frankreich angeklagt, die Schafe und Kühe in der Umgegend mit Pulvern getödtet zu haben, welche mit Weihwasser besprengt, und durch Beschwörungsformeln geweiht worden sein sollten. Beides war die Nebensache; sie enthielten Arsenik, und von dieser Ansicht ausgehend, hatte Ludwig XIV. auch schon 1682 befohlen, daß alle Zauberer und Hexen nicht als solche, sondern als Betrieger, Verächter des Heiligthums, als Giftmischer, vor Gericht gezogen werden sollten. Von demselben Augenblicke an nahm das Verbrechen der Zauberei dort zusehends ab, denn allerdings machte sich der Betrug, die Vergiftung, nur als Ausnahme geltend, und konnte im Falle der Anklage nur durch Sektion oder auf ähnliche physische Weise erwiesen werden, während die Hexerei nur im Reiche des Wahnes und Aberglaubens beruhte.

XXVI.

Man sieht im Verlaufe unserer Darstellung nur zu oft, wie sehr die Einbildungskraft in's Spiel gebracht wurde. Es ist dieselbe an sich schon mächtig genug, was Jeder ein Mal oder mehrmals im Schlafen, ja selbst im Wachen, an sich selbst beobachtet haben wird; aber wohin führt sie, wenn der Mensch ihr den Zügel frei schießen läßt, wenn selbst Alles aufgeboten wird, sie zu steigern? Das ganze Reich der Geistererscheinungen hat seine Gränzen in diesem Gebiete des menschlichen Geistes, und es steigt bis in die ältesten Zeiten hinauf. Man beschwor die Todten aus ihren Gräbern im Tempel des Orpheus, und bereits in der Höhle der Hexe von Endor. Hier spielte der Betrug mit der Einbildungskraft, aber von Haus aus war sie erst die Mutter des Betrugs. Der geliebte Gatte war dem zurückgelassenen Weibe erschienen, oder der Gatte hatte die verlorne Geliebte zu sehen geglaubt. Ein vermeintes Wunder gab zu hundert und tausend andern Anlaß, indem die Einbildungskraft darauf vorbereitet wurde, dergleichen zu sehen, und sie darum sah. Auch der festeste, muthigste Mann ist nicht immer vollkom-

men Herr der Einbildungskraft, wenn sie durch Erzählung von früher Jugend an eine falsche Richtnug bekam. Wie Viele, die unerschrocken dem Kugelregen entgegengehen, würden wohl unerschrocken, ohne Herzklopfen, die Nacht allein in einer alten gothischen Kirche, auf einem Kirchhofe, zubringen? Nicht mit der Wirklichkeit kämpfend, quält die Erinnerung an Gestalten, welche man nie sah, welche die Einbildung der Jugend schuf, welche wieder Leben in der Einsamkeit und Finsterniß gewinnen. Auf wie viele Abwege geräth diese Seelenrichtung! Wie Vielem wird dadurch Gestalt und Form, was Andern, deren Geist keine solche Richtung nahm, unmöglich scheint. So behauptete die Schwärmerin Guyon mit der Gnade Gottes so überschwenglich angefüllt zu sein daß sie sich nothwendig aufschnüren, daß sie sich, ihrer zu entledigen, auf's Bett legen, und sie an eine andere Person abgeben müsse. So lächerlich und selbst verdächtig die Sache klingt, so scheint doch in der That hierbei nichts Böses obgewaltet zu haben. Die Frau träumte nun ein Mal sehenden, offenen Auges von göttlicher Gnade; und es fehlte nicht an Männern, die es fühlten, wie sie in ihren Körper überströme, wenn sie bei der Frau von Guyon saßen. Wenn man hört, daß die Pythia im Alterthume auch wider Willen habe weissagen und das Wort des Apollo verkünden müssen, so darf man nur an die Frau von Guyon denken. Das Eine ist so viel werth, als das Andere, und — ein Kind der Einbildungskraft.

Ziemlich vor hundert Jahren gab es in Paris Narren genug, die, wie die Narren jetzt, eine Menge Wun-

der sahen. Es that sie ein verstorbener Geistlicher Paris, und so waren es also doppelte Pariser Wunder. Paris sah sie, und Paris that sie. Bei Lebzeiten hatte das vornehmste Verdienst des Letztern darin bestanden, entschiedener Feind der Jesuiten gewesen zu sein, wodurch er sich einen großen Anhang verschafft hatte. Mit Wundern wollte ihn dieser auch nach dem Tode in Ansehn erhalten. Ein Paar Freunde ließen ihn also im Grabe Wunder thun, überzeugt, daß, wenn erst ein Paar Narren daran glaubten, schon viele Narren nachfolgen würden. Ein Parlementsrath sammelte ein ganzes Buch voll solcher Wundergeschichten, und drei und zwanzig Geistliche fügten verschiedenen ihr amtliches Zeugniß bei, während die gerichtliche Untersuchung andere bestätigte. Man sieht, wie wenig in Dingen der Erfahrung auf alle Zeugnisse geachtet werden kann. Im Reiche des Aberglaubens gibt es nichts so Tolles, das nicht durch hunderte von Eiden und thurmhohe Aktenstöße bewiesen worden wäre, aber dessen ungeachtet eine Lüge ist. Man nehme Hexen, Gespenster, Teufel, Teufelsbeschwörung, Teufelsbündniß, Heiligenphantome, Heiligenwunder, Wunder überhaupt und Prophezeihungen. Es gibt Narren genug, gelehrte und ungelehrte, graduirte und nicht graduirte, welche noch jetzt daran glauben, weil in ihrem Kopfe die Laterne verlöscht ist, oder welche sich stellen, daß sie daran glauben, weil sie Heuchler sind. Genug, auch die Pariser Wunder hatten alle Auctorität für sich. Wer krank war, setzte sich auf das Grab des heiligen Mannes und bekam furchtbare — Krämpfe, wurde aber dadurch seines Leidens quit und ledig; die Lahmen

lernten gehen, die Blinden sehen, die Tauben hören, wie in Torgau vor ein Paar Jahren bei einem Holzbauer. Das größte wahre Wunder hierbei blieb, daß die Posse fünf Jahre lang dauerte. Die Theologen, welche überhaupt gern meistens ein Bißchen ausführlich schreiben, traten mit 12—14 Quartbänden dafür und dagegen auf. Der Eine sah die Hand des Teufels in den Wundern und der Andere den Finger Gottes. Im Julius 1731 war der Lärm so groß, daß die Polizei verbieten mußte, zum heiligen Herrn Paris zu beten, denn er sei noch nicht heilig gesprochen, und weil alle Verbote nichts gegen die Leute halfen, die auf seinem Grabe gesund werden wollten, mußte der Kirchhof, wo er lag, fest verschlossen bleiben. Kaum war dieß bekannt geworden, als an der Thür des Gottesackers zu lesen stand:

Der König verbietet dem lieben Gott,
Den Kranken zu helfen aus ihrer Noth.

Endlich hatte die Narrheit auch ihr Ende, wie jede, um einer andern Platz zu machen, oder auch in einer neuen Gestalt wiederzukehren. Wir sehen es ja in unsern Tagen, wie viele Narrheiten haben wir nicht! Aristokratische, mystische, medicinische und philosophische!

Leicht geht solche Einbildung in einen noch höhern Grad über, wo man Wunder zu sehen oder thun zu können glaubt. Der Mensch wird ent- und verzückt; er glaubt im Himmel und mitten im Chor der Seligen zu sein; er genießt unaussprechliche Wonne, wenn seine Einbildungskraft diese Richtung nahm; nimmt sie eine entgegengesetzte, so wird er der wüthendste, furchtbarste Feind. Im beschränktern Kreise thut sich uns die Wir-

kung der Einbildungskraft fast täglich im Spiele der Bühne kund. Das reizbare, für Schmerz und Wonne empfängliche Gemüth so mancher Schauspieler und besonders so mancher Schauspielerinnen erkünstelt nicht die Freude des Wiedersehens, das Entzücken der Liebe; sie fühlen sie selbst und ihr Ausdruck davon ist um so stärker, um so lebhafter; aber sie weinen auch mit den Betrübten, ihr Schmerz vergießt Thränen, und macht die Augen des ganzen Hauses feucht, das Zeuge davon ist, Eben so flammt oft der Zorn, die Rache, in lebendigern Zügen auf, als man bei einer nur angeeigneten Rolle ahnen sollte. Es gibt dramatische Künstler, die von solchem Ergriffensein nichts fühlen; die nur der Kunst ihre Darstellung verdanken; die, indem sie auf die Bühne heraustreten, sind, was sie sein sollen, und hinter dem Vorhange, der Coulisse ganz gelassen das abgebrochene Gespräch mit einem Freunde fortsetzen. Aber nur wenige dergleichen von großen Namen finden sich; die meisten guten Künstler sind, so lange sie spielen, gleichsam Doppelmenschen. So wie der Rock angethan, der Vorhang aufgezogen ist, das Spiel beginnt, haben sie nur das halbe Selbstbewußtsein. Die andere Hälfte, ja noch mehr, ist der Rolle zugetheilt. Sie sind, halb mindestens, zu dem geworden, was sie vorstellen. Erst in spätern Jahren, wo sich die Poesie, die Einbildungskraft in der kalten Reflexion verliert, gewinnt die reine Kunst das Uebergewicht, wird aber dann oft nur zu einer Manier und läßt kalt. Eben aus diesem Grunde ist die erste Vorstellung eines Stückes meist auch besser, wie jede nachfolgende. Abgerundeter und vollendeter mag

jede spätere ein, wenn es auf Einzelnes ankommt, aber der lebendige Erguß, das Herausströmen der Gefühle, kühlt sich mit jedem Male beim Schauspieler ab, und nur mechanisch drückt sich Alles in Ton, Sprache und Geberde aus. Selbst die größten Künstler verschmähten es daher nicht immer, solche phantastische Stimmung, wie wir sie nennen könnten, gleichsam von außen an anzuregen. Le Kain wandelte so gern erst still und verschlossen in der Kleidung des Helden und in dem entsprechend decorirten Saale herum, wo er ein Paar Stunden nachher auftreten sollte; und wären diese äußern Reizmittel überhaupt nicht: wahrlich unsere Stücke würden sich dann manchmal wunderlich genug ausnehmen, ohne daß gerade Mimik und Declamation als falsch bezeichnet werden könnte. So gewiß die äußere Ausstattung den Zuschauer gehörig stimmt, so sehr erregt sie auch die Einbildungskraft des Schauspielers, daß er während der Stunde, wo er sich abmüht, fast ein Anderer zu sein glaubt, und gewisser Maßen das ist, was er nur vorstellt. Eben daher die große geistige und körperliche Abspannung nach einer bedeutenden Rolle, der frühe Tod so mancher bewunderten Mimen! In einzelnen Fällen tritt das Spiel dadurch öfters aus seinen Schranken, und manches Individuum kann nicht genug auf sich achten, innerhalb dieser zu bleiben. Einer Pariser Schauspielerin von sehr beweglicher und lebhafter Reizbarkeit würde man um keinen Preis die Rolle einer Heldin haben übertragen können. Ein Kriegslied, der Schall der Trommel, das blinkende Schwert, hätten sie leicht vergessen lassen, daß hier nur ein Spiel sei, denn sie, so heiter und lieblich und

fromm, wie ein Lamm, verwandelte sich dann leicht zu einer Göttin der Schlachten. Sie wäre unter andern Umständen eine Jungfrau von Orleans geworden, die, das reine Bild der edelsten Weiblichkeit, wie eine Löwin in der Schlacht würgte und keinen Feind des Landes verschonte. Die Berserkerwuth der skandinavischen Helden war etwas Aehnliches. Sie schäumten, sie waren wie von blinder Mordlust ergriffen und rannten mit dem Schwerte gegen Bäume, Thiere, Felsen, Freunde und Feinde. Sie stürzten sich in die Gluthen u. s. f., bis sie endlich nieder sanken und erschöpft da lagen. Möglich, daß berauschende Getränke die angeborene Wildheit rege machten, aber übermäßige, falsch geleitete Einbildungskraft diese Richtung nahm. Es kannten diese Helden des Nordens keine größere Wonne, als die, des Feindes Blut sprützen zu sehen, mit den vorangegangenen Helden in Odin's Hallen zu zechen. Der Tod schreckte sie nicht; denn sie hatten nur einen Gedanken:

Glücklich sind, die in ihrer Jugend
Sterben, ehe noch ihr Ruhm verhallt. —
Der Gesang
Ehrt ihr Gedächtniß; ihnen fällt
Die frühe Thräne der Jungfrau!

Wenn die Einbildungskraft den Menschen zum Helden wandeln kann, raubt sie ihm aber auch oft unter andern Umständen jeden Funken von Muth, oder alle Besonnenheit; er verwechselt Schein und Sein. Wo die Furcht einmal vorherrschend ist, steigt sie dann eben so bis zu einer fast unglaublichen Höhe. Die Samojeden, ein schwächliches Völkchen, zeichnen sich in der

Art besonders aus. Wenn man sie unvermuthet anrührt, wenn sie von Etwas überrascht werden, verlieren sie alle Besonnenheit; sie greifen nach dem Messer, nach einer Keule, einem Steine und dergleichen, um sich auf den zu werfen, der sie so in Schrecken setzte und können sie ihm nichts anhaben, so rollen sie sich heulend, schreiend, wie wahnsinnig auf der Erde herum. Ein Samojede hatte, wie Pallas erzählt*), aus Vorwitz oder Gedankenlosigkeit einen schwarzen Handschuh angezogen und — hielt seine Hand gleich darauf — für eine Bärentatze. Er wagte nicht, den Handschuh selbst wieder auszuziehen; er wollte nicht zugeben, daß man ihm denselben abzog, er sprang im Gegentheil wie besessen umher und wüthete, bis man ihm gewaltsam den Handschuh abgezogen hatte. Wie oft wird nicht im Schauspiele der Zuschauer, zumal der minder gebildete, und daher dem sinnlichen Eindrucke zugänglichere, so hingerissen, daß er das Spiel mit der Wirklichkeit im höchsten Grade verwechselt! Als die berühmte Marie Dus-Menil in der Cleopatra ausrief:

„Je maudira is les Dieux, s'ils me rendaient le jour!"

sprang ein Soldat aus der Coulisse vor und schlug sie in den Nacken, daß sie niederstürzte, weil ihr Spiel ihn so schrecklich empört hatte. Als einst in Salzburg 1781 Agnes Bernauerin gespielt wurde, und die Scene des Ertränkens vorkam, rief mehr als ein, von den Leiden der Agnes, der Bosheit des Vizedoms hingeris-

*) Reise in Rußland, 1778.

sener Zuschauer laut von der Gallerie herunter: „So werft doch den verfluchten Vizedom in die Donau hinab!" 1824 wurde auf solche Art im Theater Coburg zu London die Vorstellung gestört. Es sollte ein Kind geopfert werden und ein gewisser Georg Kent stieg, es zu retten, aus dem Parterre mit entblößtem Messer auf's Theater hinauf, daß es alle Mühe kostete, ihn fort und hinaus zu schaffen, ehe er ein Unglück anrichtete. Man mußte, ehe er sich fügte, versprechen, dem Kinde nichts zu Leide zu thun. Der Mann war noch nie im Theater gewesen und bereuete am nächsten Morgen herzlich seine Aufregung.

Wenn es wahr ist, daß Vögel und andere kleine Thiere von den Klapperschlangen rc. gleichsam bezaubert, gleichsam gezwungen werden, sich unbeweglich von ihnen als gute Beute fangen zu lassen, so geschieht es sicher entweder durch einen betäubenden, dem Rachen der Schlange entströmenden Dunst, oder durch die Furcht, welche der stark auf sie einwirkende drohende Blick des Feindes rege macht. Es wäre in letzterm Falle, wie wenn der Mensch von Bedeutung, im Gefühle von geistiger oder anderer Ueberlegenheit einen Geringern, der unter ihm steht, fixirt. Das Auge mancher Menschen ist dadurch besonders ausgezeichnet. Friedrich's II. und Napoleon's Blicke sind bekannt. Je mehr aber die Einbildungskraft dabei in's Spiel kommt, desto mehr wird von dem Einflusse gehalten werden, den der Blick von Diesem oder Jenem üben soll; und so finden wir die Fabel vom Mal occhio schon in den ältesten Zeiten, wie sie noch heute in einem großen Theile Italiens und dem ganzen Morgenlande

herrscht. Allerdings macht selbst auf unvernünftige Thiere der festgehaltene, drohende Blick eines feurigen Auges einen merkwürdigen Eindruck. Das wilde Pferd wird dann zahm, der bellende Hund geht dann endlich knurrend in seine Hütte, die Hyäne sogar sieht scheu nach dem Boden hin. Die Einbildungskraft, die Furcht des Thieres selbst scheint dadurch erregt zu werden. *)

Die merkwürdigste Art der Furcht durch die erregte Einbildungskraft ist wohl bei denen wahrzunehmen gewesen, welche aus Furcht zu sterben in der That starben. Unter dem Namen Ahnung bildeten sie sich Tag und Jahr ihres Todes ein, und die immerwährende Angst wirkte so zerstörend auf ihre Organe, daß die Ahnung wirklich eintraf. Ein zufälliger Umstand gab vielleicht die erste Veranlassung dazu. Allerdings muß wohl immer schon große Reizbarkeit vorausgehen, ehe sich nur eine sogenannte Ahnung einfindet und ausbildet. Sie ist in den meisten Fällen nur Folge krankhafter Reizbarkeit, mit welcher das magnetische Hellsehen, wozu das ganze Gebiet der Ahnungen gehört, verknüpft ist und wo ein einfacher Traum, ein flüchtiger Gedanke, die bei dem Gesundern, Stärkern, spurlos in der nächsten Stunde vorübergehen, immer festere Wurzeln fassen. Das Reich der Divination, wie man die Ahnung nennt, wenn sie sich erkühnt, eigne und fremde Schicksale vorauszusehen, ist in der That noch eines der am wenigsten aufgeklärten

---

*) Ich selbst habe mehr als Einmal Versuche der Art in Menagerien, an Kettenhunden u. dgl. angestellt, und das Mitgetheilte ist Resultat davon.

Felder, und indem es durch die neuesten Beobachtungen und Erfahrungen über den thierischen Magnetismus neuen sichern, psychisch-physischen, festen Grund und Boden bekommen hat, kann man auch, denkt man an die Mystificationen, welche dadurch so häufig gespielt worden sind, denkt man an die Täuschungen, welchen selbst die besten Köpfe nicht entgingen, nicht vorsichtig genug sein, mitgetheilte Thatsachen für bewährte gelten zu lassen. Was die Seherin von Prevorst erblickt haben will, ist doch in der That zu kindisch und einfältig, um geglaubt zu werden. Was aber auch an ihren und Swedenborg's und Anderer Gesichten Wahres sein mag, so dient ihnen doch nichts Uebernatürliches, keine Einwirkung von unbekannten Mächten, keine Außenwelt zur Basis, sondern es schlummert in den noch lange nicht genug erforschten Tiefen des eignen Geistes und der Bande, welche denselben mit der irdischen Hülle vereinen. So lange wir nicht darthun können, wie sich das Psychische zum Physischen, das Ich zum Körper verhält, wie beide mit einander aufblühen, wirken und verfallen, so lange werden wir auch nie alle einzelnen Thatsachen, welche in das Gebiet der Ahnungen gehören, wegläugnen können, ohne daß wir aber deßhalb hoffen dürfen, sie vollkommen einzusehen. Vergessen aber dürfen wir nie, daß von Tausend kaum eine begründet ist; die allermeisten sind:

„Ein Mährchen, das ein Thor erzählt, voll Wortschwall,
Und bedeutet nichts!"

Andere Erscheinungen der Art gehören in das Reich der absichtlichen Täuschungen und Lügen, sich wichtig

zu machen, Aufsehen zu erregen. Eine der merkwürdigsten ist die von W. Scott verbürgte, weil sie zeigt, wie die Einbildung über das klare Bewußtsein siegen kann. Der Kranke soll erzählen. „Meine Erscheinungen — sagte er — begannen vor etwa zwei oder drei Jahren, wo ich mich von Zeit zu Zeit durch die Anwesenheit einer großen Katze belästigt fand, die kam und verschwand, ohne daß ich sagen kann, wie es zuging, bis die Wahrheit der Erscheinung sich mir endlich aufdrang, und ich genöthigt war, sie nicht als eine Katze unserer Hauswirthschaft zu betrachten, sondern als ein Phantom von Elementen, die keine andere Existenz hatten, als in meinen gestörten Sehorganen, oder in meiner irregeleiteten Vorstellungskraft. Ich hatte aber niemals jenen positiven Widerwillen gegen das Thier gehegt, wie ein bekannter tapferer Häuptling des Hochlandes, der sich in alle Farben seines eigenen Plaids verändert haben soll, sobald eine Katze sich zufällig mit ihm in einem Zimmer befand, selbst ohne daß er dieselbe sah. Dagegen bin ich vielmehr ein Freund der Katzen und ertrug mit so großem Gleichmuthe die Anwesenheit meines imaginären Gesellschafters, daß er mir fast gleichgiltig geworden war. Nach einigen Monaten wurde derselbe aber durch ein Gespenst von einer wichtigern Art ersetzt, oder, daß ich mich richtiger ausdrücke, von einem Gespenste, welches wenigstens ein imposanteres Aussehen hatte. Dieß war nichts Anderes, als die Erscheinung eines Kammerdieners, gekleidet, als ob er einen Lord-Lieutenant von Irland, einen Lord-Heigh, Commissioner of the King, oder irgend einen Andern begleiten wollte, welcher auf seiner Stirn den Rang und den

Stämpel delegirter Souveränetät trägt. Diese Person erschien in einer Hoftracht mit Haarbeutel und Degen, gestickter Weste und den Hut unter dem Arme. So schlich sie neben mir, wie der Geist Beau-Nash; und mochte ich nun in meinem eigenen Hause, oder in einem andern die Treppe steigen, so schritt sie mir voraus, gleichsam als wolle sie mich im Gesellschaftszimmer anmelden. Manchmal schien sie sich unter die Gesellschaft zu mischen, obgleich es ganz sichtlich war, daß Niemand ihre Anwesenheit bemerke, und daß ich allein die visionären Ehrenbezeigungen wahrnahm, welche dieses imaginäre Wesen mir zu erzeigen bemüht schien. Die Phantasiefratze machte auf mich keinen großen Eindruck, obschon ich über die Natur meiner Krankheit zu zweifeln begann und über die Wirkungen unruhig war, welche sie auf meine intellectuellen Fähigkeiten hervorbringen könne. Aber diese Modification meiner Krankheit hatte auch ihre bestimmte Dauer. Nach einigen Monaten blieb die Erscheinung des Kammerdieners aus, und es folgte ihr eine andere, aber so schrecklich zu erblicken, als niederschlagend für die Phantasie; denn sie bestand in nichts Anderem als in dem Bilde des Todes selbst, in der Erscheinung eines Skeletes. Allein, oder in Gesellschaft — fuhr der unglückliche Patient fort — verläßt mich diese letztere Erscheinung nie. Ich sage mir vergebens hundert Mal, daß die Erscheinung nichts Wirkliches, sondern bloß ein Bild sei, welches durch die krankhafte Spitzfindigkeit meiner eigenen, aufgeregten Phantasie und durch die gestörten Sehorgane erzeugt wird. Aber was helfen solche Reflexionen, wenn das Bild und zugleich auch die Vorbedeutung des Todes

vor meinen Augen steht, und wenn ich mich selbst, obschon nur in Einbildungskraft, als den Gefährten eines Phantomes betrachte, welches einen geistigen Bewohner des Grabes darstellt, selbst während ich noch auf der Erde athme? Wissenschaft, Philosophie, und selbst Religion haben kein Heilmittel für eine solche Krankheit, und ich fühle es zu bestimmt, daß ich das Opfer dieser traurigen Krankheit werden muß, obschon ich nicht im geringsten an die Wirklichkeit des Phantoms glaube, welches sie mir vorzaubert." — Der Arzt schöpfte mit Bekümmerniß aus diesen Einzelnheiten die Ueberzeugung, daß diese visionäre Erscheinung in der Phantasie seines Patienten sehr fest gewurzelt sei. Er bestürmte auf eine höchst scharfsinnige Weise den kranken Mann, welcher damals das Bette hüten mußte, mit Fragen hinsichtlich der mit der Erscheinung des Gespenstes verbundenen Umstände und glaubte ihn, als einen verständigen Mann, dadurch in solche Widersprüche und Unverträglichkeiten zu verwickeln, die seinen Verstand, der ungeschwächt zu sein schien, schon mächtig auffordern würden, um die Krankheit der Phantasie, die von tödtlichem Ausgange sein mußte, mit Erfolg zu bekämpfen. Ist denn dieses Skelet — fragte der Arzt — Ihnen immer vor Augen? — Leider ist es mein Loos, — antwortete der Patient — es immer zu erblikken. — Dann ist es auch, — fuhr der Arzt fort — jetzt Ihrer Phantasie gegenwärtig? — Allerdings, — erwiederte der Patient. — Und in welchem Theile des Zimmers erblicken Sie jetzt die Erscheinung? — Unmittelbar am Fuße meines Bettes, und wenn die Vorhänge ein wenig offen gelassen werden, so füllt das Skelet, wie

mir es vorkommt, diesen leeren Raum aus. — Sie sehen die Täuschung ein, — sagte der Arzt; — haben Sie auch Festigkeit genug, sich davon zu überzeugen? Haben Sie Muth genug, sich zu erheben, und selbst an die Stelle zu treten, welche dem Anscheine nach eingenommen ist, und sich auf diese Weise von der Täuschung zu überzeugen? — Der arme Mann seufzte und schüttelte verneinend den Kopf. — Wohlan, — sagte der Doctor — so wollen wir den Versuch auf eine andere Weise anstellen, — erhob sich nun von seinem Stuhle an der Seite des Bettes und stellte sich zwischen die zwei halb aufgezogenen Vorhänge am Fuße des Bettes, die ihm als der Ort bezeichnet waren, welchen die Erscheinung einnehme. Er fragte nun, ob das Gespenst noch sichtbar sei? — Nicht ganz, erwiederte der Patient — weil Ihre Person zwischen ihm und mir steht; aber ich sehe den Schädel des Gespenstes über Ihrer Schulter. — Der Arzt soll in diesem Augenblicke, als er eine Antwort erhielt, aus welcher mit solcher Umständlichkeit hervorging, daß das imaginäre Gespenst an seiner eigenen Person stehe, trotz aller Philosophie erschrocken sein. Er wendete nun andere Mittel der Erforschung und Heilung an, jedoch mit eben so wenig Erfolg. Der Patient versank in immer tiefere Niedergeschlagenheit und starb in demselben traurigen Seelenzustande, in welchem er die letztern Monate seines Lebens zugebracht hatte. Sein Fall ist ein trauriges Beispiel der Macht der Phantasie, den Körper zu tödten, selbst wenn ihre leeren Schrecknisse die Vernunft der unglücklichen Personen, welche von ihnen gequält werden, nicht überwältigen können. Depping erzählt in seinen

Erinnerungen*) von einem reichen, jungen Banquier dessen Sohn er erzog, daß derselbe sich nicht von der Ahnung habe losreißen können, er müsse auf seinem schönen Landgute sterben. Endlich fand er einen Käufer, der die Bedingung machte, es in acht Tagen beziehen zu können, und mit Vergnügen, in der Ueberzeugung, daß er nun doch hier nicht sterben könne, willigte der Banquier gern ein. Und siehe da, am siebenten Tage, wo vollends alles Mobiliar geräumt werden sollte, rührte ihn der Schlag. Nur todt verließ er den Sitz, den er verkaufte, um nicht darin zu sterben! Möglich, daß die bei Entfernung der Meubeln entstandene Lebhaftigkeit, Zugluft u. dergl. die Ahnung nur zufällig wahr machte, so kann es doch auch sein, daß sich in unserem Geiste dunkele Ideen und Combinationen derselben bilden, die sich nicht näher bestimmen lassen, aber den Glauben, daß es Ahnungen und prophetische Träume gebe, wenigstens bis zu einem gewissen Grade rechtfertigen. Bei diesem Banquier herrschte wohl das Vorgefühl des Sterbens aus dem Grunde vor, weil er eine gewisse Schwäche wahrnahm, die er sich selbst nicht gestehen wollte. Daß er sicher glaubte, auf dem Landhause zu sterben, dürfte sich leicht erklären, wenn man weiß, daß er es immer bewohnte, und nur verließ, sein Comptoir zu besuchen oder in's Theater zu gehen. Hierin täuschte er sich selbst. Mit dem Verkaufe des Gutes schien ihm die Gefahr be-

---

*) Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris, 1832, S. 145 ff.; ein sehr beachtenswerthes Buch.

seitigt, welche er nun durch größere Lebhaftigkeit vielleicht gerade beschleunigte. Am Tage vor der Schlacht bei Lonato hatte sich Junot, damals Adjutant Bonaparte's, viel mit einem Freunde, Muiron, beschäftigt, und in der Nacht träumte ihm, auf einem mit Todten und Sterbenden angefüllten Schlachtfelde zu sein. Ein großer, vermummter Ritter stand vor ihm und kämpfte mit ihm, eine Sense statt der Lanze führend. Einer seiner Hiebe traf ihn in den linken Schlaf. Endlich entfiel dem Ritter das Visir, und Junot sah ein Skelet vor sich. Da verschwand die Rüstung; der Tod mit seiner Hippe allein blieb und sprach: „Ich habe dich heut' nicht fassen können, aber ich werde einen deiner besten Freunde ergreifen. Hüte dich vor mir!“ Junot erwachte und troff von Schweiß. Er konnte nicht wieder einschlafen. Die blutige Schlacht begann. Er ward tödlich verwundet, im Genicke und am linken Schlafe, Muiron, sein Freund, hatte den Tod gefunden. Ein merkwürdiger Traum! Aber doch nur ein Traum, wie am Vorabende einer Schlacht Mancher haben mag, denn die Wenigsten gehen lachenden Muthes in den Kampf. Das eiserne Würfelspiel ist zu ernst, und folglich stellt sich ein Traum nur gar zu leicht ein, der ihnen den Tod in dieser oder jener Gestalt zeigt. Die Wunde am Schlafe allein entsprach dem Traume; der Tod des Freundes Muiron war Junot nicht in den Sinn gekommen. Er hatte nur an einen eben so theuren Kriegsgefährten, Marmont, gedacht. *)

---

*) Memoiren der Herzogin v. Abrantes, II., S. 126 bis 127. Leipzig, 1831.

Nicht minder gehört hierher die Furcht, daß der böse Wille und Vorsatz Anderer uns als solcher Schaden am Leibe und der Gesundheit thun könne. Wir wissen von diesem Aberglauben wenig zu erzählen, in sofern es auf einzelne Thatsachen hinausläuft, doch fehlt es nicht an Beispielen, wo man im Mittelalter gewaltige Furcht deßhalb hatte. Der Zauberer, die Hexe formte Bilder aus Wachs, und fügte ihnen diese oder jene Verletzung zu, und der Mensch, den das Bild vorstellte, siechte oder starb nun, als ob ihn selbst die Verletzung getroffen hätte. So entstand, um nur ein Beispiel namhaft zu machen, 1577 in England ein gewaltiger Lärm, wegen einiger solcher zauberischen Vorkehrungen, welche auf das Leben der Königin Elisabeth Einfluß haben sollten. Man hatte in Islington bei einem katholischen Priester drei Wachsbilder gefunden, welche die Königin und zwei ihrer Räthe vorstellten. *) Auf den Sandwichinseln gibt es noch jetzt einen Kreis von Männern, welche sich die Gabe anmaßen, durch ihre Gebete alle ihre Feinde verderben zu können. Beleidigt sie Jemand, so künden sie ihm an, daß ihre Verwünschungen beginnen sollen, und die Drohung verfehlt selten den Zweck, ihren Gegner in Verzweiflung zu setzen, wohl sogar zum Selbstmorde zu treiben. Noch merkwürdiger ist, was Heber, der ehemalige Bischof von Hindostan, erzählt.

Ostindien hat seine wandernden Sänger, seine Barden. Sie heißen Bhât und leben von Gesängen, die

*) Elisabeth, ihr Hof und ihre Zeit. II. S. 42. Halberst., 1819.

sie überall, wo sie belohnt zu werden hoffen, anstimmen. Ihr Ursprung geht in's früheste Alterthum zurück. Mahadeo, Herr der Erde, schuf sie, der Sage nach, seinen heiligen Stier zu bewachen. Allein der Gott hatte auch einen bösen Löwen als Lieblingsthier, und alle Morgen war der Ochse gefressen, weil die Barden nicht wachsam waren. Der Gott, welcher immer einen neuen an der Stelle des gefressenen schaffen mußte, schuf auch ein neues Menschengeschlecht, die Charuns, eben so fromm und liederreich, als die Barden, aber muthiger, und übergab diesem die Bewachung seiner Thiere. Jene behielten nur das Amt, die Thaten der Götter und Helden zu singen, und da sie erbliche Bewahrer der Sagen vom Volke und den Geschlechtern desselben sind, stehen sie in manchen Gegenden Ostindiens in noch höherer Achtung, als die Braminen. In mehreren Provinzen haben jedoch die Charuns, durch welche sie verdrängt wurden, mehr Achtung. Noch vor wenigen Jahren zogen Reisende und Kaufleute in Malwak und Guzurate nicht aus, ohne einen Charun an der Spitze zu haben. Erschienen Räuber, so ging er ihnen entgegen und verkündete ihnen in Versen Schande und Verderben, wenn sie den unter dem Schutze des heiligen Sängers stehenden Wanderer angreifen würden. Schlug dieß fehl, so verletzte er sich mit seinem Dolche gewöhnlich in den linken Arm und erklärte, daß sein Blut auf ihre Häupter kommen solle. Und half alles nichts, so war er verpflichtet, sich selbst das Eisen in die Brust zu stoßen, ein Fall, der aber nicht sehr zu fürchten stand, da der gewaltsame Tod eines Charun's hinreichte, Dürre über das ganze Land, und

Alle, die ihn verschuldeten, auf ewig in die Hölle zu bringen. Die Bhât's, oder Barden, schützen auf solche Art Niemanden, allein sie zu tödten, oder zu schlagen, zu beleidigen, gilt doch auch für ein Unglück. Auf solches Vorrecht sich stützend, erpressen sie oft Geld von ihren reichen Nachbarn. Sie versprechen, bald den Ruhm derselben zu singen, bald drohen sie, durch ihre Lieder denselben zu untergraben und den Fluch des Himmels herabzuziehen. Ein reicher Kaufmann hatte mit einem solchen Bhât einen Streit, und dieser machte ein thönernes Bild, dem er den Namen des Kaufmanns beilegte. Er wanderte nun auf den Bazar's und in den Tempeln herum und besang das Bild mit allen möglichen — Vorwürfen und Flüchen. Dem Kaufmanne riethen Alle, der Sache ein Ende zu machen. Der erzürnte Dichter wollte jetzt aber nichts mehr hören. Er sang fort. Die Freunde des Kaufmanns unterschrieben eine große Summe und flehten demüthig, daß der Unversöhnliche schweigen möchte. „Warum habt Ihr das nicht eher gethan?“ gab er zur Antwort. „Wäre ich bei Zeiten beschwichtigt worden, so konnte es Euerm Freunde noch wohl gehen. Doch, wenn ich auch hinfort schweige, so hab' ich doch bereits zu viel gegen ihn gesagt, und wann fielen die Verwünschungen eines Sängers je unerfüllt zu Boden?“ — Den Kaufmann trafen zufällig nachher mehrere harte Unfälle, und die Gewalt der Minstrels in Indien kam dadurch zu neuem Glanze. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn in einzelnen Fällen Scham, Angst, Furcht, Schrecken, den Tod aus solcher Ursache auf der Stelle herbeiführte, und wir tragen kein Bedenken, den Tod des

Ananias, der Sapphira, auf solche Weise ganz einfach zu erklären. *) Die Angst hatte sie vorher schon halb getödtet, ehe der Apostel das Geld von ihnen erhielt. Daß er es ahnete, wie sie Etwas zurück behalten hatten, statt Alles in die Gemeindekasse abzuliefern, mußte sie, weil es öffentlich gerügt wurde, mit Scham und Schande erfüllen. Wie sehr durch diesen Tod das Ansehen der Apostel stieg, ist leicht zu ermessen. „Es kam eine große Furcht über Alle."

Wie die Einbildungskraft manche Uebel, namentlich solche, welche in Gehirn und Nerven ihren Sitz haben, gleichsam epidemisch machen könne, ist durch die Erfahrung nicht minder nachgewiesen. Im Kleinen sehen wir dieß Wunder alle Tage. Das Gähnen steckt an, das Lachen verbreitet sich öfters convulsivisch auf einen gesellschaftlichen Kreis, daß bei Frauen oft die nassen Spuren davon auf der Erde zurück bleiben; nicht minder behaupten die Thränen solches Recht, und fließen bisweilen um ein wahres Nichts. Aber noch merkwürdiger sind die Beispiele von Krämpfen, von Convulsionen, welche sich in Klöstern, in Spitälern, epidemisch fortpflanzten, und den Arzt in Verlegenheit setzten. So war es einmal zu Boerhaave's Zeit im Waisenhause zu Harlem der Fall; in einem Kloster miauten am Ende alle Nonnen wie die Katzen. Das schrecklichste Beispiel der Art gewährte im Mittelalter der Veitstanz, der sich durch ganz Europa verbreitete, bis er endlich im Taranteltanze erlöschte. Auch die Geißelfahrten gehören vielleicht hierher. Im

*) Apostelgesch. 5.

Alterthum möchte sich zu dergleichen der Wahn der Bacchantinnen, der Mänaden als Seitenstück auffinden lassen. Das Beispiel, was einige Priesterinnen gaben, wurde von Andern nachgeahmt, bis Verstand und Vernunft von wildem Sinnenrausche betäubt war. Gesang und Wein, und lärmende, wilde, tobende Musik vollendete den Taumel. Man würde nicht fertig, wenn man alle Verirrungen der Einbildungskraft aufzählen wollte und könnte, denn einzelne, auffallende, komische und tragische Erscheinungen kommen alle Tage vor, und wo die Organisation durch äußere Umstände gewaltige Störungen erlitt, zeigen sich die Folgen davon auch in ihren Aeußerungen. Diodor (XV, 9) erzählt, daß, wie einmal in Karthago die Pest, d. h. ein hitziges, entzündliches Nervenfieber wüthete, eine Menge Kranker bewaffnet zur Stadt hinauseilte, vom Wahne ergriffen, dieselbe werde von Feinden bestürmt; und die dem Schiffbruche der Medusa entgangenen, aber von Hunger, Anstrengung und Hitze erschöpften Matrosen sahen Erscheinungen, welche gerade das Gegentheil ihrer schrecklichen Lage waren. Die aufmerksam beobachtenden Wunderthäter und Priester unterließen daher auch nicht, ihre Neophyten fasten und sich leiblich vorbereiten zu lassen. Wer den Spruch der Götter vernehmen wollte, mußte vorher hungern; und sollten sie ihm im Traume erscheinen, so galt die nämliche Bedingung. Die christliche Kirche hielt aus gleichem Grunde später nicht minder darauf. Die durch den Hunger gesteigerte Reizbarkeit, das Wachen und Beten zugleich macht alle jene Erscheinungen von Heiligen, wie von Teufeln, erklärlich, von denen Nonnen und Mönche bald beglückt, bald

in Versuchung geführt worden sein sollen. Selbst die heilige Jungfrau erschien diesem Liebling, oder Christus jener geliebten Braut. Der kräftigste Organismus würde solchen Vorbereitungen haben unterliegen müssen, der vorurtheilsfreieste Geist das Spiel von Phantasien geworden sein: wie konnten Individuen ihnen entgehen, deren Gehirn Himmel und Erde mit Wesen füllte, welche nirgends, als in der Einbildung existiren? die mehr mit solchen eingebildeten Wesen, als mit ihren Nebenmenschen verkehrten?

Rühmlicher war die Sitte der Alten, in sofern sie von der Macht der Einbildungskraft nützliche Folgen zur Heilung von Krankheiten zogen, denn eben so, wie sie Krankheiten erzeugt, und ihnen oft einen eignen Stämpel aufdrückt, ist sie öfters das beste Mittel, ihnen entgegen zu arbeiten. Als in Rom einmal eine sogenannte Pest wüthete, befahlen die Priester im Namen der Götter Feste und Schauspiele zu feiern. Ihr Rath erwies sich trefflich, und kam nachher auch oft noch mit gleichem Erfolge in Anwendung. Sehr natürlich; ein ansteckendes, fauliges Fieber mußte in den engen, dunstigen, finstern Wohnungen der Alten schrecklich wüthen, denn zum größten Theile bleibt es uns unbegreiflich, wie sie so eng geschichtet zusammenleben konnten, so weit die engen Gemächer von Pompeji darüber Licht geben. Aber jetzt wurden auch die Halbkranken, noch mehr aber die Gesunden, zum Aufenthalt in freier Luft genöthigt. Die Götter wollten es; unter dieser Bedingung hatten sie Schutz gegen die Seuche und Genesung verheißen, und dem geschah also. Der Geist bekam eine andere Richtung, die Einbildungskraft ward durch Opfer, Aufzüge

und Spiele beschäftigt, eine reichlichere Nahrung ward Allen zu Theil, welche den Opfern beiwohnten, denn die Rinder und Schafe, die man zu Ehren der Götter schlachtete, wurden auch zu ihren Ehren von den Gläubigen verzehrt.

Auch sonst machten die Aerzte in einzelnen Fällen häufig von der Einbildungskraft solchen wohlthätigen Gebrauch, wie sie es noch alle Tage thun. Was waren denn alle Teufelsbesessene der ältern Zeit? Wo nicht Betrieger, so waren sie Unglückliche, an Epilepsie, an Krämpfen, oder andern Nervenkrankheiten Leidende, bei denen man den Teufel im Leibe wähnte, bis sie selbst in der Gewalt desselben zu sein glaubten. Und wie heilte man sie? Indem man einen Heiligen nach dem Andern gegen den Teufel hetzte, das Zeichen des Kreuzes, geweihtes Wasser und geweihte Hostien dagegen operiren ließ, d. h. der Einbildungskraft eine andere Richtung zu geben suchte. Nebenbei verschmähte man dann auch nicht, von bessern, physisch wirkenden Mitteln Gebrauch zu machen. So erzählt uns Aelian,*) daß die Pflanze Cynospastus ein heilsames Mittel gegen die Epilepsie sei. Es ist die wunderbare Pflanze Baaras des Josephus, deren wir schon I. S. 16 gedachten, und dieser erzählt, daß sich ihr Rauch trefflich eigne, den Teufel aus dem Leibe der von ihm Besessenen zu treiben. Wer die Idee der damaligen Juden von den Besessenen kannte, wird auch einsehen, wie Joseph hier Irrthum und Wahrheit zugleich auftischte. Räuchermittel spielten bei Behand-

*) Hist. anim. XIV, 27.

lung solcher Nervenkranken überhaupt häufig eine Rolle. Aber:

„Alles wiederholt sich nur im Leben!"

Was sind unsere ammoniakalischen Salze und wohlriechenden Gewässer und Essenzen denn Anderes, als jene? Sie werden nur aus anderer, vernünftiger Absicht gegeben. Wir wollen nicht mehr den Teufel damit bannen, sondern einen wohlthätigen Reiz auf's Nervensystem machen.

XXVII.

Je mehr alle Einbildungen aber, hauptsächlich durch Hoffnung und Furcht, die mächtigsten Hebel aller Seelenkräfte, rege gemacht werden, desto mehr war auch die Arzneikunst von Haus am ersten im Stande, auf sie physisch und psychisch einzuwirken. Von ihr hofft die Einbildung das Leben gefristet zu sehen, und da vom Anfange an alle Weisheit in den Tempeln aufbewahrt, ein Geschenk der Gottheit an die von ihr Begünstigten war, so durfte man auch nur hier die Arzneikunst suchen. Die Priester und Aerzte waren Jahrhunderte lang Eins, bei den Heiden, wie bei Juden und Christen. Die Sanitätsgesetze gehen von Moses aus, und den Leviten ist der Auftrag, für ihre Beobachtung zu sorgen. Dieß hatte er bereits in Aegypten so gefunden. Priester, Aerzte und Wunderthäter oder Zauberer waren dort vertraute Brüder. Sechs und dreißig Genien herrschten über die Glieder des Menschen, und nur die Priester kannten die jeden bekämpfende Formel, so wie die Vorschriften zur Bereitung der Arzneien. In Griechenland sind die ersten Aerzte Söhne der Götter und Helden; so Machaon, im trojanischen Kriege, so

Podalirius, so Aeskulap, so Herkules später, so Anguitia, die Schwester der Circe. Die Zauberinnen von Sena*) heilen zugleich die schwersten Krankheiten. Dasselbe thaten die Jungfrauen in Skandinavien. Medea und Circe selbst sind, wie der vorurtheilsfreie Diodor berichtet,**) in die Geheimnisse der Gifte und Arzneien

---

*) Pomp. Mela III, 6.

**) IV, 2. V, 16. Auch Böttiger urtheilt so. Bekanntlich finden sich die ältesten Spuren von Dampfbädern bei den Lakedämoniern. Sie heißen daher auch bei den Alten: *Laconica*. Die Vorrichtung war einfach genug. Auf das Estrich der Wohnung wurden glühende Steine gelegt und mit Wasser begossen Bei den Athenern hatte man sie aber späterhin, wie sie bei uns jetzt sind, mit Dampfherden und Dampfröhren ausgerüstet. Böttiger meint, daß schon Medea von ihnen Gebrauch gemacht, und die Sache den ihr nahe wohnenden Skythen abgelernt habe, wodurch sie in den Ruf gekommen sei, daß sie alte Leute verjüngen könne. Da Homer davon gar Nichts weiß, so ist seine Vermuthung aber allerdings zu gewagt. Dagegen hat es mit ihren Geheimnissen der Gifte seine Richtigkeit. Ein in den ältesten Zeiten bereits gewöhnliches Pflanzengift ist der Akonit (der Eisenhut). Die Mythe der Griechen beschreibt es schon, indem sie von der Hekate spricht. Ovid schildert es, wenn er die Zaubereien der Medea besingt. Der Cerberus warf seinen Speichel aus, und alle davon getroffenen Pflanzen verwandelten sich in Akonit.

„Illud*) *Echidneae* memorant e dentibus ortum
Esse *canis*."

versichert Ovid (Metam. VII, 408.), und gleich nachher, Vers **414** bis **420**, schildert er, wie es entstanden sei:

Implevit pariter *ternis latratibus* auras,
Et sparsit virides *spumis albentibus* agros etc.

In gleicher Art erzählt Plinius (H. N. XXVII, 2.) und der Scholiast des Nikander, **12**, **3**, die Entstehung des Aconitum, unter welchem die Alten aber allerdings mehrere giftige, scharfe Pflanzen begriffen.

---

*) Acouiton.

eingeweiht, und jene heilt den Sohn des Alkmenes von einer Art des Wahnsinns. Lange Zeit übten in Griechenland nur die Nachkommen des Aeskulap's die Arzneikunst in den ihm geweihten Tempeln, welche, wie meist bei den Alten geschah, auf hohen, von gesunder Luft umwehten Punkten erbaut waren. Die Kunst, Krankheiten zu heilen, war ihnen vorgeblich angeboren, und die Erfahrung, welche sich in ihren Tempeln häufte, sorgte dafür, daß der Glaube daran sich erhielt, bis endlich Hippokrates die gefesselte Wissenschaft in den Kreis des öffentlichen Lebens einführte. Doch einzelne Spuren erhielten sich. Die Mineralbäder der Alten blieben immer unter dem Schutze eines Gottes, und unter der Aufsicht seiner Priester. Hier war Apollo, dort Aeskulap, an der dritten Quelle Herkules deßhalb gepriesen. Noch im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt behauptete einer der christlichen Kirchenväter, Tatian, daß die Priester der Heiden allerdings durch Wunder eine Krankheit heilten, indem ihre Götter böse Geister seien, welche in einem gesunden Menschen eine Krankheit hervorbrächten, und dann ihren Knechten, den Priestern, im Traume sagten, wie dieselbe wieder zu beseitigen sei.

Noch jetzt ist bei allen rohen Völkern Arzt, Priester und Zauberer Eins. So finden wir es bei den Nadowessiern, bei den Osagen, bei den Chchippewäern, bei den wilden Bewohnern der Hudsonsbai. In Mejiko fand dasselbe Statt, als die Spanier hinkamen. Der englische Arzt M'Keevor, welcher mehrere Jahre in der Hudsonsbai zubrachte, erzählt von dem, was die dortigen Aerzte der Indianer als Zauberer leisten, das Auffallendste, was

uns je vorgekommen ist. Sie machten nicht allein das Kunststück, ein Messer bis in den Magen herabzustoßen, und es blutig wieder heraus zu ziehen, wie es auch die Aerzte der Osagen zeigen, sondern versuchten dieß sogar mit einem Bajonnet, das an einem Stiel befestigt war, um es oben wieder heraus zu ziehen. Noch viel ärgere Dinge erzählt davon Hearne, ein anderer Reisender. „Es kamen," sagt er, „einmal die Indianer der vierzig und zwanzig Zelte zu uns, und Einer von ihnen war so gefährlich krank, daß sie es für nöthig hielten, die Beschwörer kommen zu lassen, um ihre wundervollen Experimente, zu Gunsten seiner Wiederherstellung, zu machen. Einer derselben war auch auf der Stelle bereit, ein breites Bajonnet zu verschlucken. Es wurde eine Hütte zugerichtet, in welcher die Beschwörung vor sich ging, und der Kranke hineingeschafft. Bald folgte der Beschwörer nach, und nach einer langen, scheinbaren Unterredung mit den Geistern, ging er nach der Hüttenthür, das Bajonnet sich geben zu lassen, welches einen Strick oben, und ein kleines Querholz unten hatte, das Hinabschlucken zu hindern. „Nun, ich bin nicht so leichtgläubig," sagt Hearne, „um zu meinen, daß er das Bajonnet gerade verschluckt haben solle, aber sagen muß ich, daß er es in einem Augenblicke, Gott weiß wohin praktizirt hatte, und das Querholz, oder ein ähnliches Ding, dicht vorn an seinen Zähnen lag. Jetzt ging er stattlich vor der Beschwörungshütte ein paar Mal auf und ab, bis ihm der Leib weh zu thun schien; er schnitt entsetzliche Gesichter, strengte sich heftig an, sich zu erbrechen, und dann zog er das Bajonnet, mit Hilfe des Strickes, zum Erstaunen

aller Anwesenden, aus dem Munde heraus. Triumphirend sah er rings herum, und ging nun in die Hütte, seine Beschwörungen der Geister noch volle vier und zwanzig Stunden fortzusetzen." — Ein anderes Mal verschluckte derselbe Zauberer, bei einer ähnlichen Veranlassung, eine kleine Faßdaube, die an einem Ende zugespitzt, und am andern mit einer rohen Abbildung eines Raubthieres geschmückt war. Er machte überdieß das Kunststück in drei Zwischenräumen, so, daß es zu Anfang noch drei Zoll lang vorn aus dem Munde herausblieb, und er es erst nach manchen andern Possen hineinschob. Und obenein war der Gaukler nackt; eine Täuschung also, dem Scheine nach, ganz unmöglich.*) Welcher europäische Degenfresser möchte es ihm wohl gleich thun? Hearne kam doch der Täuschung auf die Spur. Seine Gehilfen waren bekleidet, und konnten das ihnen hingegebene Bajonnet oder Stück Holz schnell verbergen. Aber es stak ja zum Munde heraus, das Bajonnet wurde ja nur durch ein Querholz am völligen Hinabgleiten gehindert? Was die Faßdaube betrifft, so hatte zufälliger Weise Hearne denselben Mann ein Stückchen Holz in Gestalt des obern Theiles, einem Griffe gleich, schnitzeln sehen, der ohne Zweifel in den Hauptheil hineinpaßte, und allein im Munde war. Wir sehen nur daraus, daß Aerzte, Priester und Zauberer auch hier Eins sind, wie sie es vor Jahrtausenden in der alten Welt waren. Als Zauberer begannen sie, als Aerzte handelten sie hinterdrein. Es

*) Modern Voyages and Travels, Vol. II. Nro. 2. London 1819. S. 59 fgg.

wurde in der Hütte durch glühende Steine und darauf gegossenes Wasser ein Dampfbad bereitet, das den rheumatischen Leiden des Kranken sicher abgeholfen haben wird.

Im ganzen Mittelalter war die Ausübung der Arzneikunst auf die Juden und — Mönche beschränkt. Die erstern spielten an den meisten Höfen eine wichtige Rolle, und standen wegen ihrer Geschicklichkeit in großem Ansehen, galten aber auch häufig für sehr verdächtig. Man sahe so gern Nichts als Zauberer in ihnen, daß die heilige Kirche oft ein paar Wunder that, um nur der wunderbaren Heilung dieses oder jenes Juden einen Stoß zu geben. Häufig hatten die Kirchen, wie die Tempel der Alten, eine wohlthätige Quelle zu ihrer Verfügung, und konnten dadurch um so mehr Einfluß gewinnen, weil die Priester nie unterließen, durch Fasten und Beten eine gehörige Vorbereitung zu treffen. Was nicht durch's Wasser geleistet wurde, that die strenge Nahrungsweise, und was Beide nicht leisteten, die fromme Einbildungskraft, und halfen alle nicht, so mußte die große Sündenlast, oder der Mangel an Glauben, an feurigem Gebete die Schuld auf sich nehmen. Die Aerzte mancher Klöster kamen zu großem Rufe. Man denke an die vom neunten Jahrhunderte an so berühmte Salernitanische Schule. Dagegen theilten sie überall, selbst auf den Universitäten, das Schicksal des Klerus, mit dem sie so eng verbunden blieben; sie mußten sich dem Cölibat unterwerfen. In Frankreich entband man sie erst 1542 von demselben. Und auf die Ausübung der Wundarzneikunst, in sofern das Messer nöthig war, mußten sie ganz verzichten, denn: **Ecclesia non sitit sanguinem.** Die heilige Kirche kann

kein Blut sehen, sondern nur Folter und Scheiterhaufen. Es nahte das Ende des 16. Jahrhunderts heran, ehe man aus diesem Grunde tüchtige Anatomen und Wundärzte bekam.

Die Spuren aber, wie sich Zauberei, Arzneikunst und Priestertrug im Alterthum mit einander vereinten, sind noch nicht ganz verschwunden. Wir wollen nicht erwähnen, wie Paracelsus sich eines Uebergewichts über alle seine ärztlichen Zeitgenossen anmaßte, weil ihn eine höhere Macht begeistere, weil er aus dem Morgenlande nur ihm bekannte Geheimnisse mitgebracht habe. Hätte er länger gelebt, wäre er minder ausschweifend und pöbelhaft gewesen, so würde sein Einfluß auf die Wissenschaft in der Art von längerer und größerer Bedeutung gewesen sein. Bekannter ist der Schlüssel des heiligen Hubertus gegen den Biß toller Hunde. Der Arzt entdeckte, daß das Brennen einer so entstandenen Wunde mit einem glühenden Eisen das beste Verwahrungsmittel gegen alle weitere Folgen sei, und die Kirche mischte hier einen Heiligen hinein, dort verlangte sie, daß das Eisen von Nägeln aus dem wahren Kreuze geschmiedet werde. Auch soll das Mittel nur helfen, wenn es von Denen, auf welche die Heilkraft forterbte, angewendet wurde: es sollten die Psyllen, die Marsen, die Asklepiaden der Alten in ihrem Schoße wieder aufleben. Selbst die den Königen England's und Frankreich's sonst eigne Heilkraft gegen die Kröpfe gehört in diese Reihe. Bis in's elfte Jahrhundert läßt sich dieselbe zurückführen. Shakespeare geht als Dichter noch weiter. Sein Macbeth spaziert im 4. Akte hinaus, denn:

— „ein Haufen Unglückseliger
Harrt seiner Heilung; ihrer Krankheit weicht
Die Macht der Kunst; doch, wenn er sie berührt: —
Solch' Heilthum gab der Himmel seiner Hand! —
Alsbald genesen sie."

Unter den englischen Königen waren Eduard der Bekenner († 1066), und unter den französischen Philipp I. die Ersten, welche die Beweise von solcher Kraft öffentlich gaben. Heinrich IV. heilte noch angeblich 1500 Kranke jährlich. Die Reise, die verschiedene Luft, das Vertrauen, das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, vor den König nicht zu gelangen, oder glücklich vorzukommen, die daneben von seinem Leibarzt ausgegebenen Salben und Pflaster mögen das Meiste dazu beigetragen haben, dem Firlefanz Erfolg zu sichern.

Manches, was auf solche Weise, wie die Kröpfe, geheilt wurde, ließe sich hier noch beifügen. Das Wesentliche ward über die Nebensache vergessen. Wenn der Aussatz Naeman's, des Syrers, vom Propheten Elisa geheilt wurde, weil dieser sieben Bäder im Jordan verordnete, so kommt nicht die Zahl sieben, sondern das Baden im schwefel- und erdpechhaltigen Wasser des Flusses in Betracht, aber ohne jene Zahl hätte die Sache ja gar kein Wunder gestattet. Am Anigros gab es eine von Nymphen bewohnte Höhle; wer an Flechten litt, suchte hier Hilfe, indem man ihn mit Salben einrieb, im Flusse baden ließ, und dieser ein den Teplitzer Quellen ähnliches Wasser führte. Zu den Nymphen betete man, die Schwefelquelle schuf das Uebrige. Der Eigennutz that bei dergleichen noch das Seinige. So hatte sich, nach der Ver-

sicherung der Bewohner dieser Gegend, die Juno in der Quelle Canathos alle Jahre gebadet, um die Jungfräulichkeit wieder auf's Neue zu erhalten, und die Frauen von Argos gingen von Zeit zu Zeit dahin, ein gleiches Wunder an sich geschehen zu lassen. Aelian erzählt (a. a. O. XII, 30) ein Aehnliches von einer Quelle Syriens, deren Gewässer, weil sich die Juno darin badete, rings herum süße Wohlgerüche spendete. Vermuthlich kannte man bereits die zusammenziehende Kraft der Myrte, und weihte sie darum der Göttin der Liebe. Die Sucht, so zu gewinnen, artete hier, wie überall, in die mannichfachsten Betriegereien und Gaukeleien aus, dem unbedeutendsten Dinge den Anstrich des Wunderbaren zu geben. Der Eine lehrte dieß, der Andere hatte jenes geheime oder sympathetische Mittel. Wem es half, der ergoß sich in das Lob davon; wen es im Stiche ließ, der schwieg. Welchen Werth legte man sonst nicht auf den Bezoar, auf die Elennsklaue, auf die Donnerkeile, auf hundert ähnliche Dinge, welche alle entweder in Verbindung mit andern Substanzen ihre vermeinten Kräfte äußerten, oder sie nur durch die geschäftige Einbildung erhielten. Bei den Elennsklauen, den Mumienknochen, dem Moose vom Schädel auf dem Hochgerichte Gestorbener, und vielen ähnlichen Dingen war letztere allein thätig. Der Priestertrug spielte auch hier nur gar zu gern seine Rolle. Im Tempel des Aeskulap zu Rom las man die Geschichte von vier merkwürdigen Heilungen, die alle darauf hinausliefen. Ein Blinder z. B. bekam das Augenlicht wieder, das er wohl nie verloren gehabt hatte, wie er nur die Hand, welche er auf den Altar legte, an

die Augen brachte. Der heilige Aeskulap that hier ein Wunder, wie es die Heiligen der römischen Kirche viele hundert Mal gethan haben. Als die Sarazenen im achten Jahrhunderte Compostella in Galicien erobert hatten, hausten sie gar übel, und besonders vergaßen sie auch aller Achtung gegen die Kirche des daselbst hochverehrten „Monsieur Jacques.“ Allein der Heilige wußte „die Ungläubigen und Schamlosen“ zu züchtigen. Einige wurden blind, Andern entwichen die Gedärme aus dem Leibe. Der Fürst der Sarazenen merkte da gleich, daß er gesündigt habe. Er rief verzweifelnd aus: „O, Gott der Christen! Gott Jakob's, Gott Mariens, Gott Peter's, Gott Martin's und aller Christen! Ich verspreche Dir, meinen Gott Muhammed zu verläugnen, wenn Du mir meine Gesundheit wiedergeben willst! O, heiliger Jakob! Großer Freund Gottes! Wenn Du meinen Augen und dem Leibe die Gesundheit wiedergibst, will ich Alles doppelt ersetzen, was ich in Deinem Hause geraubt habe!“ — So sprach er, und so that er; bekam aber auch sein Gesicht und die gute Verdauung wieder, worauf er heim nach Cordova kehrte, und dort predigte, „wie Monsieur Sainct Jacques, der Apostel, ein Mann von großer Kraft sei.*)“ Von solchem Pfaffenwitz und Pfaffentrug könnte man ganze Bände anfüllen. Heidenthum und Christenthum wetteiferten darin mit einander. In Paris gab es sonst, wie es wohl auch noch jetzt der Fall sein wird, eine Anzahl der Bettlerherbergen, welche unter dem Namen Cours des miracles bekannt waren. Die Blinden wur-

*) Nach Turpin's Chron. a. d. 9. Jahrh.

den da des Abends sehend, die Lahmen lernten tanzen, die Tauben hörten. Sollte irgend ein Heiliger in einer Kirche ein Wunder thun, so ließ man hier ein Paar arme Krüppel aufsuchen, und der Heilige machte seine Fürbitte geltend; sie genasen zur selbigen Stunde, wo sie ein Ave Maria zu ihm beteten, so wie sie jeden Abend genasen, wenn sie in die Herberge kamen. Die oben erwähnten Pariser Wunder haben sicher eine Menge Candidaten daher bezogen. *)

Man wende ja nicht ein, was oft zur Rechtfertigung des Wunderglaubens angeführt wurde, daß so manche Wunder durch unverwerfliche Zeugnisse bestätigt sind, und darum nicht widerlegt werden können, denn bei ihnen allen kommt es nur darauf an, die Möglichkeit darzuthun, wie sich hier das Wunderbarscheinende gestaltete; wie wenig die Zeugnisse selbst in Betracht kommen, besagt die von den Mönchen in Halberstadt abgelegte Feuerprobe. Sind die Zeugen unwissend, befangen, leichtgläubig: was beweisen sie dann? Man denke an den geistlichen Charletan von Hohenlohe, an die Wunderkuren so vieler Schmiede und Hirten, an die Prahlereien der Homöopathen und ihres Meisters! Hier stehe nur Einiges zur Erklärung von Wundern, auf die man sich besonders viel zu Gute gethan hat. Es hungerte ein Heiliger oder eine heilige Närrin Wochen und Monate lang, und doch lebte sie immerfort bloß durch — ein Wunder! Man dachte aber nicht daran, wie viel Umsicht dazu gehört, um gegen den groben Betrug ge-

*) Dulaure Hist. d. Paris. IV., S. 589 ff. Paris, 1821.

sichert zu sein, den der heilige Mann mit den Freunden einverstanden spielen konnte. Noch weniger erinnerte man sich an die Möglichkeit, durch Stoffe, welche äußerst wenig Umfang haben, den Körper lange zu ernähren, wo dann der Betrug kaum entdeckt werden kann. Die Alten kannten bereits dergleichen und so erzählen auch sie von solchen Wundermännern. Es haben solche Stoffe in der Länge auf die Gesundheit sehr nachtheiligen Einfluß, da der Magen auch eine gewisse mechanische Beschäftigung haben will, weßhalb auch nährende Getränke, ohne von festen Speisen begleitet zu werden, in der Länge nie wohl bekommen. Allein wenn es darauf ankam, durch etwas Wunderbares zu blenden, so zog man dieß bei alten und neuern Wunderthätern nicht in Betracht. Im Gegentheile je abgezehrter, schwächer, kraftloser, der Heilige in seiner Zelle lag, desto mehr staunte der — gläubige Pöbel.

Das größte Wunder, was in der Art geleistet werden konnte, war die Wiederbelebung eines Todten. So lange die Welt steht, ist noch kein Todter wieder zum Leben zurückgekehrt, denn:

„Das Grab gibt seine Todten nicht zurück!"

sagte Schiller. Aber es ist nicht leicht, den Scheintod von dem wahren Tode zu unterscheiden, und so war hier in einzelnen Fällen dem guten beobachtenden Arzte ein freies Feld geöffnet, das ebenfalls aber öfters ein willkommenes Mittel der Täuschung wurde. Die Alten schon klagten nicht wenig über die Schwierigkeit, Schein- und wahren Tod zu unterscheiden. Man lese nur in

Plinius darüber nach *), wo manche Beispiele von Wiedererwachen vorkommen. Selbst auf dem Scheiterhaufen erwachte Einer und verbrannte, da wegen der Flamme ihm Niemand Hilfe leisten konnte. Es scheint sogar, als ob ein Mal in zweifelhaften Fällen das glühende Eisen angewendet worden wäre, da der Schmerz, den es macht, sicher Lebenszeichen erregte, und die Wirkung auf einen noch lebenden Organismus ganz anders ist, als auf den todten. Zum mindesten spottet Tertullian über die Schauspiele, wo Mercur die Todten mit einem solchen prüft, ob sie es auch wirklich sind. Genug, es kamen, da das Begräbniß schneller als bei uns erfolgte, von Zeit zu Zeit auch Fälle vor, welche den Schein des Wunderbaren annahmen. So ließ der Arzt Asklepiades den Leichnam eines Mannes anhalten, welcher zum Scheiterhaufen getragen wurde, und — weckte den Scheintodten zum Leben auf. Ein Seitenstück, das sich zum großen Troste der Witwe zu Nain wiederholte, wo Christus schärfer sah, als alle die übrigen Begleiter. Schon einmal hatte er ein Mädchen so gerettet, die Tochter eines Gliedes vom Sanhedrin. Sie sollte, nach der Versicherung aller ihrer Umgebungen, todt sein, allein der große Menschenfreund erklärte gleich: „sie ist nicht todt, sondern sie schläft!" **) Außer dem genannten Asklepiades hatte auch ein Empedokles und der oft schon genannte Apollonius von Tyana Gelegenheit, auf solche Weise ein Menschenleben zu ret-

*) H. N. VII, 52, 53.

**) Lukas, 8. Kap.

ten. Letzterer rief die Scheintodte beim Namen, den er vorher erfragt hatte, denn unter allen Tönen, welche den Gehörsinn afficiren, ist er der eindringlichste. Der Schlafwandler selbst erwacht, ruft man ihn beim Namen, am leichtesten. Auch bei der Tochter des Rabbiners geschah wohl Aehnliches, als ihr zugerufen wurde: „Kind, stehe auf!"

Die alte hebräische Urkunde hat einen ähnlichen Wiederbelebungsversuch, der dem Prophet Elias glückte. Elias legte sich mit dem ganzen Körper über den Körper des Kranken, und legte seinen Mund an dessen Mund, und belebte ihn so durch seine Wärme, seinen Athem. Daß er dadurch ein Wunder thue, ist ihm wohl selbst gar nicht eingefallen; dieß hat man erst später heraus dogmatisirt. Es gäbe in der Art nur Eines: die Wiedererweckung des Lazarus; wenn sich Alles buchstäblich so verhielte, wie es erzählt ist. Den Beweis hiervon aber kann Niemand führen, denn Dinge, welche zehn Schritte vor unsern Augen vorgehn, werden schon entstellt; wer würde annehmen, daß vermeinte Wunder keinen Zusatz erhielten, oder durch Weglassung von Nebenumständen ein anderes Ansehen gewännen? Auch Paulus soll einen jungen Mann wieder zum Leben gebracht haben, der aus dem Fenster in Troas stürzte. Der Apostel aber hat nicht daran gedacht; „seine Seele ist in ihm!" sagte er gleich beim ersten Blicke, und bringt den vom Fall und Schreck Betäubten wieder zu sich.

XXVIII.

Viel Trug und List mag von den ältesten Zeiten her durch Gifte geübt worden sein, vermeinte Wunder zu thun. Wie uralt die Kenntniß vieler dieser Stoffe ist, ergibt sich aus mehrern schon mitgetheilten Bemerkungen und Sagen von der Circe, der Medea 2c., und je weniger die Ursache eines Ereignisses in die Sinne fällt, desto wunderbarer wird es dem Unwissenden erscheinen. Wie leicht war dieser also durch die Wirkung von Giften, von Stoffen zu berücken, die im Nu dem Leben ein Ende machen können, ohne kaum gesehen zu werden. Die Priesterkaste, im Besitze aller solcher Kenntnisse, wendete sie bald zum Vortheil, bald zum Nachtheil der gläubigen Menge an. Als einst die Gegend Sikyons von Wölfen verheert wurde, bezeichnete das Orakel die Rinde von einem Baume, die man in Fleisch gehüllt ausstreuen solle. Die Wölfe fraßen davon und — kamen um. Alexander verlor nach einigen *) Angaben sein Leben durch ein Wasser, das ihm aus

---

*) Pausan. Corinth. IX.

Makedonien nach Babylon zugeschickt wurde. Die Beschaffenheit desselben wird mannichfach geschildert; es soll alle Gefäße zerfressen haben, mit Ausnahme eines aus dem Horne der skythischen Esel gefertigten. Plutarch gibt an, daß man es in Gestalt eines leichten Thaues sammelte; von Geschmack fand man keine Spur darin, eben so wenig hatte es eine Farbe u. s. f. Das Merkwürdigste hierbei war nur, daß es die Eingeweide allmälig zerstörte und so den Tod langsam herbeiführte. Wenn man also behauptete, die Alten hätten schon das Geheimniß der Aqua Toffana gekannt, so würden wir wohl der Wahrheit am nächsten kommen, dieß Wasser mag nun destillirt oder sonst woher gewonnen, und Alexander damit getödtet oder nicht getödtet worden sein. Kannte aber die alte Welt solche Mittel, in welchen Schein konnte sich dann der Mann Gottes hüllen, wie sich oft die Priester und Propheten nennen ließen? Er konnte ja den Tag und die Stunde bestimmen, wann sein Opfer erbleichen sollte. Und daß sich die alte Welt dessen wenigstens gerade so rühmte, wie man es jetzt der Aqua Toffana nachsagt, zeigt eine Stelle der Tausend und Eine Nacht (XIV. N.): „Man hat alle Arten von Giften; einige rauben das Leben einen Monat, nachdem sie genommen wurden; andere tödten erst nach Verlauf von zwei Monaten. Manche wirken noch viel langsamer." Oben (S. 156) wurde von einer Witwe Hindostans erzählt, welche sich 1822 verbrannte, und der Engländer, der das schreckliche Schauspiel sah, erfuhr von den Braminen, daß, wenn man sie auch dahin brächte, auf den Tod in den Flammen zu verzichten, sie keine drei

Stunden das gebrochene Gelübde überleben könne. So war also die Kraft und Gabe des Giftes, das man ihr gegeben hatte, genau berechnet. Aelian gedenkt schon *) der in Indien einheimischen Kunst ein langsames Gift zu schaffen, das in Jahr und Tag wirkt und wenn noch so wenig genommen wird. Die Bereitungsart, welche er mittheilt, ist Fabel, die Sache aber überhaupt und in so weit wahr, als man annimmt, wie uralt die Kenntniß und der Gebrauch solcher Stoffe gewesen sei. Der König von Persien ließ sich (Ael. a. a. O. 41,) so ein Gift kommen, dessen Wesen nur er und seine Mutter kannte, um — nach Gutbefinden davon Gebrauch zu machen. Warum hätte die Politik ein Mittel verschmähen sollen, das die Hand der Priester wegen eines eingeschobenen Buchstabens reichte? In der That nemlich gab man dieß dem heiligen Athanasius Schuld. Es entstand ein furchtbarer Streit über Etwas, was als Person nie existirt hat: Man stritt in der christlichen Kirche darüber, ob der heilige Geist **Omousios** oder **Omoiousios** sei, und dieser Doppellaut:

„Faisait, dans une guerre et si vive et si longue,
Périr tant de Chrétiens, martyrs d'une — Diphthongue!"

sagt Boileau mit Recht. **) Der heilige Athanasius ubelte gewaltig, als sein Gegner Arius durch ein Wunder das Leben verlor, nachdem ein anderer Gegner

*) Nat. anim. IV. 36.

**) Satir. XII. 201 u. 202.

des Letztern, der heilige Alexander — denn diese Männer sind alle heilig geworden! — einige Stunden zuvor eifrig zu Gott gebeten hatte, den Ketzer lieber mit der Hand des Todes zu berühren, als seine Lehre aufkommen zu lassen. Die Anhänger des Arius behaupteten dagegen, daß dessen Tod kein natürlicher, obschon durchaus kein Wunder, sondern das Eingeweide zerrissen gewesen sei; und Gibbon bemerkt sehr richtig, daß die rechtgläubigen Heiligen wohl noch kräftiger, als mit bloßen Gebeten nachgeholfen haben möchten, die Kirche von ihrem furchtbarsten Feinde zu befreien. *) Ei warum auch nicht? Sie dachten mit Lessing's Patriarchen:

„Mich treibt der Eifer Gottes lediglich,
Was ich zu viel thu', thu' ich ihm!" **)

Als der Kaiser Julianus starb, hatten sie seinen schrecklichen Tod schon im Traume vorher gesehen, und Libanius, der heidnische Philosoph, machte ihnen den Vorwurf, daß er durch den Meuchelmord eines Christen gefallen sei. „Es ist möglich," erwiederte ein solcher frommer Mann. „Aber wer sollte denn Jemanden tadeln, der für seinen Gott und seine Religion so eine muthige That vollbracht hätte?" ***) Man sieht, daß es Jesuiten gab, ehe Ignaz von Loyola ihren Orden gründete. Auch die alten Bücher der Hebräer sind voll Erzählungen,

---

*) Gibbon, Hist. of the decline and fall of the Rom. Empire, III, S. 293. Lips., 1829.

**) Nath. d. Weise. IV. 2.

***) Gibbon a. a. O. IV. S. 186. Sozomen. Hist. Eccles. VI. 2.

welche auf Vergiftung schließen lassen. So ist die Nachricht vom Tode des Königs Joram, (2. Chron. 21, 17, 18, 19.). Der Prophet Elias hat ihm seine Krankheit wörtlich voraus gesagt; sie hat alle Symptome, wie die, welche den Arius — durch ein Wunder tödtete, und wer an das bittere Wasser des Moses denkt, womit die Unschuld oder Schuld eines der Untreue angeklagten Weibes ermittelt werden sollte, indem es nur der Schuldigen schadete, wenn sie — vor den Augen des hohen Priesters keine Gnade fand, wird wohl sicher nicht zweifeln, daß man dort in der Kenntniß von Giften so wenig zurück war, wie im übrigen Oriente. Der Staub, den der Priester vom Boden aufnahm, und dem Wasser beimischte, ließ warlich keinen Leib aufschwellen und die Hüfte schwinden. (5. Mos. 5, 17 ff.) Aber hier, wie überall, eignete sich die Priesterzunft, so lange es möglich war, die Entscheidung über Schuld und Unschuld zu, indem sie dem Beklagten ein Getränk gab, das nichts wirkte, aber den Tod zur Folge hatte, wenn es ihr Zweck heischte. In Indien herrschte solche Sitte ebenfalls in den ältesten Zeiten. Die Formen waren verschieden. Statt daß der hohe Priester Israels ein wenig Staub von der Erde in's Wasser schüttete, badete der Bramine ein Götzenbild darin. In Japan thut der Bonze ein Stückchen Papier mit mancherlei Charakteren hinein, das dem Schuldigen die furchtbarsten Leibschmerzen erregt. Selbst die Neger Afrika's haben solche Sitte. Sie baden ihren Fetisch im Wasser, das der Beschuldigte trinken muß. Bei andern Völkerschaften dieses Welttheiles ist dagegen ein bitteres Wasser, wie es

Moses verordnete; man läßt es nämlich mit einer Rinde digeriren, und je nachdem der Fetischpriester die Rinde wählte oder zubereitete, ist auch die Schuld klar oder erdichtet.

Der Tod aber geht zu schnell vorüber, um die wunderbare Rache des Himmels und seiner Heiligen recht eindringlich zu machen. Es ist oft besser, ein früheres Wunder durch das später folgende aufheben, und so beide in noch glänzenderm Lichte erscheinen zu lassen. So wird der Frevler mit Blindheit geschlagen; aber er bereut, er bittet zu dem beleidigten Heiligen, und dieser gibt ihm das Licht der Augen wieder, wie oben der heilige Jakob von Compostella dem frechen Saracenenfürsten. Daß die Säfte vom Stramonium, von der Belladonna eine vorübergehende Blindheit herbeiführen, ist uns schon bekannt, und weiß der Wunderthäter mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers im rechten Augenblicke davon Gebrauch zu machen, so wird er seinen Zweck in der Art schon erreichen. Als die Soldaten Alexander's in den Tempel der Ceres drangen, um ihn zu plündern, schossen ihnen die Flammen entgegen, daß sie verblendet wurden. Das ihnen unbekannte bengalische Feuer war sicher den Priestern hier sehr wohl bekannt. Mirjam, die Schwester des Moses, macht einmal seinen Zorn rege, und ihr Antlitz wird plötzlich mit Aussatz bedeckt. Sie legt sich nun auf's Bitten und Aaron unterstützt sie. Aber sieben Tage lang gehen doch hin, ehe Moses die Strafe aufhören läßt, welche Folge vom Safte einer Euphorbienart war, wenn nicht überhaupt die ganze Erscheinung verabredet wurde, um das oft murrende Volk

recht lebhaft von der Macht ihres Führers zu überzeugen. *) Ein Seitenstück hierzu gibt der hohe Priester Asarjas. Usia, der König, will ihm in sein Gewerbe greifen, selbst die Rolle des Priesters spielen, selbst das Rauchfaß schwingen. Die ganze Gilde macht ihm Vorwürfe und er wird zornig. Aber „da er mit den Priestern murrete, fuhr der Aussatz aus an seiner Stirn von den Priestern." **) Hier ist die Sache einfacher erzählt, nicht als ein Wunder zunächst vorgestellt, denn Asarjas ging an der Spitze von achtzig Priestern dem König entgegen. Der Euphorbiensaft that sicher das Seinige im Dunkel des Tempels. Einen Aussätzigen floh Jeder; der arme König war bestürzt, er eilte selbst heraus zu gehen (vor Schmerz), und büßte den Versuch mit dem Verluste des Thrones. Wie sehr die genannte Pflanze sich zu solchem Wunder eignete, geht aus Bruce's Erfahrung hervor. Seine Hände wurden, als er die Milch derselben daran gebracht hatte, so angegriffen, als hätte er sie in siedendes Wasser getaucht.

*) 5. Mos. 12, 10—15.
**) 2. Chron. 26, 19 ff.

XXIX.

Krankheiten ansteckender Art wurden im Alterthume häufig benutzt, das Ansehen der Priester zu erheben. Sie drohten, daß dergleichen kommen würden, weil die Götter zornig geworden seien; sie versprachen das Aufhören derselben, wenn Dieß oder Jenes geschehe, den Zorn der Götter zu beschwichtigen. In dem einen und dem andern Falle erschienen sie selbst als höhere Wesen, sobald ihr Wort in Erfüllung ging, und ihre Beobachtung der Natur, das Ansehen, in welchem sie einmal standen, begünstigte sie bei dem einen oder dem andern Unglücke. Der Franzose Cadet de Metz hat mehr als Einmal solche Prophezeihungen gethan, die in Erfüllung gingen, ohne daß er aber den Schein des Wunderbaren daran knüpfte. Als 1820 der Hafen von Roquemaure mit stehenden Gewässern umgeben war, rieth er im Frühjahre zur schleunigen Ableitung derselben, damit nicht ein epidemisches Fieber käme; man hörte nicht, und es kam im Verlaufe des Sommers. Verschloß die Erde ihren Schooß, so mußte der Schrecken der großen Menge nicht geringe sein, wenn ihr solches von den Dienern ihrer Gottheit

verkündet worden war. Auch hier half genaue Beobachtung mehr, als gewöhnlicher Sinn ahnet. Thales kaufte in Voraus die Olivenernte auf, als er sah, daß sie sehr reichlich ausfallen werde, und Demokritus das Oel, als er einmal das Gegentheil voraus sah.*) Beide wurden reiche Leute. Man bewunderte ihre Klugheit, sah sie aber, da sie nicht zur Priesterzunft gehörten, nicht für Wunderthäter an. Die Drohungen, welche die Priester des Alterthums öfters mögen haben hören lassen, so gut wie auch noch unsere Prediger oft in Straf- und Drohpredigten sich ergießen, nur mit dem Unterschiede, daß ihr Wort minder gefürchtet, und im Ganzen ohne Einfluß ist, müssen den Völkern lange immer im Gedächtniß geblieben sein, denn wir finden in den spätern Hexenprozessen immer und immer wieder Andeutungen davon. Im Alterthume war das vermeinte Wunder oft häufig gewesen, in sofern einzelne Bäume verflucht wurden, und dann in der That eingingen; in sofern im gut bearbeiteten Acker statt des Weizens Unkraut aufstieg, das der Feind hinein gesäet hatte. Die Kenntniß der Mittel hierzu erbte sich unter der Hand fort, wie die von andern alten Wundern, und fand bereitwillige Hände in dem Neide, der Rachsucht, der Bosheit Einzelner. Plinius erwähnt bereits einiger Mittel, welche den Bäumen ihre Früchte rauben, und die Saat verderben. Auflösungen von grüner Seife, Auflösungen von mehreren metallischen Salzen haben sicher diese Wirkung, und zerstören daher alle Vegetation in der Umgegend, wo eine

---

*) Plin., H. N. XVIII, 68.

Rinne dergleichen aus Vitriolhütten abführt. Manche Bergwerksgegenden sind aus ähnlichem Grunde von allem Schmucke der Pflanzenwelt entblößt, z. B. Potosi. In wiefern den Hexen im Mittelalter mit Recht oder wohl allermeistens mit Unrecht Schuld gegeben war, daß sie die Früchte des Feldes und Gartens verderbten, gehör weniger hierher, als die Beurkundung des Satzes, daß dergleichen Kenntnisse obgewaltet haben.

Suchte man, um Ansehen und Einfluß zu gewinnen, den Schooß der Erde unfruchtbar zu machen, so bemühte man sich auch wohl, den Menschen selbst in der Luft den Tod zu bereiten. So unglaublich dieß klingt, so mag es doch von Zeit zu Zeit geschehen sein. Warf man doch noch 1804 den Engländern von Seiten der französischen Regierung vor, daß sie auf die Küste der Bretagne und Normandie Raketen mit einem brennenden Arsenikpräparate geworfen hätten. Alle Zeitungen aus jenem Jahre sprachen davon. Allein nach Erfindung des Wurfgeschützes dachte man auch gleich auf Bomben und Granaten, die mit einer, einen unerträglichen Gestank verbreitenden, Materie angefüllt waren, um sie dem Feinde in die belagerte Stadt zu senden. Bei den Alten schoß man bisweilen Pfeile ab, welche die Stelle der englischen Raketen vertraten. Ein Erdbeben vorher sagen, wird, wenn es wirklich erscheint, nicht minder großen Einfluß schaffen, und so ist auch von Einzelnen dieß geschehen. Die Alten lassen mehrere Beispiele anführen, z. B. vom Lehrer des Pythagoras, Pherekydes, der den Samiern ein solches verkündete, nachdem er das aus einem Brunnen geschöpfte Wasser gesehen hatte.

Vielleicht war es vorher immer klar und hell, mit einem Male trübe und unrein, so, daß es ihn solchen Schluß ziehen ließ; denn 1695 ging diese Erscheinung zum Staunen aller Einwohner einem Erdbeben in Bologna vorher; dasselbe war 1818 in Sicilien der Fall. Die ganze Schule des Pythagoras rühmte sich der Kunst, dergleichen vorauszusehen; Pausanias gibt unter den vorausgehenden Erscheinungen namentlich auch den üblen Geruch und die veränderte Farbe des Brunnenwassers an. Plinius nennt außer diesen und andern Dingen sogar ein Verhütungsmittel: Man solle tiefe Brunnen graben.*) Ein Rollen und Donnern im Schooße der Erde, das sich oft geraume Zeit vorher vernehmen läßt, hat auch eben deßhalb öfters das Erdbeben vorhersagen lassen. Vidaurre ahnete so das Erdbeben in Lima 1828 und wiederholte den Rath des alten Plinius, den eingeschlossenen Dünsten freien Raum zu schaffen. Das Erdbeben in Calabrien sagte der obengenannte Cadet de Metz voraus, indem er auf die in den Ebenen in Menge sich entwikkelnden Schwefeldünste Rücksicht nahm, und aus den Erdschichten, die sich dem Auge darboten, rieth er die Arbeiten in dem Tenda einzustellen, als man zu derselben Zeit einen Tunnel durch diesen Berg führen wollte. Es würde ein gewaltiger Bergsturz kommen, prophezeihete er. Man hörte ihn nicht und es geschah. Wenn er in alter Zeit gelebt und die Priesterbinde um die Stirn gehabt hätte, wie würde er gleich einem Gott selbst gefürchtet worden sein!

*) H. N. II. 81 ff.

Doch sind dergleichen Naturerscheinungen zu selten, um die nöthigen Beobachtungen wiederholen und darauf ein Urtheil, eine Prophezeihung sicher begründen zu können. Leichter ist es mit den Veränderungen der Atmosphäre und der mühsamen Wissenschaft, Meteorologie genannt. Wind, Regen, heiterer Himmel, Richtung der Winde, Stürme, Trockenheit, kann der genaue Beobachter, der sich auf eine einzelne Gegend beschränkte, zwar nicht Monate und Jahre, aber doch lange genug vorher berechnen, daß er, in einigen Nimbus gehüllt, durch das Vorhersagen solcher Witterung leicht in den Augen der rohen Menge das Ansehen gewinnt, als ob es selbst von ihm abhinge, welche Witterung zu erwarten sei. Die Mönche auf dem Sinai gelten bei den Arabern für solche Wettermacher. Kommt aber eine anhaltende Dürre, dann sind sie auch von den Söhnen der Wüste auf's engste belagert und allen möglichen Drangsalen Preis gegeben, bis sich ein wenig Regen einstellt, den sie aus Trotz und Bosheit, wie die Beduinen meinen, verweigert hatten. In diesem Betrachte ward aber auch die Kenntniß der Meteorologie von Einzelnen schrecklich gemißbraucht. Ein frappantes Beispiel gibt Samuel, einer der herrschsüchtigsten Priester. Saul, den er, nothgedrungen, zum Könige Israel's erhob, hat durch einen Sieg gezeigt, daß er des unsichern Thrones würdig sei. Der Priester aber wird über seinen Schützling eifersüchtig; es reut ihn, die Hälfte seiner Macht hingegeben zu haben; er ruft „in der Weizenernte den Herrn an, daß er soll donnern und regnen lassen, bis Israel's Kinder eingesehen haben, welches große Uebel sie thaten, daß sie einen König verlangt

hatten." Und es geschah zu einer Zeit, wo der Regen selten in Palästina erscheint, und sich Alle auf's Flehen und Bitten legten, d. h. er sah Donnerwetter und anhaltenden Regen kommen, und benutzte es, sich durch die Vorkaussage wichtig zu machen, indem er sich stellte, als ob es nur von ihm abhinge, keins erscheinen, oder es verschwinden zu lassen.*)

In anderer Art machte sich durch solche Kenntniß der Prophet Elias wichtig. Nach einer langen Trockenheit, als das Heer Joram's und Josaphat's fast verschmachten wollte, und man sich an den heiligen Mann wendete, machte derselbe erst seiner Galle Luft, welche durch das frühere Benehmen des Königs rege geworden war, dann ließ er einen Tonkünstler holen, zu dessen Saitenspiel er nun sang: daß man Graben längs dem Bache hin aushöhle. Die ganze nun folgende Stelle hat durch den hebräischen Parallelismus etwas Imposantes, und muß, durch die heftigen orientalischen Geberden, den schreienden Ton, in welchem sie gesprochen wurde, den Tanz, womit sie vielleicht nach Schamanenart begleitet war, mit Grausen und Staunen erfüllt haben. Den Tag darauf gab es einen Ueberfluß an Wasser. In Edoms Bergen hatte es geregnet, und der Prophet dieß besser berechnet, als Israels Könige.**) Elias lehrt uns, wie solche Männer in der That genau auf die Natur achteten. Eine lange Trockenheit hat das Land heimgesucht. Der heilige Mann sendet seinen Knaben

*) 1. Sam. XII, 16 fgg.

**) 2. Kön. III, vom 9. Verse an.

nicht weniger als sieben Mal auf einen Berg, daß er nach dem Meere hinaus schaue, und sehe, wie der Himmel gestaltet ist. Endlich kommt die erwünschte Nachricht, es zeigt sich eine kleine Wolke, sie ist das Zeichen, die Vorläuferin von regenschwangern großen; der Himmel verfinstert sich, der Sturm erhebt seine Flügel; der Regen strömt herab. Die kleine Wolke, groß „wie die Hand eines Mannes" fand auch Bruce als Vorläuferin der Regen, welche den Nil austreten lassen. Sie war groß, wie der Fußtapfe eines Menschen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung, in Guinea, und in andern Gegenden gehen solche kleine Wölkchen den größten Regengüssen und Orkanen voraus. Uebrigens kostete dieß Wölkchen vier hundert und funfzig Menschen das Leben, denn der Prophet hatte nur unter der Bedingung Regen versprochen, und um seiner Rache gewiß zu sein, sie vom Volke schon vorher nach dem Bach Kison führen lassen; er „schlachtete sie daselbst.*)" Ein auffallenderes, bewährtes Beispiel, wie solche Kenntniß zu priesterlichen, egoistischen Zwecken diente, ist vielleicht nicht aufzufinden. Anaxagoras und Demokritus in Griechenland, Hipparchus in Rom, haben sich ebenfalls durch solche Wetterprophezeihungen einen Namen gemacht, ohne daß sie jedoch ihren Blutdurst befriedigt hätten.**) Die Druidinnen in Sena, welche wir schon kennen lernten, rühmten sich, den Schiffern günstigen Wind verleihen, mithin auch im Gegentheil einen bösen erregen zu können. Die Küstenbewohner Finnlands

*) 1. Kön. XVIII, vom 36. Verse an.

**) Aelian. de Nat. anim. VII, 8. Plin. H. N. XVIII, 68 und 78.

stehen bei abergläubischen Matrosen noch jetzt deßhalb in üblem Rufe, und den Hexen des Mittelalters dichtete man, als von den Druidinnen abstammenden Schwestern, dergleichen allgemein an, und verbrannte sie wegen des Regens und Windes, den sie angeblich zu unrechten Zeiten kommen ließen, während Elias und Elisa von der Kirche als Ideale des gerechten Eifers für den wahren Glauben gerühmt wurden. Schon im 4. Jahrhundert ward aus solchem Grunde zu Konstantinopel der Philosoph Sopater hingerichtet. Die Stadt litt durch eine Hungersnoth, weil der Wind die Einfahrt der Getreideschiffe hinderte, und man beschuldigte den Weisen, der beim Kaiser Konstantin in großer Gunst stand, daß er den Wind gefesselt halte. Der Weise mußte sterben; denn daß so Etwas möglich war, glaubte das Volk und die um Nichts klügere kaiserliche Majestät. Ein Seitenstück hierzu hätte sich beinahe noch 1828 gefunden. Außerordentliche Regengüsse zerstörten da die Ernte in den Niederlanden, und der dumme belgische Bauer in der Gegend von Brüssel behauptete, daß es Folge der in die Luft steigenden Garnerin sei. Sie mußte in der That Vorsichtsmaßregeln treffen.

Die Furcht, daß Jemand es in seiner Gewalt habe, das Wetter zu beherrschen, war von uralter Zeit durch mancherlei einfache Vorrichtungen begründet worden, welche, wenigstens öfters, manchen Nachtheil verhüten konnten. So empfahl der Wetterkundige dem Landmann, die Bäume in den zwölf Nächten mit Stroh zu umwickeln, weil da die Kälte so plötzlich und heftig eintritt, daß sie am Leichtesten Schaden leiden, und ist dieß jetzt eine ökono-

mische Vorschrift, so war sie einst die Weisheit eines mächtigen Priesters, späterhin eines verdächtigen Hexenmeisters. Wir finden öfters lange Stangen mit Strohwischen oben versehen, als Hagelableiter empfohlen; im 8. Jahrhundert fand bereits dasselbe Statt, aber man band noch ein Papier mit einigen Sprüchen daran. Gaffarelli rühmt noch ein ganz anderes Mittel, den Hagel zu beschwören. Es ist eben so einfältig, als lächerlich,*) aber beweiset, wie Einzelne zu allen Zeiten sich die Herrschaft über schwache Menschen zu sichern wußten, weil sie ein wenig oder im hohen Grade klüger waren.

Den größten Eindruck mußte es in dem Betrachte wohl machen, wenn man Herr von Donner und Blitz war. Nichts regt die Phantasie des schwachen, unwissenden Sterblichen mehr auf, als Erdbeben, Donner und Blitz. Aber das Erdbeben kommt zu selten, und in zu zu wenigen Gegenden vor; das Donnerwetter verkündet den Zorn der Gottheit, und folglich auch den Zorn ihrer Diener, wenn sie es vorhersagen, oder in gehörigem Lichte darstellen, in der ganzen Welt. Es muß oft noch heute dazu dienen, die Gemüther der Gläubigen zu erschüttern, und ihnen ein Strafgericht des Himmels zu zeigen, wo sie die wohlthätige Hand desselben sehen sollten. Doch die Erde erdröhnt, der Himmel steht im Feuer, die Lüfte brüllen, der Blitz fällt leuchtend herab, und krachend begleitet ihn das Donnern der zerrissenen Luft, vom Wiederhall der Berge doppelt und dreifach verstärkt. Alles, was groß, erhaben und furchtbar ist, vereinigt sich, die

*) Gaffarelli Curiositat. inaud. VII, 1.

Einbildungskraft zu stimmen, in diesen Erscheinungen die zürnende Stimme des Allmächtigen zu vernehmen, besonders wenn ihr immer verkündet ward, daß in solchem Wetter der Herr der Erde und des Himmels spreche. Da beugt der Schwache dann sein Haupt zur Erde und fleht, daß Gott in seinem Zorne nachlasse, und zum Diener des Herrn, daß dieser den Zorn der Gottheit beschwichtige. Und derselbe maßte sich von jeher die Macht an, Herr des Blitzes und des Donners zu sein.

In der That, so sonderbar es im ersten Augenblicke scheinen mag, wenn man liest, daß die Welt, so lange sie eine Spur von Geschichte zeigt, auch Kenntniß der Elektrizität und Gewitterableiter gehabt habe, so wenig nimmt man daran Anstoß, wenn man nur Einiges von Dem zusammenstellt, was überall zerstreut vorkommt. Man denke nur, wie öfters in der hebräischen Urkunde Feuer vom Himmel fällt, das Opfer für den Herrn anzuzünden. Auf ähnliche Weise konnte das Holz auf dem Altar der Vesta wieder entzündet werden, wenn die wachthabende Dienerin es unglücklicher Weise verlöschen ließ, und sie dafür unter den Ruthenstreichen des hohen Priesters mit ihrem Blute gebüßt hatte. Aber schon vor dem trojanischen Kriege schützt der Gründer etrurischer Tempelweisheit, Archon, seine Wohnung gegen den Blitz mit Weinstöcken, weil er vielleicht unter ihnen den eigentlichen Ableiter verbarg, und der Heiligenschein, welcher bei den Alten so oft vorkommt, wie nachher in der christlichen Kirche, scheint noch viel mehr auf Kenntniß und auf künstliche Benutzung der Elektrizität hinzudeuten. Auch im Mittelalter finden sich Spuren davon. In einem Schlosse Duino

pflegte man den Blitz zu sondiren, (sonder la foudre.) Die Wache hielt ihre Pikenspitze gegen eine auf der Mauer emporsteigende Eisenstange. Gab es Funken, so wurde Lärm gemacht. Der heilige Bernhard von Siena eiferte gewaltig gegen den Gebrauch, die Spitze der Masten mit einem bloßen Degen zu versehen, um den Blitz abzuhalten. Also dachte man doch schon an die Möglichkeit in jener dunkeln Zeit. Allein, besonders auffallend sind die Nachrichten, welche wir darüber von Numa und Tullius Hostilius haben. Die Nymphe Egeria unterrichtet hier ihren Liebling, wie er den Blitz unschädlich machen solle. Es ist ein schreckliches Donnerwetter, aber:

„Fürchte dich nicht zu sehr. Der Blitz — er läßt sich versöhnen."

ruft sie ihm zu. Und wie soll er es anfangen? Faunus und Picus, vermuthlich zwei Priester Etruriens, werden halb in Güte, halb durch Gewalt dahin gebracht, zu sagen, wie:

„Von der mächtigen Kunst geleitet kommt Jupiter hierher!"

Er wird vom Himmel herabgelockt, und bekommt seinen Namen davon: *Jupiter Elicius.* *) Hier ist doch offenbar der Zweck des Numa, den Blitz unschädlich zu machen, und ihn nach Willkür herabzuleiten, mit dem des Franklin ein und derselbe. Ob er auch ähnliche Mittel angewendet hat, wissen wir freilich nicht. Tullus Hostilius wollte sein Experiment wiederholen. Er fand die Anleitung dazu, allein wich in einigen Stücken davon

---

*) Ovid. Fastor. III, 285—345.

ab, weil er nicht genug „in die heiligen Gebräuche,“ d. h. in den Prozeß, eingeweiht war, und fiel als ein Opfer des durch die vernachlässigte Ceremonie (prava religione), d. h. das unrichtig angeordnete Experiment, erzürnten Jupiters. Ist nicht auch Mancher unserer Physiker durch zu starke Ladung seiner Batterie zu Schaden, ja um's Leben gekommen?*)

Aehnliche Andeutungen solcher Art möchten in den Nachrichten der Alten zu finden sein, wenn sie, wie mehrmals geschieht, von Fürsten reden, welche es den Göttern gleichthun wollten, indem sie, auf eine wahrhaft kindische Weise, einen Wagen über eine Brücke von Erz hinfahren, und brennende Fackeln schleudern ließen. Dagegen hat Ovid schon ein Seitenstück zum unglücklichen Ende des Tullus und Remulus, der Könige in Latium: —

Fulmineo periit, *imitator fulminis*, ictu.**)

Die Stelle ist zu kurz und dunkel, aber sie sagt doch, daß er den Blitz nachgeahmt, und durch den Blitz umgekommen sei. In solcher Art schildert schon der Scholiast des Homers, Eustathius, den König Salmoneus von Elis; er war nach ihm im Stande, den Donner und Blitz nachzuahmen, und fiel als Opfer der gefährlichen Versuche hierbei. Also glaubt doch auch dieser Schriftsteller des 12. Jahrhunderts mindestens an die Möglichkeit solcher Experimente!

Und daß der Sache Etwas zum Grunde gelegen habe, scheint wieder darum klar, weil man in Elis, wo

*) Plin. H. N. II, 53. XXVIII, 4. Tit. Liv. I, 31.
**) Metamorph. XIV, 618.

Salmoneus König war, einen Jupiter Elicius unter dem Namen **Zeus Kataibates**, der Herabsteigende, kannte, dem zu Olympia ein Altar geweiht war; einen solchen verehrte man auch in Cyrrhus, einer Stadt in Syrien; zum Mindesten existiren mehrere Münzen, welche ihn so bezeichnen, und mit dem Blitze bewaffnet darstellen. Freilich sieht man nur noch dunkel einen Zusammenhang zwischen diesem Namen und der von uns bemerkten Thatsache, aber dieß ist das allgemeine Loos aller in den höhern Kreis der Wissenschaften zurücktretenden Kenntnisse bei den Alten. Niemand beinahe sprach davon anders, als in dunkeln Andeutungen. Die, welche davon genauere Kunde hatten, bewahrten sie sorgfältig, für sich und ihre vertrauten Schüler, bis sie, gleich einem geheim gehaltenen Schatze, am Ende gar verloren gingen. Noch einige solche dunkle Angaben kommen bei ihnen vor, welche auf elektrische Experimente hindeuten. In Virgil's Aeneis **XII**, V. 220, schwört Latinus:

„Ja, beim Zeus! der mit Blitzen ein Bündniß bestätigt!"

Und es scheint, als hätten die Priester hier also ein Experiment sehen lassen, einem geschlossenen Vertrage Nachdruck und feierliche Würde zu geben. Allein Servius, der Scholiast des Virgil's, sagt hier, und zu **Eccl. VI, 421**, wo er das „**Furtum Promethi**" erläutert, „daß schon Prometheus die Kunst gewußt habe, den Blitz auf die Erde herabzuleiten, daß er sie Einzelnen gelehrt habe; auch Numa sei ein solcher Geweihter gewesen, welcher das himmlische Feuer zu heiligen Gebräuchen verwendete. Weil

Tullus es entweihte, „ward er gestraft." Hier hätten wir also ein Seitenstück zum Eustathius.

Auch die Hebräer scheinen ähnliche Geheimnisse der ägyptischen Priesterkaste entwendet zu haben. Michaelis machte schon dieß bemerklich; er gab einen sogenannten negativen Beweis davon, indem er anführte,*) daß der jüdische Tempel im Verlaufe von tausend und mehr Jahren nicht Ein Mal vom Blitze getroffen worden sei; nun aber berichtet Josephus, daß die ganze Bedachung desselben einen Wald von vergoldeten oder goldenen scharfen Spitzen oder Speeren gehabt habe, wie man ein Aehnliches auf mehreren römischen Münzen mit dem Junotempel bemerkt. Josephus gibt einen wunderlichen Zweck von diesen Metallspitzen an. Sie sollten die Vögel vom Verweilen auf dem Dache abhalten.**) Sehr richtig folgert aber Michaelis daraus, daß diese Spitzen mittelst Metallröhren, welche das Regenwasser leiteten, das Dach und die Erde verbunden haben, indem sie zwischen einer Mauerbedeckung

---

*) Göttingensches Magazin 1783, 5. Hft, von S. 735 bis 768. Lichtenberg ist mit ihm vollkommen einverstanden. Der negative Beweis des Michaelis ist hier wichtiger, als man denkt. Die Römer zeichneten sorgfältig auf, wenn einmal das Kapitolium vom Blitze litt, und der Tempel lag den Juden, als einziges Haus Gottes, wohl mehr am Herzen, als das Kapitol den erstern; folglich zeugt das Schweigen ihrer Geschichtschreiber, daß ihn solch Geschick nicht traf, obschon in Palästina die Donnerwetter stark und häufig sind. Lichtenberg meint (a. a. O. S. 765), „daß $\frac{9}{10}$ von den in unsern Tagen errichteten Ableitern nicht so vollkommen sind, als dieser auf dem Tempel Jerusalems."

**) De bello Jud. V, 5. ὀβελοὺς nennt er diese Spitze = Spieße, denn die Priester rissen sie heraus (VI, 1), sie als Wurfspieße gegen die Römer zu schleudern, und das Verkleinerungswort ὀβελίσκος heißt noch ein Wurfspieß.

hinliefen, die sie durch ihren äußern Glanz jedem ungeweihten Blicke dergestalt entzogen, daß selbst einem Manne wie Josephus, das eigentliche Verhältniß im Dunkeln blieb. Und so hätten wir also hier bereits Franklin's Blitzableiter; und Schiller's Rede, die er Buttlern in den Mund legt, wäre kein Anachronismus an sich:

Und wie des Blitzes Funken sicher, schnell,
Geleitet an der Wetterstange, läuft,
Herrscht sein Befehl vom letzten, fernen Posten —
Bis zu der Wache — —
— — — — an der Kaiserburg.*)

Eine Menge Dinge werden vom uralten Zoroaster erzählt, die alle auf solche elektrische Erscheinungen und Experimente hinauszulaufen scheinen. Er erscheint mitten im Feuer, das er vom Himmel herabsteigen ließ, und nicht verlöscht werden konnte. Clemens von Alexandrien und Gregor von Tours berichten Aehnliches. Nach einer Angabe soll er aus Mangel jener Vorsicht gestorben sein, welcher schon den Salmoneus und Tullus Hostilius tödtete, nach Andern sich selbst durch den Blitz getödtet haben, um nicht dem Könige von Bactriana, seinem Feinde, in die Hände zu fallen. Fragt man, wie eine solche Erfindung so ganz verloren gehen konnte, so ist die Antwort sehr leicht: weil sie im höchstmöglichen Grade Geheimniß der Priester blieb, weil sie namentlich zugleich nicht ohne die größte Vorsicht benutzt werden konnte. Zoroaster, Salmoneus und Tullus Hostilius büßten, ist unsere Annahme richtig,

*) Wallenstein I, 1.

das Leben dadurch ein. Hatten die Alten, wie sich nicht abläugnen läßt, so viele Kenntniß von der angewandten Physik und Mathematik, welche durch die folgende Völkerwanderung und Barbarei des Mittelalters verloren ging, oder in der niedrigsten Gestalt, als Zauberei, nur fortlebte, so mußte gerade dieser Zweig das Schicksal am ersten haben. Doch dürfen wir auch nicht vergessen, daß manche solche Experimente noch eine andere Erklärung zulassen. So bewirkt man mittelst des Bergpechöls eine gewaltige Explosion, von Donner und Blitz begleitet. Als Keppel in Batu war, glaubte er, daß ein ganzer Pulverwagen in die Luft flöge, und man hatte nur einen Mantel ein paar Minuten lang über einen solchen, mit Bergpechöl gefüllten Brunnen gehalten, dann aber ein brennendes Strohbündel hineingeworfen. Das so angesammelte und entzündete Gas brachte also Phänomene hervor, welche denen der Elektrizität gleich kamen. Man denke sich dieß einfache Experiment zu einer Zeit angewendet, wo Zoroaster in seiner vollen Macht und Herrlichkeit lebte. Man denke sich, daß eine Priesterschar sich mit der andern in Verbindung gesetzt, und einen vortheilhaften Barattohandel eingeleitet hatte, wie die heilige Roma mit dem üppigen Neapel, wo man Kastraten für die Kirchen gegen Reliquien austauscht, so wird man in der alten Roma, im alten Latium schon Alles auch hervorbringen können, was Numa vom Jupiter Elicius erzielte.

XXX.

Wie so Manches mag noch angewendet worden sein, was der Elektrizität ähnliche Erscheinungen hervorbrachte! Man erinnere sich nur an den Phosphor. Benutzte man ihn, so sind alle jene glanzvoll in's Auge tretenden Bilder, jenes Meer des Lichtes, das blendend dem Neophyten in den Mysterien entgegenkam, allein schon zum größten Theile erklärlich, und Manches, was sich von der Elektrizität ableiten läßt, würde ebenfalls auf diesem Wege haben bewirkt werden können. Jene Heiligenscheine, jener Strahlenkranz, der das Haupt der Märtyrer umgibt, wie er früher das der Götter zierte, spielt schon in der Sage von Moses eine Rolle. Die Strahlen, welche von seinem Haupte erglänzen, wurden leider nachher oft bei den Künstlern zu Hörnern. Das Feuer, in welchem Zoroaster erschien, der feurige Gürtel namentlich, mit welchem er angethan war, konnte so ein Produkt des Phosphor sein. Wir fragen nicht darnach, ob es gerade solcher war, wie wir ihn besitzen, ob er gewonnen wurde, wie wir ihn gewinnen; wir bezeichnen damit nur eine Substanz, welche Erscheinungen bot, die unser Phosphor

sehen läßt: zu leuchten, ohne bemerkliche Wärme zu entwickeln. Die Weisen unserer Vorväter, die Druiden, scheinen mit einer solchen Vorrichtung ganze Wälder in Feuer gesetzt zu haben, ohne daß sie aber davon verzehrt wurden, wie sich Lukan ausdrückt:*)

— — jam fama ferebat,
— *non ardentis* fulgere incendia *silvae*.

In Ossian's Gesängen kommen mehr als Ein Mal solche Anspielungen vor. Die Alten sitzen in ihrem Kromlech oder geweihten Kreise herum, wie man deren noch in den Hochlanden findet, und es erscheinen feurige Zeichen am Himmel, in welchen Ossian den feindlichen Heerführer bemerkt. Eine plötzlich auftauchende, dem Blitz ähnliche Leuchte nannte man eine Druidenflamme. Cäculus, der Erbauer von Präneste, wollte seine Abkunft vom Vulkan beweisen, und hüllte plötzlich das ganze Völkchen in unschädliche Flammen ein.**)

In allen den angegebenen Fällen sehen wir die Bedingung erfüllt, ohne welche keiner unserer Taschenspieler auftreten würde; der Ort, wo sie Statt finden, ist gewählt und dazu eingerichtet. Wie Manches von der jetzt gewöhnlichsten Gaukelei mag in alter Zeit als das größte Wunder angestaunt worden sein! Wenn man vor den Augen einer gläubigen Menge in einen ofenähnlichen Cylinder eine Menge Schnee stopft, und der Ofen nur um so schneller sich erhitzte, je fester er verstopft

*) Pharsal. III, 420.
**) Servius in Aeneid. VII, 678 sqq.

wäre, wie würde sie staunen, daß man mit Schnee einen Ofen heizen könne! Daß eine Menge ungelöschter Kalk in der Tiefe läge, und sich aus ihm die große Wärme entwickelte, würde ihr nicht einfallen. Die Alten erzählen von mehreren Steinen, welche zu solchen Wundern dienen konnten, da sie sich, an die Luft gebracht, von selbst entzündeten, besonders, wenn man Wasser darauf goß; Theophrast, Plinius, Aelian, Dioskorides, Aristoteles u. s. f. erwähnen sie zum Theil ausführlich, und sicher waren sie meist Produkte der Chemie, welche den Namen Steine nur mit dem Rechte führten, die der Höllenstein, der Aetzstein rc. bei uns hat. Sicher mag man dieß vom Pyrites des Plinius annehmen,*) der schon in den Fingern zu brennen anfing, wenn man ihn etwas hart zusammendrückte. Die Alten konnten, im Besitze solcher Präparate, alle jene Wunder hervorbringen, welche man ungläubig läugnet, oder gläubig anstaunt, und doch ganz natürlich erklären kann. Die damit nicht näher Bekannten sahen schon späterhin selbst öfters Nichts, als Possen und Gaukeleien darin. Wie macht sich Horaz lustig, daß ihn der Priester zu Gnatia überreden will, der Weihrauch auf dem Altare entzünde sich zu Ehren der Götter von selbst!**) Sehr natürlich. Zu jener Zeit galt dem gebildeten Römer, der an gar Nichts glaubte, was er nicht zu begreifen vermochte, so ein Wunder nicht mehr, wie eines, das ein Kapuziner vor den Augen eines feinen Parisers thun würde.

---

*) H. Nat. XXXVI, 30.

**) Satir. I. Satir. V, V. 97—100.

Aber die Sache selbst war gewiß an sich so richtig, wie mit dem Ofen, der mit Schnee geheizt wurde. Pausanias sah in zwei Städten Libyens einen kleinen Tempel, wo auf einem Altar ein Häufchen Asche lag, die aber der Farbe nach von der gewöhnlichen abwich. Der Magier legte Holz darauf, betete zu einem Gott in einer den Griechen unbekannten barbarischen Sprache, und von selbst entzündete sich das Holz zur hellen Flamme.*) Das Geheimniß lag hier in der ganz ungewöhnlich aussehenden Asche. Sie war vielleicht mit Bergöl getränkt, oder mit sonst einem Erdharze gemischt. Warf der Magier beim Beten ein Körnchen Phosphor hinzu, so war das Wunder vollbracht, ehe noch das Gebet zu Ende ging. Aehnliche Beispiele ließen sich aus den Alten noch mehrere beibringen, und das Feuer der Vesta wurde sicher in solcher Art, oder durch einen elektrischen Funken entzündet, wenn es verlöscht war. Kannte man, wie wir schon früher bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit darthaten den Weingeist, so gab es nicht minder Gelegenheit zu hundert wunderbaren Selbstentzündungen. Als die Zigeuner in Europa auftraten, wunderte man sich nicht wenig, daß sie eine einzelne Garbe auf einen Haufen Stroh anzündeten, und sie nach Belieben auslöschen konnten. Das auffallendste Beispiel der Art, wodurch der Tod von vierhundert und funfzig Menschen herbeigeführt ward, war das Opfer, welches Elias auf dem Berge Karmel brachte. Er hatte seine Gegner, die Priester des Baal,

---

*) Pausan. Eliac. I, 27.

aufgefordert, durch ein Opfer entscheiden zu lassen, ob Israels Gott, oder der ihrige mächtiger sei, und die Gegner waren unvorsichtig genug, in die Falle zn gehen, denn das Auge des Elias war zu wachsam, um ihnen nicht alle Kunstgriffe abzuschneiden; sie operirten auf einem ihnen fremden Theater, und er hatte sich dasselbe gewählt, mithin vorbereitet. Sie tanzten und sprangen umsonst hin und her, sie schnitten sich umsonst in Arme und Beine, sie schrien vergeblich; Elias lachte ihrer, denn die Zeit, welche bis zur Selbstentzündung des Opfers nöthig war, geht hin, ehe sie Gelegenheit haben, durch ihre Farcen die Aufmerksamkeit der sie genau beobachtenden Zuschauer so sehr abzuziehn, daß sie ihr Kunststück vollbringen können. Jetzt aber tritt Elias an seinen Altar, legt das Holz darauf, und auf das Holz das Opfer. Statt Feuer anzuzünden, ließ er eine Menge Wasser darauf gießen. Während er jetzt betete, fiel das Feuer vom Himmel herab, und fraß „das Brandopfer, Holz, Steine und Erde, und lekte das Wasser auf, das sich in der Grube um den Altar gesammelt hatte.“ Man denke, wenn nichts Anderes beifällt, an den Ofen, der mit Schnee geheizt wurde. Daß Elias dreimal Wasser hatte herbeibringen lassen, ein Element, welches für den unversöhnlichsten Feind des Feuers gehalten wird, mußte gerade seinem Wunderwerke noch mehr den Anstrich von etwas ganz Außerordentlichem geben. Wie wenig indessen seine Gegner darin ein Werk des Himmels sahen, geht daraus hervor, daß die Königin Jesabel den grausamen Tod ihrer Priester mit dem Tode des Wunderthäters geahndet wissen wollte, und er zur eiligsten Flucht genöthigt war. Hier hätte er sich allerdings

durch ein neues Wunder retten sollen, wie er es kurze Zeit nachher that.*)

Wir übergehen so manche ähnliche Hilfsmittel, durch welche in uralten Zeiten überall, wo es Tempel gab, Feuer erzeugt wurde, ohne daß es die große fromme Menge einzusehen vermochte, wie der Diener ihrer Gottheit solches bewerkstellige. Moses, der Repräsentant „einer sehr erleuchteten und kenntnißreichen Vorwelt," wie ihn Michaelis bezeichnete**), bei einem der rohesten und unwissendsten Völker ließ mehr als Einmal die Herrlichkeit des Herrn allem Volke erscheinen, und das aufgelegte Opfer „durch Feuer verzehren, das vom Herrn kam." Auf der andern Seite aber bediente er sich auch eines solchen Feuers, den Zorn des Herrn, d. h. seinen eignen kund werden zu lassen, so daß ganz Israel in Schrecken geräth. Die beiden Söhne seines eignen Bruders brachten das Opfer nicht in der gehörigen Art, und sogleich fuhr ein Feuer aus von dem (Altar des) Herrn, und sie blieben auf der Stelle todt. Damit noch nicht zufrieden, ließ Moses die Leichname vor das Lager hinwerfen, verfaulen, und Niemand durfte sie betrauern oder begraben. Aaron selbst und seine Verwandten, die an ihrer Stelle gewählten Priester, bekamen eine Reihe neuer Vorschriften, wie sie sich beim Stiftshüttendienste zu benehmen hätten, denn sie „möchten sonst sterben."***) In noch größerm Maßstabe wieder-

*) 1. Kön. VIII. 24 ff.

**) Götting. Magaz. 1783. S. 749.

***) 3. Mos. X. vom 1. Verse an.

holte Moses das furchtbare Experiment gegen eine Menge Israeliten, welche sich gegen ihn auflehnen. Er „zerreißt die Erde unter ihnen," daß die Männer sicher lebendig in die Hölle hinunter fahren und die Erde sie zudeckt, alle andern aber durch Feuer, das vom Herrn ausfährt, umkommen. Hier ist noch mehr als gewöhnliche Explosion. Hier hat Moses eine Mine graben lassen, und darum konnte er schon im Voraus verkünden, „daß die Erde ihren Mund aufthun, und sie mit aller ihrer Habe verschlingen werde." *)

Schon in der alten Sage der Griechen finden wir Spuren von solchen sich selbst entzündenden Stoffen, vom Phosphor. Man lese die Schilderung, welche Sophokles vom Blute des Nessus macht, mit welchem Dejanira das Hemd bestreicht, das ihr die Liebe des Herkules sichern soll. Die Salbe soll sie

— Verbergen, fern vom Feuer,
Vom warmen Lichtstrahl und unberührt verhüllen stets,

bis zu der Zeit, wo sie derselben bedarf. Dieser Augenblick ist da. Sie hat mit einer Handvoll Wolle das Kleid oder Hemd gesalbt, und es in ein Käsichen gepackt, und dieß ihrem Boten gegeben, und den Bausch von Wolle hingeworfen:

— — in die Flamme hinein
Des hellen Sonnenstrahles. Aber durchgewärmt
Entschwand's dem Anblick, hingestoben auf den Grund,
Zumeist im Ansehn gleichend nun dem Staube, den
Durchschneidend aus dem Holze wohl die Säge frißt.

---

*) 4. Mos. XVI, vom 1. V. an.

Noch nicht genug; sie erblickt auch, wo:

Es lag, sogleich aufzischen blasenvollen Schaum,
Wie wenn im grünen Herbste man den Trank
Von Bacchus Weinstock auf die Erd' hinuntergießt. *)

Wenn ein Chemiker dieß liest, der weder vom Centauren Nessus, noch seinem Liebestranke und der Absicht, welche Dejanira hat, Etwas weiß, so wird er nichts, als eine Mischung von Schwefel und Phosphor in flüssiger Gestalt finden, die bei einer Temperatur unter zehn Grad flüssig bleibt, bei einer Temperatur von 25 Grad Réaumur sich entzündet, in den Sonnenstrahlen also dieß Geschick schnell haben wird; die Phosphorsäure, welche sich bei dem Verbrennen bildete, hatte auf dem Marmorboden noch die Wirkung, daß dieser in einem blasenvollen Schaume aufzischte.

Herkules wird das Opfer von Dejanira's gutgemeintem Mittel. Er legt das Feierkleid an, aber kaum hat er sich dem Opferaltare genähert, und:

— — betet voll von Heiterkeit,
Des Schmuckes und Kleides froh, der Unglückselige,

als der Phosphor-Schwefel sich entzündet und ihm unter unaussprechlichen Schmerzen Alles zerfrißt. Selbst in unsern Tagen würde man kein Rettungsmittel dagegen finden. Daß Sophokles seine Schilderung rein aus der Luft gegriffen und zufällig statt ein dichterisches Bild zu geben, ein chemisches Produkt, so wie das darauf begründete Experiment beschrieben habe, wird man doch

*) Die Trachinerinnen des Sophokles. Vom 685. V. an.

nimmermehr annehmen können. Im Gegentheile gab er nur wohl, was in dem alten Zauberlande Thessalien, wo schon zur Zeit von Troja's Fall solche geheime Kunst zu Hause war, von Jedermann beinahe gesagt wurde. *)

Was Dejanira in guter Absicht that, geschah von Medea in böser. Sie sandte ihrer Nebenbuhlerin Kreusa ein Gewand, das gleiche Folgen hatte, und außerdem noch eine Stirnbinde, aus welcher ein Heer unauslöschlicher Feuerstrahlen strömte. Vermuthlich war es mit Bergöl getränkt, das sich bei Annäherung der Flammen entzündete, und vielleicht war auch das Gewand so zubereitet. Plinius gibt dieß ausdrücklich an**), und überhaupt hatte dieß Produkt, das in der alten Zauber- und Wunderwelt eine große Rolle gespielt haben mag, oft in Griechenland nur den Namen: Medea's Oel. Die Schilderung, welche der Tragiker Seneka***) davon macht, erinnert an's griechische Feuer. Prometheus hat ihr da gelehrt, den Blitz darin zu verbergen, Vulkan, das schweflige Feuer beizumischen geboten, und unauslöschliche Blitze Apollo dazugethan. Phosphor oder Pyrophor war also dem Bergöle noch zum Ueberfluß beigemischt. Uralt ist also wohl das griechische Feuer und Medea's Geheimniß gewesen, wenn sie bereits Stiere hatte, welche das goldene Vließ bewachten, indem sie Flammen spieen, denn das Oel dieser Königstochter

---

*) Plin. H. N. XXX, 2.

**) A. a. O. II, 109.

***) Medea, IV. 2.

macht gerade den Hauptbestandtheil jenes Feuers aus. Allerdings dürfte das Alterthum wenig Spuren außer dieser von dem in der Geschichte des byzantinischen Reiches so wichtigen Kriegsmateriale finden lassen. In den Kreuzzügen sehen wir es häufig von den Arabern anwenden. Der griechische Kaiser Manuel Komnenus bekämpft die Flotte Roger's von Sicilien damit, nachdem es lange in Vergessenheit gerathen war. Alexis Komnenus hatte es nämlich schon 60 Jahre vorher gegen die Pisaner benutzt. Auf dem Vordertheile seiner Schiffe standen Löwen von Erz, welche nach allen Seiten hin Feuer spieen, je nachdem man sie richtete, und seine Tochter Anna Komnena redet in ihrer Geschichte *) von Feuer, das die Krieger aus Röhren gegen den Feind schleuderten. Man sieht, wie leicht damals eine Sache außer Gebrauch kam, weil deren, die um das Geheimniß wußten, so wenig waren. Die Wahrheit wurde selbst absichtlich entstellt. Der griechische Kaiser Konstantin Porphyrogenetus empfahl seinem Sohne, das Geheimniß vom griechischen Feuer um keinen Preis zu entdecken und vorzugeben, daß ein Engel die Bereitung gelehrt habe.

Die Erfindung desselben schreibt sich, sagt man, aus dem siebenten Jahrhunderte her, wo es ein Kallinikos aus Heliopolis in Syrien fertigte. Sicher gelang es ihm nur, es aus dem Staube der längst vergangenen Zeit wieder hervor zu holen. Die Löwen von Erz auf

*) XI, 9.

den Schiffen des Alexis erinnern zu lebhaft an die Stiere der Medea. Jene Mysterien des Bacchus in Rom 186 Jahre v. Chr. kannten es ja auch schon. Ihre brennenden Fackeln verlöschten nicht im Wasser der Tiber, denn bei ihrer Zusammensetzung war Kalk und Schwefel angewendet, sagt Livius. Das Bergöl mag er vergessen oder nicht gewußt haben. *) Aehnliche Spuren finden sich in den Notizen des Plinius. Dieser erzählt von einer Substanz, welche in Samosata zu finden sei, eine Erdart, (limus) die auf einem See ausgesondert werde und brennbar sei. Das Heer des Lucullus sei damit bekämpft worden, der Soldat in seiner Rüstung angebrannt. **) Im persischen Heere war das griechische Feuer zur Zeit des Ammianus Marcellinus oder des Kaisers Julian sehr gewöhnlich. „Sie fertigen ein Oel, erzählt der Erstere ***), womit sie ihre Pfeile bestreichen, und mit mäßiger Kraft geschleudert, verbreiten sie überall verzehrende Flammen, welche durch's Wasser nur noch heftiger werden." Der Prozeß, wie man sie bereitet, ist falsch beschrieben, wie bei Plinius vorhin, aber das griechische Feuer nicht zu verkennen. Die Perserheere unter Xerxes und Darius scheinen nichts davon gewußt zu haben, aber dagegen meldet die Sage des Morgenlandes, daß Alexander die Elephanten der Indier mit Maschinen

---

*) Livius XXXIX, 13.

**) Plin. H. N. II. 108.

***) XXIII, 6.

bekämpfte, welche Feuer spieen, so wie umgekehrt, daß sein Heer mit einem großen Feuerregen beschüttet worden sei. Dante hat schon die letztere Angabe. Er wird in der Hölle mit einem Regen von brennenden Flocken überschüttet:

Quali Alessandro in quelle parti calde
D' India vide sovra lo suo stuolo
Fiamme cadere in fino a terra salde. *)

Aus Beiden geht nichts hervor, als daß man in Indien von uralter Zeit her auch so eine Art griechisches Feuer kannte. In der Tausend und Einen Nacht bestürmen sich ein Zauberer und eine Zauberin mit feurigen Pfeilen, (55. Nacht) und in der Sakontala oder dem Schicksalsring kommt (III. 2.) ein Feuer vor, das im Schoße des Wassers brennt und lodert. Wie es zum Angriffe der belagerten Städte benutzt wurde, berichtet Ktesias. Man verwahrte „ein Oel" in irdenen Töpfen und schleuderte diese gegen die hölzernen Belagerungsmaschinen der Feinde, gegen ihre Stadtthore; plötzlich wurden diese von einer unverlöschlichen Flamme ergriffen. Aber ein strenges Geheimniß lag darauf. Niemand durfte Etwas für sich behalten; Alles mußte an den König abgeliefert werden. Das Oel läßt Ktesias aus einer schrecklichen Wasserschlange entnehmen. **) Man

---

*) Inferno, XIV. 32 — 35. Das salde ist, wie alle Commentare Dante's sagen, in Verbindung mit den zwei Worten vorher, so viel als: che anche in terra cadute non si dissipavono ed estinguevano.

**) Ael. Hist. Nat. V. 3.

spotte darum seiner nicht. Solche Dinge, welche der König aufbewahrte, „daß auch nicht ein Tropfen zurückbehalten werden darf," wird man nie so klar und deutlich machen, daß kein Irrthum unterlaufen müßte. Man denke an den geheimnißvollen Schleier, mit welchem die Einsammlung des Upasgiftes in Java betrieben wird, wohin doch Tausende von unterrichteten Europäern gekommen sind.

XXXI.

Daß in uralter Zeit bereits auch Stoffe vorhanden waren, welche sich in Kraft und Zusammensetzung unserm Schießpulver mehr oder weniger näherten, darf nach alle dem hier Mitgetheilten am wenigsten auffallen. Wer gleich dem Moses die Erde öffnen, und seine Feinde von ihr verschlingen lassen kann, muß nothwendig mit der Benutzung eines solchen oder ähnlichen bekannt sein. Wenn der Gebrauch solcher Zerstörungsmittel nicht allgemein wurde, nicht auf die Heere überging, so darf man nicht vergessen, daß sich die Mittel, womit man die zürnende Gottheit am besten darzustellen vermochte, für die Diener derselben zu gut eigneten, um dem großen Haufen Preis gegeben zu werden. Auch ein Fürst macht in der Regel davon keine Ausnahme; auch er gehört zu den Laien, und wenn sich noch unsere Prediger den nichtssagenden Ductus des Kreuzes oft bei den unbedeutendsten Veranlassungen allein und ausschließlich anzumaßen suchen, wenn manche derselben über dem Grabe eines eben Bestatteten nach gehaltener Leichenpredigt ein Kreuz schlagen, es aber dem Laien, der

eine Rede gehalten hätte, sehr übel deuten würden, so kann man leicht den Schluß machen, wie sehr die Priester des Alterthums ihre wichtigen Geheimnisse sparten. Jene Vernichtung der Rotte Korah findet nach Josephus*) ein Seitenstück lange Zeit darauf unter Samuel, als die Philister einen Angriff auf die Israeliten machen, während diese gerade dem Jehova opfern. Nach 1. Sam. VII, 10 ff. ließ Jehova nur donnern, und zwar in so hohem Grade, daß die Feinde aus Furcht deßhalb entflohen, Josephus dagegen läßt sie aber straucheln, und sie fallen in sich plötzlich öffnende Gruben; von allen Seiten brechen Flammen aus der Erde, und blenden ihnen die Augen, verletzen ihre Hände, daß sie nur in kleiner Zahl dem Verderben entgehen. Hier hätten wir also die erste Spur von sogenannten Flatterminen. Indessen wer dem Josephus weniger Glauben beimessen will, als den für heilig gehaltenen Büchern des Tempels selbst, wird diese Nachricht freilich eben so in Zweifel ziehn, wie das, was er noch von dem Schicksale des Königs Usias erzählt, dessen wir schon oben gedachten. Als dieser, sagt er, wunderbarer Weise vom Aussatze ergriffen wurde, erbebte die Erde, es riß sich ein Stück vom Felsen los und verschüttete des Königs Garten. Um so eher könnte man wohl annehmen, was er von dem Versuche des Herodes erzählt, als er 700 Jahre später sich den Schatz David's aneignen wollte.**)

---

*) Jüd. Alterth. IV. 3.

**) Jüd. Alterth. XVI. 7.

Schon sein Vorgänger hatte dieß versucht, und dreitausend Talente heraus genommen, allein doch noch viel größere Summen darin zurückgelassen. Doch als er (Herodes) nun nach diesen weiter forschen, und in die inneren Gewölbe hinein gehen wollte, wo David's und Salomon's Leichen lagen, kam eine von innen ausfahrende Flamme entgegen, und tödtete zwei Soldaten von seiner Leibwache, und voller Schrecken eilt er zurück. Einige bezweifeln die Thatsache überhaupt; sollten denn, wenn man einmal wußte, daß solche Schätze vorhanden seien, nicht schon einige jüdische Könige früher und die Eroberer Jerusalems, Nabuchodonosar, Antiochus, dieselben geplündert haben? Allein Michaelis weist nach, daß die Tempelschätze außerordentlich gewesen sein müssen, daß nur die Priester darum wußten, daß sie zum Theil noch jetzt in den verschütteten Gewölben vorhanden sein mögen, und hält den Unfall, welcher den König Herodes zurück scheuchte, für Entzündung der eingeschlossenen Kellerluft. *) Aber nach der Erzählung des Josephus, wenn sie einmal wahr sein soll, hätten nothwendig die doch vorausgehenden Arbeiter eher ein Opfer werden müssen, als die zwei Leibwächter des Königs. Sie waren der gewonnenen Oeffnung am nächsten. Und dann mußten doch überhaupt die ungeheuern unterirdischen Schatzkammern des Tempels Luftzugang genug haben, um nicht das Leben

---

*) Götting. Magaz. 1783. S. 725 ff. und vorher über die Schätze des Tempels. S. 718 u. a. a. O.

zu gefährden, denn sonst hätten ja die Priester nicht neue Summen hinzulegen können; es hätte sich nicht, nach Erstürmung des Tempels unter Titus eine ganze Menge Juden hineinflüchten und darin verweilen können, bis sie der Hunger heraustrieb.*) Ungleich glaubwürdiger ist also wohl die Vermuthung, daß die den Herodes hassenden Priester ihn mit dem Kunststücke zurückscheuchten, dessen Geheimniß sich von Moses an auf sie vererbt hatte; den Schatz hielten sie für ihr Eigenthum, weil er zunächst dem Jehova geheiligt und zu dessen Dienste bestimmt war. Ein solches quid pro quo bot die Hierarchie zu allen Zeiten dar, und in Spanien, in Portugal, in Südamerika ist es noch heute zu schauen. Mit den Schätzen der Kirche dort ließen sich alle Staatsschulden bezahlen, welche die leere Schatzkammer in Verlegenheit setzen.

Kurz vorher hat Michaelis a. a. O. auch die Erscheinung so erklärt, welche sich den Versuchen Julian's entgegensetzten, als er den Tempel wieder aufbauen wollte. Es brach da Feuer aus der Erde, und tödtete und schreckte die Arbeiter ab, daß die ganze Sache unterblieb. Dieß war ein Wunder; dafür nahmen es die damaligen Christen, und wenn jetzt ein wundergläubiger Priester die Geschichte von der Zerstörung Jerusalems erzählt, unterläßt er gewiß nicht, auch heute noch einen offenbaren Fingerzeig des Himmels darin zu erblicken, um es der seufzenden Dorfgemeinde als Zeichen des göttlichen Zornes

---

*) Joseph. de bello Jud. VII. 2.

gegen jenes verstockte Volk vorzustellen, das Christum gekreuzigt hat. Allein das Wunder ging sehr natürlich zu; entweder wie Michaelis will, durch die dreihundert Jahre lang verborgene eingeschlossene Luft in den unterirdischen Gewölben, die, wenn man irgendwo darauf stieß, allerdings entzündet werden, mit großem Donner herausfahren, und alle in ihren Umkreis Kommenden tödten konnte, oder in sofern auch unter den damaligen Christen noch Leute waren, welche Feuerballen mitten in den Ruinen zu verbergen, Gänge unter denselben anzulegen, und so Erdbeben und Flammen zu veranstalten wußten, von denen freilich nachher weder Justinian, als er eine Kirche hier aufbauen ließ, noch die Araber Etwas bemerkten, als sie eine Moschee anlegten, die noch heute steht. Entweder gingen sie nicht so tief in den Schutt hinein, um die eingeschlossenen, entzündbaren Dünste zu treffen, oder es war Niemand da, der ihnen Hindernisse solcher Art entgegen zu setzen vermochte. Justinian hätte von den Letztern am wenigsten zu fürchten gehabt. Im Anfange der saracenischen Herrschaft war noch das Geheimniß, solche Minen anzulegen, von denen vielleicht schon Jericho's Mauer einstürzten, als die Trompeten das Zeichen zum Anzünden derselben gaben, unter den Christen des Morgenlandes vorhanden. — Der Khalif Motassem ließ den Christen Syrien's die Wahl, einen Berg durch ihr Gebet zu versetzen, oder zum Islam überzutreten. Ihr Glaube mußte weniger, als ein Senfkorn betragen, denn sie erwirkten erst einen Aufschub von zehn Tagen, da aber bewegte sich in der That der Berg, und die Erde erbebte auf sonderbare Art. Hier ist eine

Mine ganz unverkennbar; in zehn Tagen läßt sich viel umgraben. *)

Die Tempelwelt der Griechen hat ebenfalls Spuren der Art. Als die Perser in Griechenland einbrachen, verkündete das Orakel des Apollo, daß dieser seinen Tempel schon selbst zu schützen wissen werde. Und es geschah so; die Erde that sich auf, die Felsen öffneten ihre Seiten, unzählige Steine rollten herab, verzehrende Flammen fuhren heraus, welche eine unsichtbare Hand zu entzünden schien. Die Gallier hatten später kein besseres Geschick. **) Pausanias schreibt dasselbe einem Erdbeben und furchtbaren Orkane zu, der als ein Wunder anzusehen sei. „Der Blitz tödtete nicht bloß Jeden, den er traf, sondern eine entzündete Luft theilte sich auch den Entfernten mit, und verwandelte sie in Asche;“ erzählt er noch. ***)

Man ist an den neuern Ursprung des Schießpulvers so gewöhnt, daß jede dieser spärlichen Nachrichten von Vorfällen, welche mit den Wirkungen desselben so überraschende Aehnlichkeit haben, so wie von China, Indien und den nahe liegenden Ländern weiß, ganz übersehen zu werden pflegt. Allein schon der Erzieher Philipp's des Schönen, Egidio Colonna, stellte dasselbe als eine Verbesserung des griechischen Feuers dar, und die Araber machten Gebrauch von einer solchen Composition gegen das Heer Ludwig's des Heiligen, so wie bei

---

*) Voyages de Marco Polo, IV. 5. Nouvelles Annal. des Voyages, II. S. 165.

**) Herodot, VIII, 37, 39. Justin. XXIV. 8.

***) Pausan. Phocic. XXIII.

der Eroberung von Mekka. In China, in Tibet, in Indien, fertigte man Feuerwerke und Feuerkugeln. Als das Heer des Dschingiskhan von Hochasien herab sich nach Westen und Süden wie ein Strom ergoß, (1253) begleiteten es tausend Familien chinesischer Feuerwerker.*) Nun doch gewiß nicht, um Geburts- und Namenstage zu feiern? Ein altes indisches Gesetzbuch, das sich in die dunkelste Nacht verliert, hat schon den Gebrauch der Feuerwaffen verboten, wodurch eben die allgemeine Verbreitung derselben lange Zeit verhütet worden sein mag, und spricht von gewöhnlichen Waffen der Art, so wie von solchen, die hundert Menschen auf einmal tödten, folglich gleich an unser Geschütz erinnern. Die Hinduhs gruben Löcher in die Felsen, und ließen dann Steine auf ihre Feinde regnen, wie es die Priester in Delphi gegen die Perser und Gallier thaten. Ein Commentar der Veda's schreibt die Erfindung des Schießpulvers einem Gotte Vacarma zu, welcher die Waffen fertigte, womit die Götter gegen ihre Feinde, die bösen Genien, auszogen.**) In China, wo die Kunst des Feuerwerkers schon vor Jahrhunderten eine Höhe erreicht hatte, welche wir kaum zu ersteigen wagen, ist der Gebrauch des Schießpulvers so uralt, daß man schon im zehnten Jahrhunderte feurige oder donnernde Wagen hatte, und die Erfindung dem ersten Könige dieses Landes zuschrieb, der in allen Zauberkünsten erfahren

*) Emir Malek, der Assassinenfürst, I. S. 208. Leipzig, 1829.

**) Langlès Magas. encycl. IV. année. S. 333 ff.

gewesen sei. Allerdings mag also wohl zu jeder Zeit, ehe man es allgemein kannte, manches vermeintliche Wunder, wie dort in und vor der Stiftshütte, dadurch bewerkstelligt worden sein. Bei den Griechen und Römern scheint dieser Zweig geheimer Kunst nie das Allerheiligste des Tempels verlassen zu haben. Andeutungen, daß Indiens Weisheit zu ihnen als Sage vorgedrungen sei, finden sich aber doch in den Mythen von den Titanen vor, welche gegen den Olymp sich erheben, die mit den Blitzen des Jupiter's erlegt werden, wie die bösen Genien, welche wir gegen Indiens Götter aufstehen sahen. Dort fertigt den Letztern ein Gott die Feuerwaffen, und bei den Griechen kommen dem Olymp die Cyklopen mit den Blitzen zu Hilfe. Nach Hesiod geben die Brüder des Saturnus, als sie vom Jupiter in Freiheit gesetzt sind, demselben, ihre Dankbarkeit zu bezeigen, den donnernden Blitz des Himmels und die in dem Busen der Erde verschlossenen Blitze, daß ihm so die Herrschaft über die Götter, wie über die Menschen, gesichert bleibt. Die Cyklopen allein verstehen die Blitze zu schmieden. Aehnliche Sagen veranlassen auch ähnliche Vergleichungen und ähnliche Ereignisse in viel, viel späterer Zeit auch wieder ähnliche Sagen. Als Cortes und Pizarro ein schüchternes Volk mit ihren Büchsen, Musketen und Kanonen vernichteten, sah dieß in ihren Kriegern nur Götter mit Donner und Blitz bewaffnet, bis es fand, daß es nur eine Zahl böser Genien sei. Ein sehr auffallender Vorfall der Art ist in der Erzählung enthalten, welche wir von dem Elias lesen, der durch seine vielerlei vermeinten Wunder allerdings unter den rohen

Israeliten ein unbegränztes Vertrauen finden mußte. Er soll zum Könige Ahasja kommen, welcher krank ist, hat aber keine Lust dazu, sondern läßt Feuer vom Himmel fallen, das den zu ihm gesendeten Hauptmann mit funfzig ihm beigegebenen Kriegern verzehrt. Was sie dem heiligen Manne gethan hatten, wird nicht erzählt. Einer zweiten eben so starken Schaar geht es nicht besser, und erst der dritten, deren Hauptmann vor dem Manne Gottes demüthig das Knie beugt, gelingt es, ihn mit sich zu nehmen. Sonderbar und nicht zu erklären ist es, wie dieser Prophet, dessen Blutdurst und Kenntniß gleichen Schritt gehalten zu haben scheinen, noch jetzt unter den wilden Völkern des Kaukasus ein Ansehen behauptet, wie zur Zeit seines Lebens in Palästina. Fast alle Felsenspitzen und Felsenhöhlen sind ihm geweiht. Bei einem großen Dorfe im Lande der Osseten, die tief im Innern wohnen, ist ein Fels, auf dessen Spitze eine Höhle sich befindet, welche wie ein Heiligthum betrachtet wird. Kein Mensch kennt ihren Eingang, ihr Inneres, als der, welcher jährlich darin zu opfern berechtigt ist. Die Zauberei ist im Kaukasus zu Hause, aber am Fuße dieses — Eliasberges weidet jede Herde ungestraft, denn der Tod oder Blindheit straft den Räuber. Statt einen Eid abzulegen, steigt man zu dem Eliasfelsen hinauf. In der Höhle oben auf dem Berge ist ein Stein, flach und groß wie ein Altar, und auf ihm steht ein Becher, der sich von selbst, wie Scherasmin's Zauberkelch, mit Bier füllt; läuft er aber beim jährlichen Opfer gar über, so bedeutet dieß eine außerordentliche Ernte. Alle Jahre wird nämlich ein großes Fest in der Ebene veran-

staltet, wo man dem Elias Bier, Ochsen und Schöpse opfert, die der Priester desselben mit den Aeltesten des Dorfes sich recht gut schmecken läßt. Am kaspischen Meere gibt es eine Eliashöhle, wo man das Bett und den Stuhl des Propheten, aus Stein geformt, zeigt. Woher diese Verehrung des Elias kommt? dieß dürfte schwer zu errathen sein, da diese Menschen Muhammedaner sind. Genug aber, der Prophet Ilia gilt ihnen nun einmal, wie er je in seinem Vaterlande gegolten hat. Im Kaukasus haben die Leute eine ganz besondere Art von Respekt für das Donnerwetter. Wenn Jemand vom Blitze getödtet wird, so sagen sie, der Prophet Elias habe ihn geschlagen und der liebe Gott ausgezeichnet. Man erhebt dann ein Freudengeschrei, man tanzt und singt um den Leichnam herum. Von allen Enden her laufen sie, wie närrisch, die Wohlthat des Elias zu preisen. Ist das Donnerwetter vorbei, so wird der Todte umgekleidet, und auf ein Lager in die Stellung gebracht, wie man ihn im Tode gefunden hatte, und nun geht der Spektakel auf's Neue an, und dauert bis in die Nacht. Die nächsten Verwandten sind so lustig, wie die andern, denn wer eine Miene verzöge, versündigte sich am Propheten Elias. Acht Tage dauert solch Unwesen. Erst dann schreitet man zum Begräbnisse, wobei es nicht weniger lustig zugeht. *)

Nach Plinius ist Mars zur Zeit des trojanischen Krieges allein im Besitze der Kunst, den Blitz zu schleu-

---

*) Jul. Klaproth Descript. du Caucase, an mehr als einem Orte.

dern.*) Die Stelle ist äußerst kurz und so undeutlich, daß kein Mensch darauf pochen wird, wenn er eine Vermuthung wagt. Indessen könnte sie gedeutet werden, daß die Wissenschaft der Tempel sich das Geheimniß anmaßte, im Kampfe allein den Blitz in ihrer Gewalt zu haben, und daß dieß faktisch erwiesen sei, würde nicht bloß aus dem Schicksale hervorgehen, welches die den Tempel des Apollo stürmenden Perser und Gallier hatten, sondern auch durch den Tod der Krieger Alexander's klar werden, welche den Tempel der Kabiren bei Theben entweihten, aber vom Donner und Blitz erschlagen wurden.**) Wenn Porsenna ein Ungeheuer tödtet, das sein Land verheert, weil er die Kunst verstand, den Blitz zu beschwören***), so konnte dieß wohl nicht anders geschehen, als daß er eine Art Wurfgeschütz besaß, aus welchem er in ansehnlicher Ferne den künstlichen Blitz schleuderte. Als Alarich Italien verwüstete und Rom bedrohte, erboten sich etrurische Zauberer, ihn mit ihrem Donner und Blitze abzuhalten. Sie wollten nämlich durch ihre geheimen Künste den Blitz vom Himmel herab locken, und ihn dann gegen die Barbaren schleudern. Der Bischof von Rom, Innocenz, oder der Papst, wie er sich später nennen ließ, soll auch in der Angst nichts dagegen gehabt haben, allein der Senat

---

*) H. Nat. XXX. Von Bedeutung scheint es zu sein, daß Numa durch Bestätigung seines Fulminis eliciendi die Schilder des Mars als Unterpfand bekommt. (Ovid. Fast. III. 330 fgg.)

**) Pausan. Boeot. XXV.

***) Plin. a. a. O. II. 54.

fürchtete den Zorn Gottes und des christlichen Kaisers zu sehr, um solche Wiederkehr des Heidenthums zu gestatten, besonders, da die Zauberer verlangten, mehrere feierliche Ceremonien öffentlich begehen zu dürfen. Nach Sozomenus soll es Statt gefunden, aber Nichts genützt haben. *)

Was sich hauptsächlich gegen den aus allen diesen Mittheilungen gezogenen Schluß einwenden ließe, wäre die Schnelligkeit, womit die ganze Kenntniß eines so wichtigen Hilfsmittels in Vergessenheit gerieth, und der Umstand, daß es bei den giechischen und römischen Heeren nie in Anwendung kam, so häufig sie doch zum Schutz und Trutz Gebrauch davon hätten machen können. Je allgemeiner sich der Gebrauch davon verbreitete, als das Schießpulver durch Berthold Schwarz zum zweiten Mal in's Leben trat, desto mehr muß jene Vernachlässigung auffallen. Allein, die Antwort ist leicht. Was Geheimniß der Priesterkaste war, mußte mit der Vernichtung dieser auch leicht verloren gehen können, zumal, wenn es, wie wohl hier, nur auf sehr wenige Geweihte beschränkt blieb. Scheint es doch z. B., als ob nur Moses eine Zeit lang das Geheimniß bewahrt habe, denn sonst würden nicht die eignen Neffen Opfer ihrer Unwissenheit geworden sein; späterhin hatten wieder nur Samuel und Elias Kenntniß davon. Nimmt man nun noch dazu, daß die Bereitung des Schießpulvers viele Vorsicht erfordert, wenn sie nicht zum Verderben des damit Beschäftigten ausschlagen soll, so mußte auch dieß die große Menge abschrecken.

---

*) Gibbon a. a. O. V, S. 246.

So viel ist gewiß, daß sich im byzantinischen Reiche die Erfindung kaum verloren haben kann, als sie im abendländischen schon wieder auftauchte, denn aus dem 5. Jahrhunderte haben wir die Beschreibung eines Feuerwerkes von Sonnen, von buntem Feuer, von Raketen, wie wir es uns nur denken können, und aus dem 9. Jahrhundert beim Jul. Afrikanus eine Angabe von Verfertigung des Schießpulvers, wie es jetzt geliefert wird.

XXXII.

Wollen wir in der bisher gewohnten Weise noch auch annehmen, daß den Alten auch die Windbüchse, der Magnet, die Magnetnadel und die Gewalt der Wasserdämpfe bekannt war, so müßte das Reich der Wunder, von welchen die vergangene Zeit erzählt, noch mehr Mittel finden lassen können. Und doch werden sich ebenfalls nicht wenige Belege dazu ergeben. Die Windbüchse z. B. ist bereits von Philo aus Byzanz, der im dritten Jahrhundert lebte, sehr genau beschrieben, ohne daß er sich etwa die Erfindung aneignet, und sie muß also noch älter sein. Xiphilinus erwähnt vergifteter Nadeln, welche mit dem Athem fortgetrieben werden, und öfters Menschen tödteten. Wenn dieß nicht Stechbolzen waren, die mit einem Blasrohre geschossen werden, so müßte er ebenfalls eine Windbüchse im Sinne gehabt haben.*) Wie weit die Kenntniß von der Kraft der Wasserdämpfe ging, durch welche unserm ganzen Verkehr

---

*) Xiphilinus in Domit. und in Commod. Revue Encyclop. XXIII, S. 529 ff.

im bürgerlichen Leben, dem Fabrikwesen, eine andere Gestalt gegeben wird, wissen wir nichts Genaues; es gibt vielleicht ein einziges Beispiel, das übrigens noch sehr dunkel ist. Ein Anthemus von Tralles, der Baumeister der Sophienkirche, soll das Haus eines ihm verhaßten Nachbars durch lederne Röhren auseinander getrieben haben, die unten weit, oben enge waren, und mit Wassergefäßen unten luftdicht verbunden wurden, oben aber an die Balken des verhaßten Hauses kamen. Das Wasser wurde zum Kochen gebracht, und alle Balken krachten. Ehe dieß geschehen konnte, mußten alle ledernen Röhren platzen, doch sieht man eine Spur von Anwendung der Wasserdämpfe und ihrer Kraft, welche nur dem Berichterstatter Agathias unbekannt gewesen, entstellt worden sein kann, weil er keine Ansicht davon hatte. Möglich wäre es, daß Hannibal auf seinem Zuge über die Alpen von Wasserdämpfen Gebrauch gemacht habe, denn die Felsen mit Essig zu sprengen hätte lange und kostspielig genug werden sollen. Unsere Vorfahren machten Versuche der Art mit dem Püsterich, einer räthselhaften, verkrüppelten Menschengestalt von Eisen und hohl, die mit Wasser gefüllt wurde. Verschiedene Oeffnungen wurden mit hölzernen Pflöcken verschlossen, und dann unter der ganzen Figur Feuer angezündet. Das Wasser drang dann, in Dunst verwandelt, durch Augen, Mund und Nase heraus, und ergoß sich in gewaltigen Strömen, ohne daß man aber weiß, zu welchem Zwecke.

Die anziehende Kraft des Magnets konnte fast zu keiner Zeit übersehen werden, und von der Kenntniß derselben in uralter Zeit würden mehrere Beispiele aufgeführt

werden können. Indessen scheint sie nicht aus der Hülle gekommen zu sein, welche ihr die Priester umhingen, und sich besonders auf Götterbilder erstreckt zu haben, die man frei in der Luft schweben ließ. So Manches, womit jetzt die Physik ihr Spiel treibt, wurde damals als Wunderwerk dargestellt. Wie viel von der Magnetnadel bekannt gewesen sei, hat, gleich den meisten solcher Dinge, zu vielem Streite Anlaß gegeben. Einige Kritiker finden sie schon beim Homer, wenn Alkinous dem Ulysses erzählt, daß die Schiffe der Phäaker mit Verstand begabt seien, deßhalb aber keines Steuermannes und Steuerruders bedürften. Mehr möchten wohl die Reisen der Phönikier dafür beweisen, welche doch mindestens bis zu den britischen Inseln west- und nordwärts, und vielleicht tief längs der afrikanischen Küste hinab gingen, so daß sie doch nicht immer als bloße Küstenfahrten angesehen werden konnten. Der Skythe Abaris fand den Weg durch die ganze Welt mit Hilfe eines Pfeiles, erzählt man, und dieß würde darthun, daß auch dieß Geheimniß im Innern Asiens zu suchen sei, wenn hier Pfeil mit Nadel und Magnetnadel als Eins betrachtet werden könnte. An Wahrscheinlichkeit gewinnt diese Vermuthung, weil Pythagoras ihm angeblich den Pfeil entwendete, und er nun nicht mehr den Weg zu finden wußte.*) Den Finnen schrieb man ebenfalls die Kenntniß solches Hilfsmittels seit undenklichen Zeiten zu. Die ganze Richtung davon scheint auf Hochasien hinzudeuten, das mit den Chinesen immerfort in genauer Verbindung stand, und hier scheint

*) Jamblichus in Vit. Pythag. XXVIII.

der Gebrauch der Magnetnadel uralt zu sein, wenn sie auch gleich, wie in so manchen andern Erfindungen, später von den Europäern überflügelt worden sind. Es ist keinesweges damit gesagt, daß nicht in Europa Manches zum zweiten Male erfunden worden sei, was nicht schon in uralter Zeit vorhanden gewesen ist. Wird doch oft eine und dieselbe Kunst an zwei Orten zugleich erfunden, warum denn nicht in zwei von einander ganz verschiedenen Zeiten? Den Beweis liefert die Xylographie und die mit ihr verbundene Buchdruckerkunst, welche wir kaum seit 400 Jahren kennen, und China vielleicht seit 4000 Jahren besitzt, ohne sie an die Deutschen, und an die Europäer überhaupt, abgegeben zu haben. Aber gerade, wie es mit ihr gegangen ist, mag es mit vielen andern Künsten gegangen sein, die, im Osten einheimisch, bis nach dem Westen vorgedrungen waren, und hier, bei der schrecklichen Umkehrung aller Dinge, in Folge der Völkerwanderung, verloren gingen, oder nur im Besitze Einzelner blieben, bis sie zum zweiten Male, und mindestens für immer, erfunden wurden. Denn selbst in unsern Zeiten geht oft eine Erfindung spurlos dahin, und wiederholt sich. So hatte schon vor funfzig und mehr Jahren Lichtenberg gezeigt, daß man die wohlfeilsten und dauerhaftesten Mongolfièren aus dem Schafhäutchen des Mutterkuchens fertigen, und dann die größten, sichersten Luftreisen damit machen könne. Kein Mensch scheint darauf Rücksicht genommen zu haben. Vor einigen Jahren bat ein armer Pädagog zu Roßleben in öffentlichen Blättern um Unterstützung, mit diesem Stoffe Versuche zum Fliegen machen zu können. Er ist be-

reits gestorben, und seine Idee wird wieder vergessen werden, denn daß er sie aus Lichtenberg's Ansichten geschöpft habe, ist zwar möglich, aber nicht wahrscheinlich; es müßte ihm denn der Zufall das Göttingensche Magazin von 1783, S. 730 fgg. in die Hände geführt haben. So hat schon unter Karl V. in Spanien ein Architekt ein Dampfschiff gebaut, das in Gegenwart des Kaisers trefflich manövrirte, und Fulton es wohl wenig geahnet, als er zum zweiten, oder vielleicht zum dritten Male die Kraft der Dämpfe entdeckte, welche nun Allem eine neue Gestalt zu geben verspricht, und Tagereisen in den Raum weniger Stunden zusammendrängt. Zwei Ursachen wirkten vornehmlich, bewundernswerthe Kenntnisse alter Zeiten in Vergessenheit zu bringen, oder ganz ausarten zu lassen. Einmal der Schleier, den ihnen Neid und Herrschsucht der Priester überwarf. Was man mit großen Kosten, welche die Reise nach fremden Ländern verursachte, wo Weisheit zu finden war, erwarb, was man mit großer Lebensgefahr erwarb, — man denke an die Beschwerde einer Reise in jenen Zeiten, an die Einweihung des Neophyten in die Mysterien, — das bewahrte man als einen großen Schatz, als ein Kapital, das Zinsen tragen sollte. Ausnahmen konnten der Natur nach um so seltener nur Statt finden, da Verschwiegenheit die erste Pflicht war, unter welcher man zu den gewünschten Kenntnissen gelangen konnte. Aber, wenn nun auch einmal ja Jemand hätte den Schleier zerreißen wollen, wie hätte er es denn anfangen können? Eine eigentliche Theorie fehlte. Das Meiste war Erfahrungswissenschaft. Man hatte die bestimmte Vorschrift, nach welcher zu Werke ge-

gangen werden sollte, und wer davon abwich, wie Tullus Hostilius, fand den Tod. Viele von diesen Vorschriften waren wieder so kurz, so dunkel, so symbolisch, und in einem ganz fremden Idiom, daß sie nur durch mündlichen Unterricht brauchbar waren, und außerdem ganz werthlos blieben, oder auf Abwege führten, wie die Beschwörungsformeln des Mittelalters zeigen. Da die Nebensache, um die Entdeckung der Uneingeweihten zu meiden, häufig als Hauptsache hingestellt war, so konnte sich wieder nicht leicht eine genauere Kenntniß fortpflanzen. Wir kennen nur einen Alten, welcher in der Physik und Chemie experimentirte, um die gewonnenen Resultate in's Klare zu bringen. Es war Demokrit, der Abderit, dessen Name zum Deckmantel vieler Mährchen benutzt wurde. Ganze Bände hatte man ihm untergeschoben, sagt Gellius,*) deren Echtheit selbst Plinius für ausgemacht hielt. Seine Schriften gingen leider verloren, und wir wissen nur, daß er, weil er die Wissenschaft in's Leben einführen wollte, in großen Streit mit den Priestern gerieth, denn es ging ihm, wie so Manchem jetzt; er glaubte an keine Wunder, er suchte den vermeinten Wundern nachzuspüren, und kannte keine Zauberei, als die, welche die Gesetze der Natur und ihre Werke nachzuahmen weiß.

---

*) Noct. Att. X, 12.

Druckfehler.

S. 231 muß Zeile 15 v. o. gelesen werden: im Remulus, dem Könige ꝛc.

S. 234 lies Zeile 2 v. o. entzog statt: entzogen.

S. 254 Zeile 19 v. o. fehlt nach den Worten „so wie:" was man.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

*r,

Das Reich der Geister, der Wunder, des Priestertrugs und der Zauberei

Bd.: 2

Leipzig (1834)

40.6933-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11021901-6